image
not
available

Digitized by Google

Digitized by Google

Dogm. 467°

Digitized by Google

Handbuch

der

katholiſchen Glaubenslehre

für

denkende Chriſten.

Von

Dr. Maurus Hagel,

Profeſſor der Theologie am Lyceum zu Dilingen.

Hagel
Hamilton

Augsburg, 1838.

Verlag der Karl Kollmann'ſchen Buchhandlung.

(Wien bei C. Gerold; Mörſchner und Jasper, Luzern bei Gebr. Räber.)

114 BG

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Juden fodern Zeichen, und die Griechen fragen nach Weisheit. Wir hingegen predigen Chriſtum, den Gekreuzigten, der den Juden ein Aergerniß, und den Heiden Thorheit iſt. Den Berufenen aber aus den Juden ſowohl, als den Heiden iſt Chriſtus Gottes Kraft, und Gottes Weisheit.

1 Cor. 1, 22 f. f.

Vorwort.

In der chriſtlichen Welt iſt eine bedeutende Revolution vorgegangen. Chriſtenthum und Fanatismus gelten in dieſem Augenblicke bei Vielen für einerlei. Einige gehen noch weiter. „Die Prieſter," ſagt der verrufene Robespierre, „ſind für die Moral, was die Marktſchreier für die Heilkunde ſind. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem Gott der Natur, und dem der Prieſter! Nichts gleicht dem Atheismus ſo ſehr, als die Religionen, die ſie geſchaffen haben. Der wahre Prieſter des Höchſten iſt die Natur; ſein Tempel das Univerſum; ſeine Verehrung die Tugend; ſeine Feſte die Freude eines guten Volkes, das ſich unter ſeinen Augen verſammelt hat, um die ſanften Bande der Brüderſchaft noch enger zuſammenzuziehen, und ihm die Huldigung reiner Gefühle darzubringen." — Man wünſcht die Götter Griechenlands zurück, aus deren heiterm Dienſte finſterer Ernſt und trauriges Entſagen verbannt waren, und beklagt es laut, daß, um Einen zu bereichern, jene Götterwelt untergehen mußte.

Dieſe Revolution iſt bewirkt worden durch eine Reihe von Schriften, die gegen die chriſtliche Religion gerichtet ſind. Die Verfaſſer machen darin die heiligen

Schriften lächerlich, beſchuldigen den Clerus der Heuchelei, der Unwiſſenheit, der Habſucht und des Stolzes, ſchildern mit grellen Farben den unter den Chriſten herrſchenden Aberglauben, und ſuchen auf alle Weiſe darzuthun, daß man zur Vernunftreligion zurückkehren müſſe. Dadurch wurde allmählig der Glaube an das poſitive Chriſtenthum untergraben, ſo daß bereits eine Art von Heroismus dazu gehört, ſich noch öffentlich dazu zu bekennen.

Sollte nun eine Gegenrevolution bewirkt, und die chriſtliche Religion wieder zu Ehren gebracht werden, ſo kann dieß nur durch eine andere Reihe von Schriften geſchehen, welche dieſelbe in Schutz nehmen. Die Einwürfe der Gegner müſſen mit eben ſo viel Eifer und Aufwand von Scharfſinn widerlegt werden, als ſie gemacht worden ſind, und noch gemacht werden. Wäre dieſes immer geſchehen, ſo hätte der Rationalismus ſchwerlich eine ſo ausgebreitete Herrſchaft erlangt. Ich weiß aus Erfahrung, wie wenig es koſtet, die Vorurtheile gegen die chriſtliche Religion zu zerſtreuen, und die Menſchen von der Wahrheit derſelben zu überzeugen. Ich habe es mit jungen Leuten zu thun gehabt, die nach ihrem eigenen Geſtändniß die chriſtliche Religion gering ſchätzten, und darum ſich nur ungern zur Theologie bequemten. Dieſe ſöhnten ſich jedesmal mit der ihnen verhaßten Theologie aus, und ſind bis zur Stunde noch gute Chriſten, und eifrige Prieſter. Ich zweifle auch nicht, daß viele von denen, die jetzt dem Rationalismus huldigen, gute Chriſten werden würden, wenn ſie ſich in der Theologie umſehen könnten oder wollten, und Gelegenheit fänden, ihre Vorurtheile gegen das Chriſtenthum zu berichtigen.

Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo kann es nur von Nutzen ſeyn, den zahlloſen Schriften gegen das Chriſtenthum etwas entgegenzuſetzen, und das Vorurtheil zu bekämpfen, daß man, um ein Chriſt ſeyn zu können, der Vernunft entſagen müſſe. Sollte indeß dieſe Schrift gar keinen Nutzen haben, ſo kann ſie wenigſtens dazu dienen, daß man einſehen lerne, es iſt weit leichter, Einwürfe gegen die chriſtliche Religion zu machen, als etwas Beſſeres zu ſagen — eine Einſicht, die da, wo ſie Platz gegriffen hat, den ſtolzen Ton der Rationaliſten nothwendig herabſtimmen muß.

Die chriſtliche Religion iſt nicht nur Sache des Theologen von Profeſſion; ſondern auch Sache des Philoſophen, des Richters, des Arztes; kurz; die Sache von Jedermann. Nur wenn der Philoſoph zugleich ein Chriſt iſt, werden ſich ihm die dunkeln Ausſichten in die Ewigkeit in getroſte Erwartungen verwandeln; nur der Chriſt wird, wenn er Richter iſt, unbeſtechlich, und muthig genug ſeyn, für das wehrloſe Recht gegen das bewaffnete Unrecht zu ſprechen; oder, wenn er Arzt iſt, keine Gefahr ſcheuen, um andere geſund zu machen, oder geſund zu erhalten. Das Chriſtenthum verhält ſich in jedem Menſchen, wie die Seele zum Leibe. — Indeß iſt nicht zu erwarten, daß alle Menſchen Theologen werden; der größte Theil ſelbſt von den Gebildeten muß ſeine Theologie aus Büchern ſchöpfen. Für ſolche Leute nun, die eben keine Theologen von Profeſſion ſind, und nicht wohl ſeyn können; iſt dieſes Handbuch der chriſtlichen Glaubenslehre geſchrieben.

Das Buch handelt ausſchließend nur von den Glaubenslehren. Die Sittenlehre iſt aus dem Grunde übergangen, weil es darin keine Ketzereien giebt, und,

wenn die Glaubenslehre feſtſteht, die Sittenlehre keiner beſondern Apologie mehr bedarf.

Diejenigen, die da meynen, daß in einer Schrift, die es mit dem poſitiven Chriſtenthum zu thun hat, der Philoſophie zu viel Spielraum gegeben iſt, bitte ich, zu bedenken, das dem Rationalismus gegenüber durch eine trockene Aufzählung der poſitiven Glaubenslehren nichts gewonnen wird. Man muß den Unglauben in der Wurzel angreifen, und ihn mit ſeinen eigenen Waffen bekämpfen.

Die Glaubenslehre zerfällt in die allgemeine und beſondere; jene macht den erſten; dieſe den zweiten Theil dieſes Handbuches aus.

Möge Gott dieſe meine Arbeit ſegnen, die keinen andern Zweck hat, als ſeine, und die Ehre deſſen, den er geſandt hat — Jeſu Chriſti!

Dilingen im September 1837.

Der Verfaſſer.

Allgemeine Glaubenslehre.

Eintheilung.

1.

Die Glaubenslehre wird entweder aus der Vernunft, oder aus Unterricht geſchöpft; im erſten Falle heißt ſie rational; im zweiten poſitiv. Unter den poſitiven Glaubenslehren iſt die chriſtliche die vorzüglichſte, die, inſofern ſie ſich immer und überall gleich bleibt, katholiſch heißt. Die Glaubenslehre iſt alſo entweder rational, oder poſitiv=chriſtlich oder katholiſch. Jeder dieſer Glaubenslehren widmen wir ein eigenes Kapitel.

I. Kapitel.

Rationale Glaubenslehre.

2.

Ehe von Religion die Rede ſeyn kann, muß man über den Urſprung derſelben im Reinen ſeyn. Er giebt ſich durch die Unterſuchung, daß die Religion einen guten Grund hat, folglich etwas mehr, als Wahn und Vorurtheil iſt, ſo frägt ſich natürlich, was denn der Menſch aus ſich ſelbſt von Religion wiſſe; es iſt alſo zunächſt die rationale Glaubenslehre aufzuſtellen, und zugleich die Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit derſelben darzuthun. Für

den Fall, daß die rationale Glaubenslehre als unzulänglich erfunden wird, und eine Offenbarung wenigſtens als erwünſcht erſcheint, iſt dann aufzuweiſen, wie man dieſe letztere ſicher erkennen und von einer vorgeblichen unterſcheiden könne, d. h. es iſt die Theorie aller Offenbarung aufzuſtellen; denn es iſt eben ſo mißlich, eine wahre Offenbarung als falſch zu verwerfen, als eine falſche für wahr hinzunehmen. Dieſes iſt im Weſentlichen der Inhalt der rationalen Glaubenslehre.

I. Abſchnitt.

Urſprung der Religion.

3.

Religion im weiteſten Sinne iſt das Band, das die Geſchöpfe an den Schöpfer knüpft oder das Verhältniß der Geſchöpfe zu dem Schöpfer, vermöge deſſen jene dieſem untergeordnet ſind. — Die Geſchöpfe bleiben begreiflich Gott untergeordnet, wenn ſie dieſes auch nicht erkennen, oder gar ſich gegen die Unterordnung ſträuben. Sieht man nun davon ab, daß die Geſchöpfe ihr Verhältniß zu Gott erkennen, ſo erhält man den Begriff der objektiven Religion. Die wirkliche Erkenntniß und Verehrung Gottes heißt die ſubjective Religion, und dieſe iſt immer gemeint, wenn von Religion die Rede iſt.

4.

Die Religion iſt wahrhaft katholiſch d. h. allgemein; denn es giebt kaum ein Volk in der Welt, das nicht einen Gott erkennt und ihn auf ſeine Weiſe verehrt. Die Vorſtellungen von Gott ſind aber ſehr verſchieden; eben ſo die Art der Verehrung. Es iſt im Intereſſe der Vernunft näher zu unterſuchen, woher denn die Allgemeinheit der Religion einer- und die Verſchiedenheit andererſeits komme.

Mit der Unterſuchung über den Urſprung der Religion nimmt man es nicht immer genau. Die Einen laſſen es dahingeſtellt ſeyn, ob an der Religion überhaupt etwas Wahres ſey, und beruhigen ſich damit; daß man doch nie Gewißheit darüber erlangen könne, und ein Irrthum hierin jedenfalls nur ein theoretiſcher ſey, der nichts ſchadet. Dieſe Claſſe Menſchen nennt man die religiöſen Skeptiker. Andere wollen darum ſich in keine Unterſuchung über den Urſprung der Religion einlaſſen, weil Gott der Religion nicht bedarf, und dieſe auf jeden Falle eine höchſt gleichgiltige Sache iſt. Man kann ſie Indifferentiſten nennen.

Beide der Skeptizismus und Indifferentismus, ſind in ihren Wirkungen höchſt traurig. Erſterer unterwirft alles dem Schickſal oder Zufall, und macht das ganze Menſchengeſchlecht an ſeiner Beſtimmung irre. Der andere hebt die Religion entweder ganz auf oder verwandelt ſie wenigſtens in ein völliges Chaos.

5.

Dem religiöſen Skeptiker ſetzt man mit Grund entgegen: Man darf da keine Demonſtration fodern, wo weder die Natur der Sache, noch die Beſchaffenheit des menſchlichen Geiſtes eine ſolche geſtattet; man muß in Sachen der Religion, wie in hundert andern, ſich mit einer moraliſchen Gewißheit begnügen, und dazu kann es bei redlichem Forſchen ein jeder bringen. Es giebt auch einen verſchuldeten Irrthum, der gewiß ſchädlich iſt.

Dem Indifferentiſten muß man begreiflich machen, daß, obſchon Gott unſeres Dienſtes nicht bedarf, er doch nicht gleichgültig dagegen iſt, ob wir unſere Vernunft gebrauchen oder nicht. Der Indifferentiſt braucht die Vernunft nicht; er verſündiget ſich alſo an Gott, und die Sünde iſt um ſo größer, als die Vernunft dem Menſchen eigentlich dazu gegeben iſt, um das Göttliche zu vernehmen, und gebührend zu ehren.

6.

Vorausgeſetzt, daß in einer Sache, wie die Religion iſt, kein Menſch neutral bleiben darf, muß gezeigt werden, wie der Menſch zur Religion kömmt. Es giebt darüber verſchiedene Meinungen; einige ſuchen den Urſprung der Religion auſſer dem Menſchen, z. B. in einer urſprünglichen Offenbarung, oder in der Politik, oder in andern zufälligen Urſachen. Andere ſuchen denſelben zwar in dem Menſchen; jedoch nicht in der gemeinſamen und geſunden Natur, ſondern in einem fehlerhaften Zuſtand derſelben, als Furcht, Unwiſſenheit u. d. g.

Man darf aber den Urſprung der Religion nicht auſſer dem Menſchen ſuchen; nicht in einer urſprünglichen Offenbarung allein; denn dieſe war auf jedem Falle nur die nächſte Urſache der Religion, inſofern ſie die Vernunft gebildet hat; ſie kann aber nicht die letzte ſeyn; weil ſelbſt eine Offenbarung dem Menſchen keine neue Anlage giebt. Die letzte Urſache iſt die Anlage im Menſchen ſelbſt; darum finden wir Religion ausſchließend nur bei dem Menſchen.

Daß die Religion eine Erfindung der Politiker und der Pfaffen ſey, iſt ſchon oft geſagt worden, und wird noch immer wiederholt; wenn man aber der Sache reiflicher nachdenkt, ſo fällt der Ungrund dieſes Vorgebens in die Augen. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß die Religion durch die Gewalt, welche ſie auf die Gemüther ausübt, die Stütze der Staaten, und aller geſelligen Ordnung iſt, ſo daß die Politiker und die Prieſter nichts Beſſeres thun können, als die Religion nach Möglichkeit befördern. Allein die Religion iſt viel älter, als die Politik und das Prieſterthum; wir finden ſie ſchon in der patriarchaliſchen Zeit, da der Familienvater noch Geſetzgeber, Richter, Prieſter, und alles war. Die Politiker und Prieſter können alſo die Religion wohl zu eigennützigen Zwecken mißbraucht, aber nicht erfunden haben. Aber ſelbſt der Mißbrauch der Religion weiſt auf eine Anlage im Menſchen hin, ohne welche weder die Politiker und

Prieſter ſelbſt auf die Religion hätten verfallen, noch weniger aber mit dem Vorgeben einer ſolchen bei den Völkern Eingang finden können.

Die **Betrachtung der Natur** wird zwar die Religion beleben, da, wo ſie ſchon iſt, aber nicht hervorbringen, wo ſie noch nicht iſt. Das Thier hat auch die Natur vor Augen, und findet ſich behaglich darin; hat aber nicht die leiſeſte Ahnung von Religion. Es muß alſo ein eigener Grund da ſeyn, warum der Menſch die Natur anders anſieht, als das Thier, und dieſer Grund kann nur in dem Menſchen ſelbſt liegen.

Der Urſprung der Religion iſt alſo **in dem Menſchen** ſelbſt zu ſuchen.

7.

Die Religion iſt indeß nicht entſprungen aus einem **Gebrechen** der menſchlichen Natur, z. B. Furcht, Unwiſſenheit u. d. gl. Fehler, wie Furcht, Unwiſſenheit, überſpannte Einbildungskraft, verhalten ſich zur gemeinſamen Menſchennatur, wie die Ausnahme zur Regel; ſind alſo nie allgemein. Die Religion aber iſt allgemein, wie wir oben geſagt haben; ſie kann alſo überhaupt nicht aus einem krankhaften Zuſtand der menſchlichen Natur entſprungen ſeyn. Was die **Furcht** insbeſondere betrifft, ſo erfindet ſie nichts, ſondern weckt bloß die Vernunft, wahr oder falſch zu ahnen. Dieß gilt im Grunde auch von der **Unwiſſenheit**, und **Einbildungskraft**. Wenn der Menſch ſich vor unſichtbaren, mächtigen Weſen fürchtet, oder denſelben gewiſſe Wirkungen in der Natur zuſchreibt, ſo ahnet er ja ſchon, daß es ſolche Weſen giebt, und es fragt ſich immer wieder, **woher** denn dieſe Ahnung ſelbſt komme.

8.

Die Religion iſt in der **moraliſchen** Natur der Menſchen gegründet, und mit derſelben auf das Innigſte verwebt.

Sobald der Menſch zum Selbſtbewußtſeyn kömmt, erwacht auch das religiöſe Gefühl, und weder Sophiſtik noch Leidenſchaft iſt im Stande dasſelbe für immer zu unterdrücken, oder gar zu zerſtören. Mit dem Selbſtbewußtſeyn beginut nämlich das Gefühl der phyſiſchen Bedürfniſſe — der Menſch wird bald gewahr, daß er ohne ſein Zuthun in die Welt gekommen iſt, und wieder von dem Schauplatze derſelben abtritt, ohne daß es von ihm abhängt; daß er nicht einmal einen Grashalm hervorbringen, geſchweige den Lauf der Natur nach ſeinem Gefallen lenken kann; mit Einem Worte; er ſieht ein, daß er nicht ſein eigener Herr iſt, ſondern von einem höhern Weſen abhängt. Von dieſem Gefühle der Abhängigkeit geht die Religion in der Regel aus, und wird durch die Betrachtung der Natur mehr befeſtiget; denn dieſe Betrachtung führt den Menſchen über die Sinnenwelt hinaus, indem er dieſe nicht ohne Urheber, und die in derſelben herrſchende Ordnung und Zweckmäßigkeit nicht ohne verſtändigen Urheber denken kann. Das Sittengeſetz und das Verlangen nach Glückſeligkeit vollenden die natürliche Erkenntniß der Religion; denn das Sittengeſetz weiſt auf einen Geſetzgeber auſſer und über den Menſchen hin; das Verlangen nach Glückſeligkeit aber, das von der Tugend unzertrennlich iſt, kann nur Gott befriedigen, der allein die Sittlichkeit zu würdigen weiß, und Macht genug beſitzt, jeden ſo glücklich zu machen, als er es verdient. —

Wenn man von den Anlagen, Trieben, und ſelbſt auch von gewiſſen Bedürfniſſen auf die Beſtimmung eines Weſens ſchließen darf, ſo können wir nicht zweifeln, daß die Religion zur Beſtimmung des Menſchen gehöre, und in ſeiner moraliſchen Natur liege.

Doch wir wollen über den Urſprung der Religion noch ausführlicher ſprechen, und zu dem Ende in die Tiefen der moraliſchen Natur des Menſchen eindringen.

9.

Der Menſch erkennt nicht bloß mittelſt der Sinne, ſondern auch mittels ſeiner Vernunft, wodurch ſich ihm unſichtbare Kräfte und Zwecke oder Ideen darſtellen; er handelt auch nicht immer den ſinnlichen Eindrücken gemäß, ſondern handelt aus eigener Kraft, oder übt Freiheit dem Vernunftgeſetze gemäß; er hat nicht bloß Sinn für das Sinnlichangenehme, ſondern auch für das Idealiſchſchöne. Dieſe drei: Vernunft, Freiheit und Gefühl des Schönen — machen den Vorzug des Menſchen vor dem Thiere und ſeine höhere oder moraliſche Natur aus.

Gemäß ſeiner moraliſchen Natur ſtrebt der Menſch nach Wahrheit, Tugend und Glückſeligkeit, die alſo auch der Zweck ſeiner moraliſchen Anlagen und Kräfte ſeyn müſſen, weil nicht wohl anzunehmen iſt, daß dieſe Anlagen und Kräfte umſonſt oder gar zur Qual in den Menſchen gelegt ſind; oder ſoll vielleicht der Menſch allein von allen Geſchöpfen dieſer Erde verdammt ſeyn, immer gegen ſich ſelbſt zu kämpfen, und etwas Höheres zu kennen, ohne es je erlangen zu können? In dieſem Falle wäre ihm ein bloßer Inſtinkt erwünſchter.

Betrachten wir alſo die moraliſche Natur des Menſchen genauer, ſo können wir nicht zweifeln, daß derſelbe zur Erkenntniß der Wahrheit, zur Tugend und Glückſeligkeit beſtimmt iſt; der Zweck ſeiner moraliſchen Anlagen und Kräfte muß endlich erreicht werden.

Man darf aber nicht Eines dieſer Dreien durch Abſtraction hervorheben, und einſeitig zur Beſtimmung des Menſchen machen; die Wahrheit erhält erſt von der Tugend Würde und Werth; zur Tugend aber muß, wenn alle höheren Bedürfniſſe des Menſchen befriediget werden ſollen, noch Glückſeligkeit kommen. Wahres, Gutes und Schönes in Harmonie machen die ganze Beſtimmung des Menſchen aus. Dieſe Harmonie iſt der Endzweck, weil es darüber hinaus keinen andern mehr giebt; iſt das vollendete Gut, weil ſie alle

unſere Bedürfniſſe befriediget; iſt die höchſte Beſtimmung des Menſchen, weil ſie aus ſeiner höhern Natur hervorgeht.

Dieſe Beſtimmung zu erreichen, kann der Menſch zwar vieles beitragen; doch ſtehen gerade die Hauptbedingungen, von welchen die wirkliche Erreichung abhängt, durchaus nicht in ſeiner Macht. Die erſte dieſer Bedingungen iſt die Freiheit, ohne welche keine Tugend möglich iſt; die zweite iſt die moraliſche Weltordnung, die ſo beſchaffen ſeyn muß, daß ſie der Moralität nicht nur keine Hinderniſſe in den Weg legt, ſondern ſie auf alle Weiſe befördert; die dritte iſt die Unſterblichkeit, ohne welche es keine wahre Glückſeligkeit giebt. Wenn alſo der Menſch über ſeine, und des ganzen Geſchlechtes Beſtimmung nachdenkt, ſo kömmt er nothwendig auf die Idee eines Weſens, das jene Harmonie des Wahren, Guten und Schönen in der höchſten Realität beſitzt und als Realgrund der Freiheit, als Regent der moraliſchen Welt und als moraliſcher Richter und Vergelter dieſelbe auch nach auſſen befördert; und dieſes Weſen iſt Gott. —

Nimmt man Rückſicht auf die einzelnen Beſtandtheile der menſchlichen Beſtimmung, ſo iſt das Reſultat dieſes: Es gibt Wahres, Gutes und Schönes in der abgeleiteten Form; alſo muß es auch ein Urwahres, Urgutes und Urſeliges geben, worin jenes ſeinen Grund hat; es giebt eine abgeleitete Harmonie des Wahren, Guten und Schönen; alſo muß es auch eine abſolute Harmonie geben, von der jene nur das Nachbild iſt. Immer kömmt man alſo auf die Idee Gottes zurück.

Da ferner Wahres, Gutes, Schönes, und die, wenn auch unvollkommene Harmonie derſelben in der Wirklichkeit da iſt, ſo muß auch das Urwahre, Urgute, Urſchöne, und die abſolute Harmonie derſelben wirklich ſeyn. Gott iſt alſo nicht ein bloßes Ideal, ſondern die höchſte Realität. Man darf zwar in der Regel von dem Denken nicht auf das Seyn ſchließen; aber bei überſinnlichen Dingen lei-

det die Regel eine Ausnahme; die Ideen haben uns, und wir bilden ſie keineswegs nach Gefallen, wie etwa die Begriffe; nur darum, weil es überſilinnche Dinge wirklich giebt, haben wir auch die Ideen davon.

Mit dem Daseyn Gottes iſt auch die Religion ſchon gegeben, deren Urſprung wir bis daher geſucht haben. Da die Religion ihren Grund in der moraliſchen Natur des Menſchen hat, wie wir gezeigt haben, ſo iſt auch klar, warum dieſelbe allgemein und doch verſchieden iſt; ſie iſt nämlich allgemein, weil die Natur des Menſchen im Weſentlichen immer und überall dieſelbe iſt; verſchieden, weil dieſe Natur bald mehr, bald minder gebildet iſt.

10.

Der Urſprung der Religion, ſo wie wir ihn eben erklärt haben, könnte nur dann bezweifelt werden, wenn entweder der Zweck der moraliſchen Natur durch die ſucceſſive Exiſtenz der Vernunftweſen erreicht werden könnte; oder wenn die Erreichung desſelben wenigſtens ohne Gott möglich wäre. Was nun die ſucceſſive Exiſtenz der Vernunftweſen betrifft, ſo antworten wir mit Herder: „Alle Werke Gottes haben dieſes eigen, daß, obſchon alle zu Einem unüberſehlichen Ganzen gehören, jedes doch auch für ſich ein Ganzes iſt, und den göttlichen Charakter ſeiner Beſtimmung an ſich trägt. So iſt's mit der Pflanze und mit dem Thiere, wäre es mit dem Menſchen und ſeiner Beſtimmung anders? daß Tauſende etwa nur für Einen, daß alle vergangene Geſchlechter für das letzte, daß endlich alle Individuen nur für die Gattung d. i. für das Bild eines abſtracten Namens hervorgebracht wären? So ſpielt der Allweiſe nicht; er dichtet keine abgezogenen Schattenträume. In jedem ſeiner Kinder liebt und fühlt er ſich mit dem Vatergefühle, als ob dieſes Geſchöpf das einzige ſeiner Welt wäre. Alle ſeine Mittel ſind Zwecke; alle ſeine Zwecke Mittel zu größeren Zwecken, in denen der Unendliche allerfüllend ſich offenbart. Was alſo

jeder Menſch iſt und ſeyn kann, das muß Zweck des Menſchengeſchlechtes ſeyn.**) —

Den moraliſchen Atheiſten, der ſeine Beſtimmung ohne Gott erreichen will, kann man für einen Heuchler halten; denn Niemand kann im Ernſte glauben, daß aus der Nothwendigkeit die Freiheit, aus dem Zufall die moraliſche Ordnung entſtanden, und die Harmonie zwiſchen Sittlichkeit und Glückſeligkeit nur ein leerer Traum iſt. — Sittlichkeit iſt mit Religion urſprünglich Eines. Es iſt traurig, daß gerade neuere Philoſopheme wieder mit einer Apologie des Atheismus und des Indifferentismus enden. —

II. Abſchnitt.

Die Vernunftreligion.

11.

Wenn Gott iſt, ſo findet auch ein Verhältniß zwiſchen ihm und der Welt ſtatt; darum ſagen wir, daß mit dem Daſeyn Gottes auch ſchon die Religion gegeben iſt. Dieſes Verhältniß zu erkennen, und frei darnach zu handeln iſt indeß nur Sache der Vernunftweſen; darum hat unter allen Geſchöpfen dieſer Welt der Menſch allein Religion.

Die Religion iſt zwar zunächſt Sache des Kopfes und des Herzens; indeß wird ſie ſich auch nach auſſen d. h. durch gewiſſe äuſſere Handlungen kund geben; daher die Eintheilung der Religion in innere und äuſſere; letztere verhält ſich zur erſtern, wie das Mittel zum Zwecke.

12.

Es iſt Pflicht eines jeden Menſchen, ſein Verhältniß zu Gott zu erkennen und demſelben gemäß zu handeln d. h.

*) Ideen zur Philoſophie ꝛc. 2. B. 8 Buch.

Religion zu haben. Dieſe Pflicht liegt aber dem Menſchen nicht ob, weil etwa Gott unſerer Religion bedarf. Er iſt ja ſich ſelbſt genug, und wir können ihm eben ſo wenig etwas geben, als nehmen. Nicht darum, weil die Religion einen entſchiedenen Einfluß auf die Moralität und Glückſeligkeit des Menſchen hat; ſondern weil, wer Menſch iſt, die Ausſprüche der Vernunft hören, und ihre Gebothe reſpectiren muß. Die Vernunft aber ſagt jedem Menſchen, daß Gott iſt, und gebiethet ſchlechthin den Heiligen anzubeten. Darum iſt Religion allgemeine Pflicht — ſie iſt das unfehlbare Reſultat des richtigen Vernunftgebrauches. —

13.

Die Religion iſt die erſte und größte Pflicht des Menſchen. Um dieſes einzuſehen, darf man nur ihren Zuſammenhang mit der Beſtimmung des Menſchen in das Aug faſſen. Die Religion trägt weſentlich bei zur Aufklärung; denn gerade die drei wichtigſten Probleme: Menſch, Welt und Gott — erhalten durch ſie ihre Löſung; ja ohne die religiöſe Aufklärung hat jede andere wenig oder keinen Werth: oder was könnte es dem Menſchen nützen, daß er alle Gattungen und Arten der mannigfaltigen Pflanzen kennt, den Lauf der Sterne zu berechnen weiß, und alle Geſetze der Natur inne hat, wenn er nicht weiß, woher er und alle Dinge ſind, und zu welchem Ende ſie da ſind?

Die Religion trägt auch das Meiſte bei zur Veredlung des Menſchen; ja ſie iſt die Vollendung der tugendhaften Geſinnung; denn dadurch, daß ſie das Sittengeſetz als Geſetz der höchſten Vernunft ankündiget, giebt ſie demſelben eine höhere Sanction, und eine um ſo größere Macht.

Selbſt die Beſeligung des Menſchen iſt nur das Werk der Religion, die in der Gegenwart ihn mit ſich ſelbſt auszuſöhnen vermag, und ihm die Anwartſchaft auf volle Seligkeit in einer künftigen Periode giebt. Um es mit wenigen Worten zu ſagen, die Religion iſt die Lehrerin der Weisheit, die Stütze und Vollendung der Tugend, die

Quelle aller wahren Glückſeligkeit. Und dieſe Aufklärung, Veredlung und Beſeligung durch die Religion iſt von der Art, daß daran Theil nehmen kann, wer nur Menſch iſt, ohne Rückſicht auf Stand, Alter und Geſchlecht, auf Zeit und Ort.

14.

Ehe wir das Vernunftſymbolum darlegen, dürfte es nothwendig ſeyn, das Weſen der ächten Religion näher zu bezeichnen; denn obſchon die Religion in objectiver Hinſicht nur Eine iſt, ſo wie das Verhältniß zwiſchen Gott und dem Menſchen nur Eines iſt, ſo denken doch die Menſchen über das Weſen der Religion bis zur Stunde verſchieden. Nichts zu ſagen, von den entſchiedenen Ungläubigen, die entweder das Daſeyn Gottes läugnen, oder wenigſtens das Band der Religion nicht anerkennen, ſetzen einige die Religion in einen Hof- und Ceremoniendienſt, und glauben dadurch Gott beſänftigen und gewinnen zu können, ohne gerade das Moralgeſetz ſtrenge zu beobachten. Andere gefallen ſich in ſchwärmeriſchen Vorſtellungen und Gefühlen, und glauben um ſo religiöſer zu ſeyn, je weniger ſie wiſſen, was ſie eigentlich wollen. Eine dritte, ſehr zahlreiche Klaſſe hält die äuſſere Religion, die doch nur Mittel iſt, für das Weſentliche der Religion, und begnügt ſich, an dem äuſſern Gottesdienſt regelmäßig Theil zu nehmen, und überdieß noch eine gewiſſe Anzahl von Gebethen zu verrichten. Eine vierte Klaſſe verwirft alle Religion, und meint, nur durch Moralität könne man Gott gefallen.

Alle dieſe Meinungen ſind indeß mehr oder weniger irrig; die Religion iſt ihrem Weſen nach weder bloßer Hof- und Frohndienſt, noch ſchwärmeriſcher Myſtizismus, noch Bigottismus oder Frömmelei, noch Stoizismus; ſondern lebendiger Glaube, moraliſche Hoffnung, und thätige Liebe. Dieß iſt der Geiſt, nach welchem die ächte Religion beurtheilt werden muß.

15.

Es iſt in der Ordnung, daß wir jetzt das Symbolum der Vernunftreligion darlegen. So viel ich weiß, enthält dieſes zur Zeit folgende Artikel: Es iſt ein Gott; man muß das Böſe meiden, und das Gute thun; darin beſteht der wahre Gottesdienſt; es giebt eine Vergeltung nach dem Tode — Gott, Tugend und Unſterblichkeit machen alſo, um es mit drei Worten zu ſagen, den Inhalt des Vernunftſymbolums aus. Es fragt ſich nun, ob dieſe Glaubensartikel ſich durch die natürlichen Kräfte des Menſchen erkennen laſſen, und, wenn ſie ſich erkennen laſſen, ob ſie dem Menſchen auch genügen, ſo daß jede weitere Belehrung entbehrlich iſt. Gerade jetzt ſind Viele der Meinung, daß der Menſch die Religion ohne weiters aus ſeiner Vernuft ſchöpfen könne, und daß dieſe Vernunftreligion allein die Religion des Weiſen; jede Berufung auf eine Offenbarung aber eine Anklage der Gottheit, und eine Herabwürdigung der Menſchheit ſey. Es iſt nicht gleichgültig, wie man es mit jenen Fragen hält; hängt es nur von dem Menſchen ab, ſich eine genügende Kenntniß der Religion zu verſchaffen, ſo kann von einer Offenbarung weiter keine Rede ſeyn; im entgegengeſetzten Falle wäre es höchſt thöricht, die Schwäche der menſchlichen Vernunft bemänteln zu wollen.

16.

Was nun die erſte Frage betrifft, ſo müſſen wir geſtehen, daß der Menſch ſelbſt die wenigen Artikel, die das Vernunftſymbolum enthält, nicht geradezu aus ſich ſelbſt ſchöpfen könne. Iſt ſchon die Idee von Gott urſprünglich in der Vernunft des Menſchen gegründet, ſo ſchwebt ſie darum dem menſchlichen Geiſte nicht auch ſchon urſprünglich vor, ſo daß wir von Natur aus und ohne anderes Zuthun im Stande wären, darüber Rechenſchaft zu geben; jene Idee muß angeregt, und ſo das dunkle Bewußtſeyn zum Licht einer deutlichen Erkenntniß verklärt werden. Dieſes kann

aber nur durch die Einwirkung einer höher ſtehenden Intelligenz geſchehen, und als eine ſolche Intelligenz, durch deren Einwirkung oder Erziehung der Geiſt des urſprünglichen Menſchengeſchlechtes angeregt wurde, kann vernünftiger Weiſe nur Gott gedacht werden; ſonſt würde man die Kultur vor der Kultur ſetzen, und im Kreiſe erklären. Eine poſitive Offenbarung mußte alſo der höhern Kultur des Menſchengeſchlechtes den erſten Anſtoß geben, und hat ihn derſelben wirklich gegeben, wie die älteſte, uns heilige Urkunde bezeugt, die von einem Umgange Gottes mit den Menſchen ſpricht. Die Offenbarung iſt in der Geiſterwelt, was die Sonne in der phyſiſchen iſt; ohne die ſegnenden Einflüße der Sonne würde die Erde finſter und öde ſeyn; und ohne die Strahlen der göttlichen Offenbarung würde es nicht zum Licht der Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen kommen. Ohne dieſe höhere Weihe verkümmert der menſchliche Geiſt in Individuen wie in ganzen Nationen gleich einer Blume, die ohne die begünſtigenden Einflüße des Himmels ſchon im Keime erſtickt. Die an die Stelle der urſprünglichen Offenbarung ſo gerne die Vernunft ſetzen, und von ihr als Automat reden, vermengen offenbar das, was gebildet werden ſoll, mit dem, der da bildet. Die gebildete Vernunft fällt nicht vom Himmel, wie wir dieß an jedem Kinde ſehen. Alles iſt erſt poſitiv, ehe es abſtract wird. So werden die Kinder noch jetzt erzogen; ſo iſt die Welt erzogen worden, es iſt kein anderer Gang unſerer Seelenkräfte möglich. Man zerreiße die Kette, und hebe den Menſchen aus der ihn umgebenden Welt von Sprache, Unterweiſung und Uebung heraus, ſo wird die Vernunft ſich nimmer entwickeln, und er kein Menſch werden. —

17.

Um zu wiſſen, was die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft in Sachen der Religion vermag, darf man nur einen Blick auf jene Völker werfen, die ohne eine eigentliche Offenbarung waren. Hier nur etwas über den religiöſen Zuſtand der berühmteſten Völker des Alterthums; von dieſen mag

man auf die übrigen ſchließen. Das ſonſt ſo aufgeklärte Volk der Griechen und Römer war faſt ohne alle religiöſe und moraliſche Bildung. Der gemeine Grieche und Römer hatte der Gottheiten unzählige, deren jede ihre Launen und Leidenſchaften hatte, ihre Verehrung beſtand in gewiſſen, äußern, theils abergläubiſchen, theils unzüchtigen, ja ſogar grauſamen Handlungen, der Glaube an eine moraliſche Weltregierung und an Unſterblichkeit war jenen beiden Völkern völlig fremd. Die Sittenlehre umfaßte wenige bürgerliche Tugenden, als Vaterlandsliebe, Tapferkeit u. d. g.; daneben wurden offenbare Laſter als erlaubt, oder wohl gar als verdienſtlich dargeſtellt, z. B. die Unzucht. Kirche gab es unter Griechen und Römern keine; ſondern nur ein religiös-politiſches Inſtitut zur Erhaltung und Beförderung des Aberglaubens; das jeweilige Oberhaupt des Staates war zugleich der oberſte Prieſter, und gebrauchte die Religion und ihre Diener nur als Mittel zur Beförderung der Staatszwecke. So war die Volksreligion bei den geprieſenen Griechen und Römern beſchaffen.

Die Weiſern der Griechen und Römer mögen freilich das Falſche und Abgeſchmackte der Volksreligion eingeſehen haben; ja ich traue es einem Sokrates, einem Plato, einem Cicero u. a. zu, daß ſie nicht im Ernſt an mehrere Götter geglaubt haben. Dieſe Männer wußten aber doch nicht an die Stelle des Schlechten das Beſſere zu ſetzen; vielmehr muß man, ohne denſelben zu nahe zu treten, oder ſie zu verläumden, geſtehen, daß ſie in Beziehung auf Religion ſo manche, zum Theil grobe Irrthümer auf die Bahn gebracht haben. Der weiſe Sokrates wußte von göttlichen Dingen ſo viel, als nichts; wie wir aus ſeinen eigenen Worten abnehmen können: „Wahrlich,“ ſagt er, „was die ächte Gottesverehrung betrifft, ſo vermag Niemand ſie vollkommen zu lehren, es ſey denn, daß Gott den Weg dazu zeigt, und ſo zu ſagen, als Führer zur Wiſſenſchaft vorangeht.“ *) — Der ſcharfſinnige

*) Epinom. Vergl. deſſen Phädon und Timäus.

Plato wuſste ſich den gegenwärtigen Zuſtand des Menſchengeſchlechtes nicht anders zu erklären als dadurch, daß er eine Präexiſtenz der Geiſter annahm, woraus dann die Seelenwanderung von ſelbſt folgte; der eine ließ die Welt durch Zufall entſtehen, der andere wenigſtens aus einer ewigen Materie gebildet werden; dieſer läugnete ſelbſt das Daſeyn Gottes; jener ſchloß ihn wenigſtens von der Weltregierung aus, und unterwarf alles dem eiſernen Schickſal. —

Unſere Weiſen ſprechen freilich von Gott, Tugend und Unſterblichkeit mit einer Zuverſicht, als wenn es ſich von ſelbſt verſtünde, daß der Menſch von dieſen Dingeu Kenntniß habe. Dieſer zuverſichtliche Ton rührt aber nur daher, weil jene Männer alle zuerſt zu Chriſtus in die Schule gegangen ſind, ehe ſie zu philoſophiren anfiengen. Unſere gegenwärtige Aufklärung in Sachen der Religion datirt ſich von der Einführung des Chriſtenthumes her; dieſes erhellet zu Genüge daraus, daß alle jene Völker, die entweder keine Kunde von dem Evangelium erhalten, oder daſſelbe nicht angenommen haben, in dem alten Zuſtande der Unwiſſenheit und Rohheit blieben. Und daß wir jetzt noch ganze Völkerſtämme ſehen, die auf derſelben Stufe des Aberglaubens ſtehen, wie vor Jahrhunderten, ohne einen Schritt vorwärts gethan zu haben, kömmt lediglich daher, daß ſie der Offenbarung entbehren — ſie haben Moſes und Chriſtus nicht. Die Geſchichte beſtätiget alſo die Wahrheit deſſen, was wir oben geſagt haben, daß nämlich der Menſch die Vernunftreligion, ſo wenige Artikel ſie auch enthalten mag, nicht aus der Vernunft allein ſchöpfen könne.

18.

Die Offenbarung iſt indeß nicht bloß eine geiſtige Geburtshilfe, wodurch nur das herausgeholt und entwickelt wird, was urſprünglich im menſchlichen Geiſte, aber noch unentwickelt vorhanden iſt; ſie kann auch geben und muß geben, wenn der Menſch eine genügende Kenntniß der Religion bekommen ſoll. Dieſes iſt die Antwort auf die zweite Frage.

So viel ich weiß, iſt es eben dieſe Frage, um welche ſich der ganze Streit über Rationalismus und Supranaturalismus dreht; gelingt es alſo, jene Frage befriedigend zu beantworten, ſo iſt eben dadurch der Streit der Rationaliſten und Supranaturaliſten für immer entſchieden.

Der Menſch wird durch die Vernunft auf das Daſeyn und die Eigenſchaften Gottes geführt; ſo gewiß er Vernunft hat, ſo gewiß weiß er, daß Gott iſt, und daß er die vollkommenſte Intelligenz iſt. Beſtünde in dieſen Zweien die ideale Religion, ſo bedürfte es nichts weiter mehr; er könnte mit Recht ſagen, daß er alles, was er von Gott zu wiſſen braucht, in ſeiner Vernunft habe. Gott iſt aber nicht eine bloße Idee, ſondern ein wirkliches Weſen auſſer und über der menſchlichen Vernunft, das mit einer unendlichen Macht auch eine unendliche Wahlvollkommenheit vereiniget. Gott wirkt alſo auch, aber nicht nothwendig, wie etwa eine Naturkraft; ſondern nach moraliſchen Zwecken. Dieſe Zwecke nun oder Rathſchlüße Gottes, nach welchen er wirkt, und die Welt regiert, liegen nicht eben ſo, wie ſeine Eigenſchaften in der Idee, die wir von ihm haben; ſie können darum auch nicht von vorneherein d. h. aus der Vernunft erkannt werden. Wir haben ja auch die Idee von einem Menſchen; wiſſen wir darum, was dieſer oder jener Menſch denkt oder vorhat? Nein, dieß weiß nur der Geiſt, der im Menſchen iſt. Um ſo weniger darf man erwarten, daß der Menſch, weil er eine Idee von Gott hat, darum auch ſchon die verborgenſten Rathſchlüße deſſelben erkenne.

Die Freiheit Gottes iſt zwar keine bloße Willkühr; er iſt vermöge ſeiner Naturvortrefflichkeit gebunden, nur Gutes und Schönes zu wirken. Allein es iſt des Guten und Schönen unendlich mehr, als wir zu faſſen im Stand ſind. Gott wäre nicht Gott, wenn wir ſeine Pläne durchſchauen, oder ihm vorſchreiben könnten, was er thun kann und thun ſoll. Nur ſo viel wiſſen wir von vorneherein, daß alles, was Gott thut, zweckmäßig ſeyn müſſe; worin aber gerade das Zweckmäßigſte jedesmal beſtehe, können wir nicht be-

ſtimmen, ohne die Gränzen unſers Erkenntnißvermögens weit zu überſchreiten — unſere Vernunft iſt in dieſem Falle nur nach= nicht vorconſtruirend. So richtig der Schluß iſt: „wir müſſen Gott den urſprünglichen Geſetzen unſeres Geiſtes gemäß ſo und ſo denken; alſo iſt er auch ſo — eben ſo falſch iſt dieſer: wir müſſen Gott als das vollkommenſte Weſen denken; alſo muß er dieſes oder jenes thun; ein anderes iſt das Seyn Gottes; ein anderes ſein Wirken und Walten in der phyſiſchen und moraliſchen Welt; dieſes bleibt immer einer beſondern Offenbarung Gottes vorbehalten.

Sollte alſo der Menſch eine genügende Kenntniß von Gott und göttlichen Dingen (Religion) erhalten, ſo muß zur innern Rede Gottes, der Vernunft, auch noch die äuſſere, d. h. eine poſitive Offenbarung kommen. Man mag immerhin die Offenbarung als eine Art von Erziehung betrachten, nur glaube man nicht, wie es da und dort geſchieht, daß die Erziehung nichts geben könne, was nicht ſchon in der Natur des Zöglings liegt; dieß heißt offenbar die Anlage mit der Wahrheit verwechſeln. Die Erziehung giebt keine neuen Anlagen, ſondern entwickelt nur die vorhandenen; wohl aber giebt ſie Wahrheiten, und muß ſie geben, wenn der Menſch nicht bei den glücklichſten Anlagen unwiſſend bleiben ſoll. Es mag mit dem Befruchtetſeyn der Vernunft mit Ideen was immer für eine Bewandtniß haben, ſo iſt ſo viel gewiß, daß die poſitiven Rathſchlüſſe Gottes nicht aus der Zahl jener Ideen ſind. So wenig wir durch unſere Vernunft wiſſen, was in dieſem oder jenem Theile der Welt vorgeht, oder was man im nächſten Jahrhundert für Entdeckungen machen wird, ſo wenig können wir das, was Gott vorbereitet, wie von Natur aus und ohne anderes Zuthun erkennen. Eine poſitive Offenbarung iſt alſo ſelbſt als Erziehung betrachtet, mehr, als eine geiſtige Geburtshilfe; ſie giebt dem Menſchen zwar keine neuen Anlagen, wohl aber neue, oder doch zum Theil unbekannte Wahrheiten. —

19.

Aber ſelbſt dann, wenn eine poſitive Offenbarung zur natürlichen, oder Vernunftreligion nichts *hinzuthun* könnte, bliebe ſie ein Bedürfniß für den Menſchen, wie er gegenwärtig iſt. Eine poſitive Offenbarung giebt unſern Ideen erſt die nöthige Klarheit und Lebhaftigkeit; befeſtiget unſere ſittliche Denkweiſe, und gewährt vollkommene Beruhigung über unſer Verhältniß zu Gott. Läßt Gott ſich nicht von Zeit zu Zeit auch von *auſſen* vernehmen, ſo entſteht leicht der Gedanke, alles komme in der Welt ſo von ſelbſt, und Religion ſey nur ein Hirngeſpenſt. Da die Idee von Gott ein Eigenthum aller Menſchen iſt, ſo ſollte man wohl erwarten dürfen, daß auch alle an deſſen Daſeyn, und Vorſehung glauben; und doch giebt es immer einige, die an dem Einen oder dem Andern zweifeln, oder wenn ſie beides glauben, ſo gleichgültig in Anſehung der Religion ſind, als wären ſie ſich ſelbſt alles. Dieſes beweiſt hinlänglich, daß das Licht, welches der Schöpfer in der Vernunft des Menſchen angezündet hat, *genährt* und *unterhalten* werden muß. Will man alſo nicht mit Worten und Begriffen ſpielen, wie dieß freilich ſo oft geſchieht, ſo muß das Verhältniß der *Vernunft* und *Offenbarung* in Beziehung auf Religion ſo beſtimmt werden: Die Idee von Gott iſt der menſchlichen Vernunft eigenthümlich, und kömmt nicht erſt durch die poſitive Offenborung in dieſelbe hinein; vielmehr iſt der Glaube an dieſe durch jene Idee bedingt, denn nur dadurch iſt der Menſch im Stande, die äußere Offenbarung zu verſtehen, und zu prüfen. Damit aber die Vernunft ſich ihrer Ideen auch bewußt werde, muß ſie von auſſen angeregt werden. Hier begegnen ſich *Vernunft* und *Offenbarung*; dieſe weckt die Ideen und verklärt ſie zum Lichte einer beſtimmten und deutlichen Erkenntniß. Die Offenbarung mußte den erſten Anſtoß zur moraliſchen und religiöſen Kultur unſeres Geſchlechtes geben.

Bei dieſem erſten Anſtoß durfte es indeß nicht bleiben. Sollte die Idee von Gott (innere Offenbarung) im Laufe der

Zeit nicht verdunkelt, oder gar ausgelöſcht werden, ſo mußte ihr die äußere Offenbarung immer zur Seite gehen. Nur dadurch, daß der Menſch in gewiſſen Begebenheiten Gott wieder findet, wird er im Glauben an die Realität ſeiner Idee erhalten und beſtärkt. Ohne Offenbarung würde die moraliſche und religiöſe Kultur unter dem Menſchengeſchlechte ſich eben ſo wenig erhalten, als angefangen haben.

Eine Offenbarung iſt aber nicht bloß anregend, nicht bloß nachhelfend, ſondern auch gebend; denn daß wir neben der Naturvortrefflichkeit auch die Rathſchlüſſe Gottes in Beziehung auf uns kennen, dieſes haben wir lediglich der Offenbarung zu danken. Sind ſchon jene Rathſchlüſſe mit Weisheit gefaßt, und mit Allmacht ausgeführt, ſo ſind ſie doch nicht ſchon, wie die Ideen, in der Vernunft gegeben.

Es wäre gewiß ſehr unrecht, wenn jemand die Vernunft als unfähig der Erkenntniß Gottes, oder gar als eine trügeriſche Geiſteskraft verſchreien wollte. Aber die Vernunft kann auch gewiß nicht von Anmaßung frei geſprochen werden, wenn ſie im Ernſte das Göttliche ausmeſſen, und im Idealen auch das Reale von Gott erkennen will. „Jetzt erkennen wir nur ſtückweiſe“ — 1 Cor. 13, 12.

20.

Wenn das Vernunftſymbolum dem Menſchen bis zur Stunde nicht genügt, und nie genügen kann; wenn er ſelbſt zu dieſem dürftigen Symbolum nicht anders, als durch eine Offenbarung kommen konnte, wie wir gezeigt haben, ſo iſt es zum wenigſten eine beklagenswerthe Thorheit, den Glauben an Offenbarung als Aberglauben zu verwerfen, und die Vernunftreligion als die Religion des Weiſen anzupreiſen oder einführen zu wollen. Offenbarung und Vernunft verhalten ſich zu einander, wie Mutter und Tochter; die Mutter kann nicht gegen die Tochter ſeyn; die Tochter aber ſoll, wenn ſie rechter Art iſt, nicht gegen die Mutter ſeyn wollen. Dieſe Unmündigkeit der menſchlichen Ver-

nunft, wenn man die natürliche Beſchränktheit derſelben ſo nennen darf, gereicht weder Gott zum Vorwurf, noch dem Menſchen zur Unehre; jener hat durch die Offenbarung den Mangel hinlänglich erſetzt; dieſer iſt unter die Vormundſchaft der höchſten Vernunft geſtellt. Wenn wir uns nun in der Geſchichte umſehen, ſo finden wir nicht nur, daß der Glaube an eine einmal geſchehene Offenbarung immer unter den Menſchen da war, ſondern wir finden auch mehrere poſitive Religionen, die von einer unmittelbaren Offenbarung Gottes herrühren ſollen. Indeß kann die geoffenbarte Religion, wenn es eine ſolche giebt, nur Eine ſeyn. Um alſo die wahre Offenbarung von den vorgeblichen unterſcheiden zu können, iſt eine eigene Theorie nothwendig, die hier auch folgt.

III. Abſchnitt.

Theorie der Offenbarung.

21.

Um vernünftiger Weiſe an eine Offenbarung glauben zu können, muß zunächſt dargethan werden, daß eine ſolche möglich iſt; dann, daß ſie auch ſicher erkannt und allgemein gemacht werden kann. Iſt eine Offenbarung an ſich ſchon unmöglich, ſo darf davon weiter keine Rede ſeyn; iſt ſie ſchon nicht mit Sicherheit zu erkennen, ſo iſt ſie ſo gut, als nicht vorhanden; giebt es aber kein Mittel, eine Offenbarung allgemein zu verbreiten, ſo iſt ſie wenigſtens für den größern Theil der Menſchen ſo gut, als verlohren. Weil aber ſchon über den Begriff der Offenbarung und ſeinen Urſprung die Meinungen ſehr verſchieden ſind, ſo muß vor allem genau erklärt werden, was denn Offenbarung ſey, und wie es komme, daß der Glaube daran ſo allgemein unter den Menſchen iſt. Alles dieſes zuſammen bildet den Gegenſtand der Offenbarungstheorie.

22.

Offenbarung im weiteſten Sinne iſt jede Veranlaſſung, auf Gott zurückzukommen. Liegt nun die Veranlaſſung in dem ordentlichen Laufe der Natur, ſo heißt die Offenbarung eine ordentliche; von dieſer Art ſind die Offenbarungen Gottes durch das Gewiſſen, die Natur u. d. g. Wird eine auſſerordentliche, jedoch natürliche Erſcheinung z. B. ein Mann mit ſeltenen Geiſtesgaben in beſonders günſtigen Verhältniſſen die Veranlaſſung zur Erkenntniß Gottes, ſo iſt dieſes eine auſſerordentliche, jedoch mittelbare Offenbarung. Veranlaßt aber Gott ſelbſt gewiſſe Kenntniſſe im Geiſte des Menſchen, ſo heißt die Offenbarung unmittelbar oder auch übernatürlich. Wir haben es hier nur mit der letztern zu thun, über welche allein Streit herrſcht.

23.

Es iſt nun die Frage, wie denn der Menſch zu der Vorſtellung von einer unmittelbaren oder übernatürlichen Offenbarung gekommen iſt. Gott, ſagen einige, hat ſich dem Menſchen einmal unmittelbar geoffenbart; daher die Vorſtellung. Damit iſt wohl geſagt, was jene Vorſtellung zunächſt vorgerufen hat; aber nicht wie ſie in den Menſchen hineingekommen iſt. Um eine äuſſere Offenbarung zu verſtehen, muß man ja ſchon einen Begriff davon haben, und weil der Menſch allein von allen Geſchöpfen dieſer Erde eine äuſſere Offenbarung verſtehen kann, ſo läßt ſich nicht wohl annehmen, daß jener Begriff ſo ganz von auſſen herkomme.

Nach andern beruht die Vorſtellung von einer unmittelbaren Offenbarung lediglich nur auf Täuſchung; Menſchen, meynen ſie, die klüger waren, als die andern, ſahen frühzeizeitig ein, daß mit menſchlicher Auctorität bei dem Volke nicht viel auszurichten iſt, um nun ihren Lehren und Vorſchriften deſto leichter Eingang zu verſchaffen, haben ſie vorgegeben, dieſelben durch Offenbarung irgend eines Gottes erhalten zu haben; ſo Lykurg, ſo Numa, u. a. Die Unwiſſenheit einer-

und der Betrug andererſeits haben zuſammen gewirkt, um in dem Menſchen die Vorſtellung von einer unmittelbaren Offenbarung hervorzubringen. Dieſe Erklärung iſt aber noch weniger befriedigend, als die obige; denn es kehrt ja immer die Frage wieder: wie kamen denn diejenigen, die eine göttliche Offenbarung vorgaben, zu dieſer Vorſtellung? wie konnte das Vorgeben einer an ſich undenkbaren Sache ſo leicht Eingang finden? Wir erfahren nur, wozu man die Vorſtellung von einer unmittelbaren Offenbarung allenfalls benützen könne, und wohl auch benützt hat; woher die Vorſtellung ſelbſt komme, iſt nicht geſagt. — Der eigentliche und letzte Grund des Offenbarungsbegriffes liegt, wie der Begriff von Religion überhaupt, in der Einrichtung unſerer Vernunft — wir müſſen nämlich gemäß der Idee, die wir von Gott haben, nicht nur glauben, daß derſelbe unmittelbar in der Welt wirken könne, ſondern auch wirken werde, ſo oft dadurch ein moraliſcher Zweck erreicht werden kann; mehr bedarf es aber nicht, um einen Begriff von einer unmittelbaren Offenbarung zu erhalten. Man ſieht alſo leicht, daß dieſer Begriff unter den Menſchen ſeyn würde, wenn auch Gott ſich nie geoffenbaret hätte, und die vorgeblichen Offenbarungen ſammt und ſonders auf Täuſchung und Betrug beruhten.

24.

Gegen die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung läßt ſich nichts mit Grund einwenden. Gott kann zwar nicht in Raum und Zeit erſcheinen; aber gewiß in Zeit und Raum wirken; und nur dieß letztere liegt im Begriffe einer unmittelbaren Offenbarung. Ein Gott, der nicht jede beliebige Wirkung in der Körper- und Geiſterwelt hervorbringen kann, iſt nicht der Gott der Vernunft, weil er nicht der Allmächtige iſt. Man müßte alſo daran zweifeln, ob der Menſch einer unmittelbar göttlichen Belehrung fähig iſt; aber auch dazu iſt kein Grund da; denn auch bei dieſer Belehrung, wie bei jeder andern, wirkt Geiſt auf Geiſt; daß es hier ein endlicher, dort der unendliche Geiſt iſt, thut nichts zur Sache. Entweder

muß man dem Menſchen Empfänglichkeit für Unterricht überhaupt abſprechen, oder zugeben, daß er einen ſolchen auch von Gott unmittelbar erhalten könne. Wie es dabei zugehe, können wir gerade nicht ſagen, weil wir die Natur unſeres eigenen Geiſtes und ſeiner Operationen nicht genug kennen. Indeſſen laſſen ſich doch mehrere Arten denken, wie Gott den Menſchen unmittelbar belehren kann, als Begeiſterung, Geſichte, Stimmen u. d. g. Ueber die phyſiſche Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung kann wenigſtens unter denkenden Menſchen kein Streit ſeyn. Gott iſt indeß nicht bloß der Allmächtige, ſondern auch der Weiſe; vermöge ſeiner Weisheit kann er nichts thun, was nicht zugleich zweckmäßig iſt. Es iſt nun zu zeigen, daß eine unmittelbare Offenbarung auch zweckmäßig iſt, und der Weisheit Gottes ganz und gar nicht zuwiderlauft.

25.

Es laſſen ſich mehrere Zwecke denken, welche die Weisheit Gottes durch eine unmittelbare Offenbarung erreichen kann. Die Vernunft muß, wie wir gehört haben, angeregt, und die dunkeln Ideen derſelben müſſen zur klaren Erkenntniß hervorgehoben werden; dieſes geſchieht in der Regel durch die Erziehung; urſprünglich aber konnte dieſes nicht anders geſchehen, als durch eine unmittelbare Offenbarung, weil auſſer Gott keine Intelligenz war, die den erſten Menſchen hätte erziehen können (§. 16). Erziehung und Bildung der Vernunft iſt alſo einer von jenen Zwecken, die durch eine unmittelbare Offenbarung erreicht werden kann. Dann aber iſt eine ſolche Offenbarung auch ein vortreffliches Mittel, die Mehrzahl der Menſchen, die weder Fähigkeit, noch Zeit, noch auch Luſt hat, durch eigenes Nachdenken ſich die nöthigen Religionskenntniſſe zu erwerben, auf dem kürzeſten und ſicherſten Wege dahin zu führen. Ferners kann eine unmittelbare Offenbarung auch Geheimniſſe zur Kenntniß bringen, die ſelbſt die gebildetſte Vernunft nicht zu ahnen vermag; dahin gehören alle Rathſchlüſſe und Anſtalten Gottes

in Beziehung auf die moraliſche Welt (§. 18). Dieſe Zwecke ſind mehr als hinreichend, die Weisheit Gottes zu rechtfertigen, wenn er ſich auch unmittelbar offenbaren will. Man darf mit Gott nicht rechten darüber, daß er unter mehreren zweckmäßigen Mitteln das eine vor dem andern wählt; es iſt ſeine Sache, den Plan, nach dem die Welt regiert, und das Menſchengeſchlecht erzogen werden ſoll, zu entwerfen und auszuführen. Will es Gott bei einer mittelbaren Offenbarung, ſey es einer ordentlichen oder auſſerordentlichen, bewenden laſſen, wohl; zieht er es aber vor, ſich unmittelbar zu offenbaren, ſo kann man ohne Vermeſſenheit nicht mehr behaupten, daß Ein Mittel genüge, oder daß eine mittelbare Offenbarung die Weisheit Gottes mehr ehre. Daß durch eine unmittelbare Offenbarung die Continuität der eigenen Thätigkeit gehemmt wird, iſt kein ſonderliches Unglück; denn die Offenbarung giebt dem Menſchen mehr, als er je durch eigene Thätigkeit erreichen könnte; dann ſehen wir, daß Völker Jahrtauſende lang auf derſelben Stufe des Aberglaubens ſtehen, und daß ſchon gebildete Völker wieder in den Zuſtand der Barbarei zurückfallen; wo iſt hier Continuität? Die Freiheit leidet bei einer poſitiven Lehre eben ſo wenig Gewalt, als bei einer rationalen; dort, wie da, findet nur eine moraliſche Nöthigung ſtatt, der man widerſtehen kann. Die Moralität kann bei einer unmittelbaren Offenbarung nur gewinnen, nie verlieren. In jedem Falle aber iſt das Bedürfniß einer unmittelbaren Offenbarung nur ein relatives; es iſt dabei nur abgeſehen, einem zufälligen Mangel abzuhelfen, nicht etwa, eine Lücke in der moraliſchen Weltordnung auszufüllen. —

26.

Um indeß an eine unmittelbare Offenbarung vernünftiger Weiſe glauben zu können, muß eine ſolche nicht bloß an ſich möglich ſeyn, ſondern es muß auch Mittel geben, die wirklich geſchehene mit Sicherheit zu erkennen, und von einer vorgeblichen zu unterſcheiden. Und weil begreiflich Gott ſich

zunächſt nur Einem offenbart, und mittelbar durch dieſen den übrigen Menſchen, ſo muß es auch zweierlei Mittel geben, eines für den göttlichen Geſandten; das andere für die, welche von ihm lernen ſollten. Wir wollen erſt das Mittel bezeichnen, wodurch ein göttlicher Geſandter Gewißheit über die ihm gewordene Offenbarung erlangen kann.

27.

Die Vorſtellungen von überſinnlichen Dingen können wir nicht nach unſerm Gefallen, wie etwa die Begriffe bilden; ſondern haben ſie immer nur aus Unterricht, ſey es nun menſchlicher oder göttlicher. Wenn nun Vorſtellungen von überſinnlichen Dingen in die Seele eines Menſchen kommen, und gleichſam hineingeworfen werden, die mit dem, was wir entweder aus uns ſelbſt, oder aus dem Unterricht anderer Menſchen wiſſen, in keinem andern Zuſammenhange, als in dem der Zeitfolge ſtehen; wenn ſie ſich noch überdieß durch eine auſſerordentliche Lebhaftigkeit ankündigen, und eine ſo unwiderſtehliche Ueberzeugung in Hinſicht ihrer Wahrheit und übernatürlichen Entſtehungsart mit ſich führen, daß es dem Menſchen eben ſo unmöglich iſt, an dieſer Wahrheit und ihrer übernatürlichen Entſtehungsart zu zweifeln, als an ſeinem eigenen Daſeyn; wenn endlich eine innere Weiſung auf eine von dem menſchlichen Willen unabhängige Veränderung in der Sinnenwelt z. B., das Vorherſehen einer zufälligen Begebenheit verbunden iſt, ſo iſt der Menſch, der dieſe Erfahrung macht, berechtiget, ja ſogar genöthiget, ſolche Vorſtellungen als geoffenbart anzuſehen und anzunehmen. Wie derlei Vorſtellungen in die Seele des Menſchen kommen, läßt ſich darum nicht erklären, weil die unmittelbare Wahrnehmung des Idealen als Gegenſatz des Sinnlichanſchaubaren nothwendig formlos, und darum ohne poſitive Merkmale iſt. Obſchon aber das Ideale ſich nicht erklären läßt, ſo iſt es darum nicht weniger gewiß, wie wir dieß bei den Denkgeſetzen und andern formalen Wahrheiten ſehen.

28.

Iſt ein Menſch auf ſolche Weiſe überzeugt, daß Gott ſich ihm geoffenbaret hat, ſo muß er ſich bei den Uebrigen als göttlichen Geſandten *legitimiren*, und da kömmt es auf die Beſchaffenheit ſeiner Lehre, auf ſeinen Charakter, und auf die Umſtände an, welche die Ankündigung der neuen Lehre begleiten. Iſt die Lehre des vorgeblich göttlichen Geſandten *Gottes würdig*, ſein Charakter *untadelhaft*, und eine *beſondere Leitung* der Vorſehung dabei nicht zu verkennen, ſo iſt er vor der Mit- und Nachwelt hinlänglich legitimirt, und verdient als *göttlicher Geſandter* auch allgemein erkannt und reſpectirt zu werden. Durch die Ausſage des göttlichen Geſandten, der ſich auf ſolche Weiſe legitimirt, werden alle Uebrigen, denen ſich Gott nicht unmittelbar offenbart, in den Stand geſetzt, eine ſolche Offenbarung zu erkennen, und in ſich aufzunehmen. Von der Beglaubigung des göttlichen Geſandten durch Lehre, Charakter, und auſſerordentliche Ereigniſſe, die man insgemein *Merkmale* der Offenbarung nennt, wollen wir nun ausführlich handeln.

29.

Eine Lehre, die geoffenbart ſeyn ſoll, darf nichts enthalten, was mit der Vernunft im Widerſpruche ſteht. Die Vernunft kann zwar bei *poſitiven* Lehren das Wahre nicht aus ihrem Inhalte heraus erkennen, und ſo weit ſteht ihr kein Urtheil zu, wie über die andern Lehren, in denen für unſere Vernunft der Charakter des *nothwendig Wahren* erkennbar iſt; doch kömmt ihr bei jenen Lehren wenigſtens ein Urtheil über ihre *mögliche Wahrheit* zu, ja ſie iſt verpflichtet, immer dieſes Urtheil zuerſt zu finden; denn es iſt Gottesläſterung, zu behaupten, es könne jemals Pflicht für den Menſchen werden, ſelbſt auf das Anſehen einer göttlichen Offenbarung etwas zu glauben, was für ſeine Vernunft einen wahren Widerſpruch enthält und nach den natürlichen

Geſetzen des Denkvermögens als falſch erkannt werden muß. Begreifen und Glauben ſind freilich verſchieden; aber Vernunft und Glauben können einander nicht entgegengeſetzt werden, weil der Glaube ein Act der Vernunft oder eine Aeußerung ihrer Thätigkeit, wie das Begreifen iſt. Widerſpricht alſo eine Lehre der Idee von Gott, die wir ſchon haben, und den übrigen Vernunftideen, ſo kann ſie nicht geoffenbart ſeyn, und wer ſie dafür ausgiebt, iſt entweder ein Schwärmer oder ein Betrüger, der keinen Glauben verdient.

Eine Lehre, die geoffenbart ſeyn ſoll, muß alle Theile der natürlichen Religion enthalten. Wir ſind ſchwach genug, ſelbſt die Vernunftwahrheiten zu bezweifeln, oder doch in Hinſicht derſelben zu irren; in jedem Falle gelangen wir nur ſpät zu einiger Erkenntniß derſelben. Es iſt alſo Gottes würdig, der menſchlichen Vernunft zu Hilfe zu kommen, und die Wahrheit der natürlichen Religion zu beſtätigen, oder wenigſtens auf dem kürzeſten Wege dahin zu führen.

Enthält eine vorgeblich geoffenbarte Lehre überdieß Dinge, die auſſer der Sphäre der Vernunft liegen, jedoch derſelben nicht widerſprechen, ſo iſt dieß ein Beweis mehr, daß jene Lehre geoffenbart iſt; denn wenn Gott für gut findet, die Vernunft zu unterſtützen, ſo lehrt er gewiß mehr, als dieſe zur Noth aus ſich ſelbſt erkennen kann. Die poſitiven Zuſätze, welche die natürliche Religion durch eine Offenbarung erhält, heißen in der Kirchenſprache Geheimniſſe.

Man darf der menſchlichen Vernunft, der Achtung gegen ſie unbeſchadet, doch zumuthen, die Ueberlegenheit eines höhern Geiſtes anzuerkennen, und von ihm Belehrungen über Dinge anzunehmen, die nach ihrem eigenen Geſtändniß auſſer ihrer Sphäre liegen, und ſie doch in einem hohen Grade intereſſiren können. Daß die Vernunft die Möglichkeit dieſer Dinge nicht einſieht; thut nichts zur Sache; genug, daß ſie auch die Unmöglichkeit davon nicht einſieht; glauben wir ja ſchon in natürlichen Dingen ſo Manches, ohne daß wir die Möglichkeit davon einſehen. Der Glaube an Geheimniſſe iſt eine

Huldigung, welche die endliche Vernunft der unendlichen darbringt, und als ſolche nicht ohne moraliſchen Werth. Auch zur Aufklärung und Veredlung tragen die Geheimniſſe das Ihrige bei; wir brauchen im Grunde doch nur zu wiſſen, daß ein Ding iſt, nicht warum oder wie es iſt; über das Erſtere aber laſſen die Geheimniſſe keinen Zweifel übrig, und ſind alſo nichts weniger, als dunkle und unnütze Formeln. Welche Geheimniſſe aber eine Offenbarung enthalten müſſe, läßt ſich nicht voraus beſtimmen, nur ſo viel läßt ſich im Allgemeinen ſagen, daß darunter die Rathſchlüſſe Gottes ſind, die er von Ewigkeit gefaßt; und im Laufe der Zeit ausgeführt hat, oder noch ausführen wird.

30.

Wenn zur Güte der Lehre auch noch ſtrenge Moralität des vorgeblich göttlichen Geſandten kömmt, ſo iſt dieſes ein neuer Grund, ſeine Ausſage für wahr zu halten, und ihn als göttlichen Geſandten zu reſpectiren; denn ſollte ſeine Ausſage keinen Glauben verdienen, ſo müßte er ein Betrüger ſeyn; Betrug aber und Moralität ſchließen ſich wechſelſeitig aus. Die Moralität des göttlichen Geſandten zeigt ſich vorzüglich in den Mitteln, die er anwendet, um Aufmerkſamkeit zu erregen, und ſeiner Lehre Eingang zu verſchaffen; er lehrt öffentlich, und ohne alle Kunſt; iſt uneigennützig und beſcheiden; fern von Gewaltthätigkeit und allen Arten von unerlaubten Mitteln. —

31.

Nichts iſt aber mehr geeignet, einen göttlichen Geſandten zu begläubigen, als Wunder und Weiſſagungen, oder doch auſſerordentliche Ereigniſſe, die ſich zu ſeiner Abſicht wunderbar vereinigen; durch dieſe wird ſelbſt der Verdacht der Schwärmerei und des Betruges entfernt.

Unter einem Wunder verſteht man ein Ereigniß, das einerſeits von dem Naturlaufe abweicht, und andererſeits den Grund in einer unmittelbaren Einwirkung Gottes hat. Durch

das letztere Merkmal unterſcheidet ſich das eigentliche oder **theiſtiſche** Wunder von einem auſſerordentlichen Naturereigniß, das von einer bekannten, und von einem Naturwunder, das von einer unbekannten **Natururſache** herrührt. Es iſt nun zu beweiſen, daß ein Wunder im eigentlichen Sinne **möglich** iſt; daß ein ſolches ſich ſicher **erkennen** laſſe, und daß Wunder mit einer Offenbarung auf das Engſte **zuſammenhängen**.

32.

Ein Wunder hat nichts Widerſprechendes, man mag auf **Gott** oder auf die **Natur** ſehen. So wie Gott den allgemeinen Lauf der Natur durch Geſetze für die allgemeinen Zwecke verordnet hat, ſo kann er auch für beſondere Zwecke ein Wunder in den Plan aufnehmen; das Eine iſt dem Herrn der Natur nicht ſchwerer als das Andere.

Die Natur gab ſich die Geſetze nicht ſelbſt, ſondern hat ſie von Gott empfangen; folglich kann auch eine beſondere Ausnahme, durch Gottes Macht bewirkt, zu moraliſchen Zwecken, ſtatt finden. Wenn aber eine ſolche Ausnahme wirklich ſtatt findet, ſo werden die Geſetze der Natur nicht aufgehoben, ſondern nur auf eine Zeit gehemmt; die kleinere Kraft weicht der größern, wie wir dieß in der Natur alle Tage ſehen können. Hört die Beſchränkung auf, ſo geht die Natur ihren vorigen Gang. Daß aber die Geſetze der Natur auch nicht einmal gehemmt werden können, dürfte ſchwer zu beweiſen ſeyn. Die phyſiſche Weltordnung iſt der moraliſchen untergeordnet, und verhält ſich zu dieſer, wie das Mittel zum Zweck. Trägt alſo eine Abweichung von dem Naturlaufe bei, daß ein moraliſcher Zweck erreicht wird, dann muß die phyſiſche Weltordnung der moraliſchen weichen, und der Herr der moraliſchen Welt kann eine ſolche Abweichung wirklich eintreten laſſen.

33.

Es laſſen ſich mehrere Zwecke denken, die durch die Wunder erreicht werden können. Erſtlich ſind Wunder ſehr geeignet, die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf die Perſon des göttlichen Geſandten zu lenken; iſt ſchon das Daſeyn aller Dinge, ihr Entſtehen und Wachsthum ſelbſt ein Wunder, ſo macht doch dieſe Art von Wunder keinen großen Eindruck auf die Menſchen, weil ſie dieſelben immer vor Augen haben; ſie können nur durch außerordentliche Wunder aus ihrer Gedankenloſigkeit erweckt werden. Dann dienen die Wunder dazu, einen göttlichen Geſandten zu beglaubigen, und eine poſitive Religion entweder einzuführen oder wenigſtens zu verbeſſern. In gewiſſen Fällen können Wunder ſelbſt zur Moralität und Glückſeligkeit beitragen; wenn nämlich die Moralität unter einem Volke dergeſtalt geſunken iſt, daß ſie durch gewöhnliche Mittel nicht mehr herzuſtellen iſt, oder wenn ein großer Theil der Menſchen mit Elend zu kämpfen hat. Läugnen wollen, daß Gott ſich auch der Wunder als Mittel zu ſeinen Zwecken bedienen könne, heißt ſeiner Weisheit Geſetze der Weltregierung vorſchreiben.

34.

Wenn es ſich um einen wirklichen Wundererfolg handelt, ſo müſſen zwei Dinge erwieſen werden: erſtens, daß das vermeintliche Wunder wirklich geſchehen iſt; zweitens, daß es dabei übernatürlich zugegangen iſt; das Erſte heißt man die hiſtoriſche, das zweite die philoſophiſche Wahrheit eines Wunders.

Was nun die hiſtoriſche Wahrheit betrifft, ſo braucht man, um ſich davon zu überzeugen weiter nichts, als geſunde Sinne; denn ein Wundererfolg, z. B. die Heilung eines Kranken, kann ſo gut, als jede andere Naturbegebenheit wahrgenommen werden; in dieſer Hinſicht hat der Philoſoph nichts vor dem gemeinen Manne voraus. Anders

verhält es ſich mit der philoſophiſchen Wahrheit eines Wunders; dieſe bleibt dem Philoſophen vorbehalten, und kann nur mittels Reflexion erkannt werden.

Wenn zwei diſparate Erſcheinungen, z. B. ein Wort und die Heilung eines Lahmen in einen Cauſalnexus treten, ſo muß der Beobachter natürlich fragen: Warum treten dieſe beiden Erſcheinungen in ein ſo ungewöhnliches Verhältniß? Warum wird gerade hier die eine durch die andere bewirkt, da man ſie ſonſt nie in dieſem Zuſammenhange wahrnimmt? Der Grund darf wohl nicht in der Natur geſucht werden, weil ja die Heilung eines Kranken durch ein Wort der gewöhnlichen, durch Naturgeſetze beſtimmten Wirkungsart widerſpricht; er muß alſo auſſer der Natur, im Gebiete der Freiheit liegen. Auf dieſe Vorausſetzung muß uns wenigſtens die Urtheilskraft hinleiten, ſobald ſie über die Wunderbegebenheit reflectirt; denn überall, wo die Urtheilskraft Abweichungen von den Geſetzen des Naturmechanismus antrifft, da iſt ſie genöthiget, den Grund dieſer Abweichung in der Wirkung freier Willenskräfte nach Vorſtellungen zu ſuchen. Die Kraft alſo, die jene beiden Erſcheinungen nach einer naturwidrigen Regel in einen Cauſalnexus bringt, muß eine Intelligenz ſeyn. Dieſe Intelligenz kann indeß kein Menſch ſeyn; wir kennen ja die Kräfte der Menſchen, wenigſtens ſo weit, um negativ beſtimmen zu können, was ihnen zu bewirken unmöglich iſt. Nun aber findet ſich in dem Menſchen kein Vermögen, zwei Erſcheinungen in ein dem Naturlauf widerſprechendes Cauſalverhältniß zu ſetzen, und ſie nach einer Regel aufeinander folgen zu laſſen, nach welcher ſie ihrer Natur gemäß nicht aufeinander folgen können. Die Urtheilskraft führt alſo auf eine Intelligenz, die größere Kräfte hat, als der Menſch — auf ein höheres, übermenſchliches Weſen. Wer Abweichungen von den Naturgeſetzen bewirken kann, iſt Herr der Natur, und ſo bekämen wir das poſitive Merkmal: der übermenſchliche Wille, der eine Wundererſcheinung bewirkt, iſt Herr der Natur. Hat die Wundererſcheinung zugleich eine moraliſche Tendenz, z. B. einer

für die Veredlung des Menſchengeſchlechtes ſehr wichtigen Lehre Eingang zu verſchaffen, oder mancherlei, dieſer Veredlung entgegenſtehende Hinderniſſe wegzuräumen, ſo ergiebt ſich aus dieſem Umſtande, daß der überſinnliche Urheber des Wunders ein *moraliſch-gutes Weſen* iſt. Ob dieſes Weſen das abſolut-höchſte Weſen iſt, läßt ſich freilich auf dieſem Wege nicht entſcheiden. Indeß ſcheint doch das hohe Ideal eines moraliſchen, abſolut höchſten Weltbeherrſchers jene Prädikate, die dem überſinnlichen Urheber einer Wundererſcheinung zukommen müſſen, in einem ſo hohen Grade zu verdienen, daß der aufmerkſame Beobachter einer ſolchen Erſcheinung ſehr geneigt ſeyn wird, dieſelbe ſogleich als ein *theiſtiſches* Wunder anzuſehen, und mit Nikodemus auszurufen: Niemand kann ſolche Dinge thun, es ſey denn Gott mit ihm. —

Der Wundergläubige iſt weit entfernt, Gott zu einem Sinnenweſen herabwürdigen zu wollen; denn er behauptet ja nicht, daß Gott die phyſiſche Urſache der Wunderbegebenheit ſey; er will weiter nichts, als dieſes: Gott ſteht mit der Wunderbegebenheit in einem Verhältniße, ohne welches die ungewöhnliche, den Naturgeſetzen widerſprechende Art des Zuſammenhanges dieſer Erſcheinung mit andern nicht möglich wäre, und alſo auch nicht wirklich werden könnte. Dieſes Verhältniß des göttlichen Willens zu einem Erfolg in der Sinnenwelt iſt ihm an ſich unbekannt; aber er kann und muß es nach der Analogie des Verhältnißes unſers freien Willens zu einer, in ihm begründeten Reihe von verſchiedenen Handlungen ſymboliſch denken. Nun kann ja Gott ein überſinnliches ewiges, zeitloſes Weſen bleiben, wenn er ſchon mit erſcheinenden, vorübergehenden, in die Zeitfolge eingeſchalteten Begebenheiten in einem gewiſſen Verhältniße ſteht, ohne welches dieſe Begebenheiten nicht wären.

35.

Wunder beweiſen indeß nicht mehr als dieſes, daß derjenige, der ſolche verrichtet, kein *Schwärmer* oder *Betrüger* iſt, und folglich Glauben verdient, wenn er behauptet,

eine Offenbarung empfangen zu haben. Eine ſolche Beweiskraft kömmt den Wundern unſtreitig zu; denn wir vermögen es nicht zu denken, daß Gott zur Beſtätigung des Irrthumes und der Lüge ein Wunder wirke, oder auch nur zulaſſe; nein, die Sünder hört Gott nicht. Joh. 9, 31. Wir müſſen alſo annehmen, daß derjenige, der Wunder thut, zugleich ein Heiliger oder doch ein tugendhafter Mann iſt, und iſt er dieſes, ſo haben wir keinen Grund, ein Mißtrauen in ſeine Ausſage zu ſetzen. Die Göttlichkeit der *Lehre* beweiſen die Wunder freilich auch; jedoch nur *mittelbar*, in ſo fern ſie über die Perſon des göttlichen Geſandten keinen Zweifel übrig laſſen. Uebrigens darf man die *Göttlichkeit* einer Lehre nicht mit der *Wahrheit* derſelben verwechſeln; dieſe läßt ſich wohl aus innern Gründen erkennen; nicht aber jene, weil ja eine wahre Lehre nicht nothwendig auch eine göttliche iſt. Für die Göttlichkeit einer Lehre giebt es keinen Beweis, als *Wunder* oder etwas, das dieſen gleich kömmt.

Dieſe Beweiskraft der Wunder wird durch die Länge der Zeit nicht geſchwächt; denn wenn wir nach Jahrhunderten leſen, daß ein Kranker geheilt, ein Todter zum Leben erweckt worden iſt u. d. g., ſo iſt es eben ſo gut, als wenn wir dieſe Dinge ſelbſt geſehen hätten. Ob dieſe Dinge auch *Wunder* waren, können wir heute ſo gut beurtheilen, als die Zeitgenoſſen eines göttlichen Geſandten; denn es kömmt hier nur auf die *Reflexion* der Vernunft an, die immer und überall dieſelben Geſetze befolgt, und folglich über Wundererfolge nach Jahrhunderten eben ſo urtheilen muß, wie zu der Zeit, da dieſelben eintraten.

36.

Die *Weiſſagungen* ſind im Grunde auch nichts anders als Wunder; nur anderer Art, nämlich Wunder der *Allwiſſenheit*; ſie ſind von den Wundern unzertrennlich; denn nur in ſo ferne dieſe vorher angekündiget ſind, haben ſie eine Beweiskraft.

Zu einer wahren Weiſſagung gehören drei Dinge: erſtens

muß die zukünftige Begebenheit beſtimmt und ganz zuverſichtlich vorher geſagt ſeyn; dann muß ſie rein zufällig ſeyn, ſo daß ſie durch keinen menſchlichen Scharfſinn vorherzuſehen iſt; endlich muß ſie zur beſtimmten Zeit erfolgen. Durch dieſe Merkmale unterſcheidet ſich die wahre Weiſſagung von der natürlichen Divination, die eine Folge langer Erfahrung und aufmerkſamer Beobachtung iſt; von Ahnungen, wobei uns die bevorſtehenden Ereigniſſe nur dunkel vorſchweben; von den Orakeln der Heiden, die auf Gerathewohl ertheilt, oder doch nicht in Erfüllung gegangen ſind.

37.

Der Menſch kann freilich nicht in die Zukunft ſehen; dieſe iſt ſeinem Blicke verhüllt. Aber nichts hindert, daß Gott, der das Zukünftige, wie das Gegenwärtige weiß, dem Menſchen Einiges von der Zukunft offenbare. Nur daran könnte man zweifeln, ob dieſes auch der Weisheit Gottes angemeſſen iſt. Allein wenn man bedenkt, daß durch Weiſſagungen mehr, als ein moraliſcher Zweck erreicht werden kann, ſo fällt auch dieſer Zweifel weg; denn was zweckmäßig iſt, ſtreitet nicht gegen die Weisheit Gottes. Es ſind aber die Weiſſagungen mehr noch, als die Wunder geeignet, einen göttlichen Geſandten zu beglaubigen, und einer neuen Lehre Eingang zu verſchaffen. Dann haben die Weiſſagungen auch Einfluß auf die Moralität, denn ſie ſind eben ſo viele Beweiſe der moraliſchen Weltregierung, und wenn ſie erfüllt werden, ſo müſſen die Guten in der Furcht Gottes, im Gehorſam und Vertrauen geſtärkt, die Böſen aber abgeſchreckt, und zur Tugend zurückgeführt werden. Ueberdieß dienen die Weiſſagungen den Menſchen zur Belehrung und Warnung; ſo konnten z. B. die erſten Menſchen bei dem gänzlichen Mangel an Erfahrung nur durch Weiſſagungen vor Schaden bewahrt werden; ſie tragen alſo auch noch zur Glückſeligkeit bei; denn es hängt nur von den Menſchen ab, ſich die Belehrung und Warnung zu Nutze zu machen, und dem drohenden Unglück zuvorzukommen.

38.

Ueber die **Wahrheit** einer Weiſſagung kann man ſich nicht leicht täuſchen, zumal wenn zwiſchen der Vorherſagung und der Erfüllung ein längerer Zeitraum liegt; denn in dieſem Falle kann der Weiſſagende nichts zur Erfüllung beigetragen; die ſpätern Zeugen der Erfüllung aber können die Vorherſagung nicht erdacht haben. Man braucht auch kein Philoſoph zu ſeyn, um zu wiſſen, ob jemand etwas vorhergeſagt hat, und ob die Vorherſagung in Erfüllung gegangen iſt; ob man die Vorherſagung ſelbſt gehört hat, oder ſie lieſt, iſt gleich viel. Es bleibt alſo nur noch die Frage übrig, ob die Vorherſagung die menſchlichen Kräfte überſteige. Dieſes ergiebt ſich, wenn man darüber nach den Geſetzen der Vernunft reflectirt.

Wir wiſſen recht gut, was der Menſch **nicht** vorherſagen kann; dahin gehören alle Ereigniſſe, die in der fernern Zukunft liegen, oder bloß von der Willkühr der Menſchen abhängen. Wir können z. B. nicht ahnen, viel weniger vorherſagen, wie es im Jahre 1936 in Europa ausſehen, oder was der gegenwärtige Kaiſer von Oeſterreich im nächſten Jahre für Verordnungen erlaſſen wird. Werden nun ſolche Dinge nichts deſto weniger vorhergeſagt, ſo ſind wir genöthiget, den Grund davon in einer **Intelligenz** zu ſuchen, die weiter ſieht, als der Menſch; dabei können wir aber nicht ſtehen bleiben, weil alle endlichen Intelligenzen der unendlichen und höchſten Intelligenz untergeordnet ſind; um auf den letzten Grund zu kommen, müſſen wir alſo zu **Gott** aufſteigen, und ſo erhalten wir auch das letzte Merkmal einer Weiſſagung — die **übernatürliche Urſache**. — Alle Bedenklichkeiten, die man gegen die **philoſophiſche** Wahrheit einer Weiſſagung vorbringt, verſchwinden, ſobald man ſich an eine beſtimmte Weiſſagung hält, z. B. die Weiſſagung **Chriſti**, das Schickſal der Stadt **Jeruſalem** und der jüdiſchen Nation betreffend.

39.

Mit der Beweiskraft der Weiſſagungen verhält es ſich, wie mit jener der Wunder; ſie liegt nur in dem Zuſammentreffen derſelben mit der Einführung einer geoffenbarten Lehre. Wenn wir nämlich einerſeits die beſtimmte Ausſage haben, daß irgend eine Lehre geoffenbart ſey, und ſehen andererſeits, daß die damit zuſammenhängenden Weiſſagungen genau erfüllt worden ſind, ſo ſind wir genöthiget, jene Ausſage für wahr zu halten; denn wäre ſie falſch, und der vorgeblich göttliche Geſandte entweder ein Schwärmer oder Betrüger, ſo würde folgen, daß Gott ſelbſt zur Beſtätigung des Irrthums und des Betruges mitwirke, was wir mit unſerer Vernunft nicht vereinigen können. Die Weiſſagungen ſind alſo wie die Wunder zunächſt nur Beweisgründe für die Glaubwürdigkeit deſſen, der vorgibt, eine Offenbarung erhalten zu haben; für die Göttlichkeit der Lehre wohl auch, jedoch nur entfernt und mittelbar.

40.

Alles berechtiget uns, zu erwarten, daß eine Offenbarung, wenn einmal eine ſolche geſchehen iſt, allgemein ſeyn werde, oder wenigſtens die Beſtimmung habe, allgemein zu werden. Einerſeits iſt der empiriſche Zuſtand des Menſchen, der eine Offenbarung wünſchenswerth macht, bei allen Menſchen derſelbe, und die Mündigkeit der Vernunft, wodurch jener Zuſtand aufgehoben, und die Offenbarung antiquirt werden ſoll, nicht ſo bald zu erwarten. Andererſeits umfaßt die Vorſehung Gottes alles, und es ließe ſich nicht einſehen, warum er ſich einigen offenbaren, die andern ſich ſelbſt überlaſſen ſollte. Daß durch eine allgemeine Offenbarung eine permanente Autoritätsorthodoxie erzeugt wird, iſt allerdings wahr; indeß hat ſich Niemand einer ſolchen Orthodoxie zu ſchämen; denn die Ausſprüche der ewigen Vernunft müſſen immer und überall gelten, und der end-

lichen Vernunft auf der höchſten Stufe der Bildung noch genügen. Es iſt alſo bloß zu unterſuchen, ob es ein Mittel giebt, eine Offenbarung allgemein zu verbreiten und worin dieſes beſteht.

41.

Eine Offenbarung kann fortgepflanzt und allgemein verbreitet werden durch mündliche Ueberlieferung. So wurden Jahrhunderte lang Erfindungen und alle Begebenheiten von Wichtigkeit fortverbreitet, und noch zur Stunde pflanzen wilde Völker ihre Thaten, und Gebräuche auf dieſe Weiſe fort. Bei einer Offenbarung geht dieſes um ſo leichter an, als das Wunderbare, das dieſelbe nothwendig begleitet, ſich dem Gedächtniß tief einprägt, und nicht ſo leicht vergeſſen wird. Wird dann die Sorge für die Erhaltung und Fortpflanzung einer geoffenbarten Lehre einem eigenen Stande von Lehrern, die in einer ununterbrochenen Reihe aufeinander folgen, übertragen, ſo iſt um ſo weniger zu fürchten, daß die urſprüngliche Ueberlieferung im Laufe der Zeit verfälſcht, oder gänzlich verwiſcht wird. Mittelbar durch dieſe beſtellten Lehrer ſpricht Gott zu den Menſchen aller Zeiten und aller Orte, und die Offenbarung, in ihrem Munde immer lebendig erhalten, kann in den ſpäteſten Zeiten noch ſo ſicher erkannt werden, als zu der Zeit, da ſie gegeben wurde; wer die Lehrer hört, der hört Gott. —

Eine ſchriftliche Urkunde iſt wohl auch ein Mittel, eine Offenbarung fortzupflanzen und allgemein zu verbreiten, jedoch nur in Verbindung mit dem ſtändigen Lehramte; denn eine Schrift zu erklären, iſt nicht jedermanns Sache, indem dazu ein größerer Vorrath von Kenntniſſen erfodert wird, als die Menſchen in der Regel beſitzen, zumal wenn die Urkunde alt, und noch obendrein in einer todten Sprache verfaßt iſt. Ueberdieß können, weil jede Schrift nur todter Buchſtabe iſt, über den Sinn derſelben leicht Zweifel und Streitigkeiten entſtehen. Darum muß der Schrift eine recht-

mäßige Autorität zur Seite gehen, welche dieſelbe erklärt, und die entſtandenen Zweifel und Streitigkeiten entſcheidet.

II. Kapitel.

Chriſtliche Glaubenslehre.

42.

Die wirkliche Offenbarung fällt in die Zeit und gehört der Geſchichte an. Sehen wir uns aber in der Geſchichte um, ſo begegnen uns mehrere poſitive Religionen, die geoffenbart ſeyn ſollen. Chriſten, Juden und Muhamedaner leiten ihre Religion von Offenbarung her; ſelbſt die Heiden wollten die ihrige aus der Offenbarung irgend einer Gottheit erhalten haben. Die geoffenbarte Religion kann indeß nur Eine ſeyn. Wir müſſen alſo jetzt die Offenbarungstheorie zu Hilfe nehmen und ſehen, welche denn von dieſen Religionen wirklich geoffenbart iſt. Wir machen den Anfang mit der chriſtlichen, einmal weil man denn doch irgendwo anfangen muß; dann aber auch, weil dieſe Religion ſo Manches vor den andern voraus hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine poſitive Religion, wie die chriſtliche, nur aus zuverläßigen Quellen geſchöpft werden darf; voraus alſo etwas über die Quellen der chriſtlichen Religion.

I. Abſchnitt.

Die heiligen Schriften.

43.

Die heiligen Schriften der Chriſten begreifen auch jene der Juden in ſich, weil die chriſtliche Religion die Moſaiſche, ſo wie dieſe die patriarchaliſche vorausſetzt.

Der Inbegriff dieſer Schriften **heißt Canon** d. i. **Regel, weil** die Chriſten in ihrem Glauben **ſich** darnach **richten müſſen.** Da die heiligen Schriften in Jedermanns Händen ſind, ſo iſt **es** nicht nothwendig, hier die einzelnen Bücher des chriſtlichen Canon aufzuzählen. Es iſt vor der Hand nur darum zu thun, daß die Aechtheit dieſer Schriften, und die Glaubwürdigkeit ihrer Verfaſſer auſſer Zweifel geſetzt werden.

44.

Das eigenhändige Zeugniß eines ſonſt glaubwürdigen Mannes hat nach den Geſetzen einer geſunden Logik ein großes Gewicht; es iſt eben ſo gut als wenn wir die Sache, die auf dieſe Weiſe bezeugt wird, ſelbſt erlebt und erfahren hätten. Weder die Länge der Zeit noch die Entfernung des Ortes ſind vermögend, das Gewicht eines ſolchen Zeugniſſes zu ſchwächen.

Was nun die Aechtheit der heiligen Schriften betrifft, ſo iſt kein vernünftiger Grund da, an derſelben zu zweifeln. Diejenigen, welche dieſe Schriften aus der erſten Hand erhielten, und die Verfaſſer kennen mußten, haben uns dieſelben überliefert. Dieſe Menſchen hatten unſtreitig Kenntniß der Wahrheit, und da der Trieb, ſich andern mitzutheilen, allen Menſchen gemein iſt, ſo dürfen wir es ihnen auch zutrauen, daß ſie uns nur Wahrheit überliefert haben. Wir können alſo die Aechtheit der heiligen Schriften als eine ausgemachte Sache betrachten. Nehmen wir doch tauſend andere Dinge auf Treue und Glauben an, und wir verdanken dem hiſtoriſchen Glauben ungleich mehr Kenntniſſe, als dem eigenen Nachdenken; ja wer nichts glauben wollte, was er nicht ſelbſt erfahren hat, für den wäre die Vorzeit mit allen ihren Ereigniſſen ſo gut als verlohren, und er würde in Kunſt und Wiſſenſchaft immer ein Kind bleiben. Warum ſollte der hiſtoriſche Glaube gerade in Sachen der Religion kein Gewicht haben? — etwa, weil das menſchliche Intereſſe bei der Religion einen größern Spielraum hat, und für die Verfälſchung der Schrift thätiger iſt? Nein, gerade in

Sachen der Religion pflegen es die Menſchen genauer zu nehmen.

Wir wollen nicht in Abrede ſtellen, daß man im Laufe der Zeit Verſuche gemacht hat, die heiligen Schriften zu verfälſchen, oder falſche zu unterſchieben. Genug, daß der Betrug jedesmal entdeckt, und ſo der Verſuch vereitelt wurde. Wie hätten aber auch jene Schriften unterſchoben oder verfälſcht werden können? Hätte jemand z. B. noch bei Lebzeiten des Moſes oder bald nach ſeinem Tode dieſem Bücher unterſchieben wollen, ſo würde dieſes nicht angegangen ſeyn, weil ja die Zeitgenoſſen des Moſes wiſſen mußten, ob er etwas geſchrieben hat, oder nicht. Wäre aber jemand erſt nach einigen Menſchenaltern mit Büchern des Moſes hervorgerückt, ſo müßte es ſonderbar zugegangen ſeyn, wenn er Glauben gefunden hätte, da bis dahin Niemand von ſolchen Büchern etwas wußte. Eben ſo wenig konnten die Schriften des Moſes verfälſcht werden, ohne daß es an den Tag kam, es wäre denn, daß der Betrüger alle Abſchriften und ſelbſt das Original in der Bundeslade hätte in die Hände bekommen, ſie ſammt und ſonders verfälſchen, und wieder an Ort und Stelle bringen können, ohne daß jemand dieß merkte. — Wie wenig die Chriſten geneigt waren, ſich unächte Schriften unterſchieben zu laſſen, beweiſt die große Menge apokryphiſcher Schriften. Es iſt auch der leidenſchaftlichſten Kritik bis daher nicht gelungen, in jenen Schriften, die wir für heilig halten, etwas zu entdecken, was auf Unterſchiebung oder Verfälſchung ſchließen ließe. Im Gegentheile ſtimmt alles — Inhalt und Styl — mit dem überein, was wir von der Perſönlichkeit, dem Zeitalter und dem Aufenthalte der angeblichen Verfaſſer wiſſen. Wenn aber auch in dieſen Schriften da und dort etwas enthalten wäre, was uns jetzt als ein Widerſpruch erſcheint, ſo wären wir darum noch nicht berechtiget, die Aechtheit derſelben zu bezweifeln; alle auch noch ſo gelehrte Zweifel müſſen dem einſtimmigen Zeugniß aller Jahrhunderte weichen, weil wir zu weit von der Zeit entfernt ſind, zu der jene Schriften ver-

faßt wurden, und viele Umſtände nicht mehr kennen, die zu jener Zeit obwalteten. Darum bleibt es immer eine mißliche Sache, nach 1800 Jahren die Aechtheit oder Unächtheit der heiligen Schriften aus innern Gründen beweiſen zu wollen; es iſt des Kritiſirens kein Ende, und die Menſchen kommen vor lauter Kritik nicht dazu, die heiligen Schriften anzuwenden.' Hat man bis daher über die Aechtheit der heiligen Schriften nicht in das Reine kommen können; haben ſo viele Geſchlechter, die dieſe Schriften für ächt hielten, geirrt, ſo möchte es wohl beſſer gethan ſeyn, Zeit und Kräfte zu etwas Beſſern, als zu einer ſolchen nutzloſen Kritik zu verwenden.

45.

Nun frägt es ſich, ob die Verfaſſer der heiligen Schriften auch die Eigenſchaften eines glaubwürdigen Zeugen beſaßen. Dieſe Eigenſchaften ſind Kenntniß und Liebe zur Wahrheit; wer hinlängliche Kenntniß von einer Sache hat, und ehrlich genug iſt, die Wahrheit zu ſagen, der verdient allgemein Glauben. Wenn wir im Allgemeinen das Vertrauen auf die Menſchen haben dürfen, daß ein jeder prüft, und die Wahrheit redlich mittheilt, ſo können wir uns auch über die Glaubwürdigkeit der heiligen Schriftſteller vollkommen beruhigen. Die Zeitgenoſſen dieſer Schriftſteller, und die nächſt Folgenden konnten am Beſten die Kenntniß und Redlichkeit derſelben beurtheilen, und haben dieſes gewiß eben ſo gut gethan, als wir es in ähnlichen Fällen jetzt thun. Nun aber haben ſowohl die Gleichzeitigen, als die Nächſtfolgenden, die Verfaſſer der heiligen Schriften für glaubwürdig gehalten; denn ſie nahmen dieſe Schriften einſtimmig an. Auf dieſes einſtimmige Zeugniß des Alterthums hin dürfen wir keinen Anſtand nehmen, den heiligen Schriften Glauben zu ſchenken. Verſchmäht man das Zeugniß der Alten, ſo iſt des Streites kein Ende, weil man auſſer dem nur Vermuthung über die Glaubwürdigkeit oder über die Kenntniß und Redlichkeit der heiligen Schriftſteller hat, gegen

die ſich vieles einwenden läßt. So ſagt man: Die Unterſuchung läuft nicht durch eine Reihe aufgeklärter Männer, ſondern durch den verdorbenen Pöbel eines Zeitalters, das von mancherlei Aberglauben nicht frei war. — Die Schriftſteller erzählen weniger Thatſachen als Lehrſätze, die durch den Mißverſtand des Erzählers nur zu leicht verfälſcht werden. — Die heiligen Schriftſteller ſind dunkel, und man weiß nicht, ob ſie bei ſo vielen ihrer Ausdrücke auch wirklich etwas ſcharf Beſtimmtes gedacht haben. — Es kann Niemand einfallen, ſolche Einwürfe zu machen, ſobald es anerkannt iſt, daß die Zeitgenoſſen eines Schriftſtellers ſeine Glaubwürdigkeit ſicherer beurtheilen können, als die Späteren. Wenn die Unterſuchung an Ort und Stelle geſchieht, ſo wird eben keine große Aufklärung, viel weniger eine ganze Reihe von aufgeklärten Männern erfodert; in dieſem Falle kann der Pöbel ſo gut als der Philoſoph urtheilen. Uebrigens müſſen wir in Abrede ſtellen, daß es nur verdorbener Pöbel war, was den heiligen Schriftſtellern Glauben ſchenkte; ſowohl das Juden= als Chriſtenthum hatte unter ſeinen Bekennern immer auch gebildete Menſchen, die zwiſchen Wahrheit und Lüge ſo gut, als wir zu unterſcheiden wußten. — Daß Lehrſätze durch Mißverſtand des Erzählers verfälſcht werden können, iſt freilich wahr; es leuchtet jedoch ein, daß die Lehrſätze der heiligen Schriften nicht wohl auf dieſe Weiſe verfälſcht werden konnten. Moſes hat die Lehren und Vorſchriften, die er den Hebräern gab, ſelbſt aufgezeichnet, und wird hoffentlich ſich ſelbſt verſtanden haben. Chriſtus hat zwar ſelbſt nichts geſchrieben; ſeine Jünger aber haben die Lehren, welche ſie aufgezeichnet haben, oft genug gehört, um ſie nicht zu mißverſtehen; nichts davon zu ſagen, daß dieſelben noch beſonders erleuchtet waren, wovon die Philoſophie freilich nichts weiß. Was uns jetzt in den heiligen Schriften dunkel erſcheint, war es nicht auch zu der Zeit, als jene Schriften verfaßt wurden, und man braucht, um das Dunkle aufzuhellen, ſich nur umzuſehen, wie man jene Schriften gleich anfänglich verſtanden und ausgelegt hat. Es begegnet nur

den Philoſophen, daß ſie in den heiligen Schriften finden, was ſie hineintragen, wir gemeine Leute, die ihren Kopf nicht durch Grübeln verdorben haben, laſſen uns gern von den heiligen Schriften belehren, und finden keine ſo gar große Schwierigkeit, die mancherlei Ausdrücke in denſelben zu verſtehen.

II. Abſchnitt.

Göttlichkeit der chriſtlichen Lehre.

46.

Die chriſtliche Lehre umfaßt die Moſaiſche und die patriarchaliſche; wir heißen ſie chriſtlich vorzugsweiſe, weil ſich Gott durch Chriſtus zuletzt und am vollkommenſten geoffenbart hat. Gott hat ſich aber dem Menſchen ſchon von Anbeginn geoffenbart, wie es von ſeiner Weisheit und Güte zu erwarten iſt, und hat dieſe Uroffenbarung durch Moſes erneuert. Wir haben alſo zu zeigen, daß nicht nur die chriſtliche, ſondern auch die Moſaiſche, und patriarchaliſche Lehre göttlich d. i. von Gott unmittelbar geoffenbart ſind, und daß dieſe drei Offenbarungen unter ſich genau zuſammenhängen, ſo daß ſie nur Eine fortlaufende, alle Zeiten umfaſſende Offenbarung ausmachen.

A. Die Patriarchal-Offenbarung.

47.

Wir haben nicht das unmittelbare Zeugniß der Stammeltern darüber, daß Gott ſich ihnen geoffenbart hat; ſondern nur das mittelbare des Moſes. Moſes hat indeß aus einer guten Quelle geſchöpft. Die Stammeltern, die am Beſten wiſſen mußten, wie ſie zur Religion und zur Humanität überhaupt gekommen ſind, überlieferten ihren Kindern

mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe, wie ihre geiſtige Kultur, ſo auch die Kunde, daß ſie dieſelbe durch Unterweiſung eines höhern Weſens erhalten haben. Noe brachte dieſe Kultur ſammt der Tradition der Stammeltern in die neue Welt herüber; ſeine Söhne brachten ſie an Abraham, und dieſer durch ſeine Söhne an Moſes. Dieſer trug auch kein Bedenken, die Erzählung von einer urſprünglichen Offenbarung ſeiner Lehre und ſeinen Geſetzen zu Grunde zu legen, was hinlänglich beweiſt, daß er nur Geſchichte liefern wollte; denn er war zu weiſe, um auf klug erſonnenen Fabeln ein Religions- und Staatsgebäude aufführen zu wollen. Auch würden die Nachrichten über das Patriarchalalter gewiß weitläufiger ausgefallen ſeyn, wenn entweder Moſes, oder jemand vor ihm hätte dichten wollen. Es giebt auch keinen Geſchichtſchreiber, der älter iſt, als Moſes; Samhuniaton, Minos, Zoroaſter u. ſ. f. kommen in keinen Vergleich mit ihm; entweder muß man alſo die Geſchichte der Urwelt vornehm ignoriren, was freilich häufig geſchieht, oder man muß zu den Ueberlieferungen des Moſes zurückkommen. Ob Moſes ſeine Geſchichte der Urwelt aus ſchriftlichen Urkunden oder aus mündlicher Ueberlieferung geſchöpft hat, iſt ganz einerlei. — Wir haben alſo wenigſtens, die mittelbare Ausſage, daß die Religion der Patriarchen göttlich iſt. Es bleibt nur noch zu beweiſen übrig, daß dieſe Ausſage auch hinlänglich beſtätiget worden iſt, und alſo Glauben verdiene.

48.

Wenn wir den Inhalt der Patriarchalreligion betrachten, ſo müſſen wir geſtehen, daß ſie Gottes wenigſtens nicht unwürdig iſt. Wir finden da den Einen Gott, der Himmel und Erde erſchaffen hat; der dem Menſchen Geſetze giebt, und die Uebertretung ſtraft; der die Welt regiert. Daraus, daß die erſten Menſchen ein Geſetz hatten, und es auch eine Zeit lang beobachteten, folgt von ſelbſt, daß ſie ſich ihrer Freiheit, und ſomit auch ihres Vorzuges vor dem Thiere bewußt waren; denn wo keine Freiheit iſt, da findet auch kein

Geſetz, noch viel weniger eine Strafe Platz. Selbſt der Artikel von einem Leben jenſeits war den Patriarchen nicht unbekannt, denn die wunderbare Hinwegnahme des Henoch, Gen. 5, 24. ſoll nichts anders ſeyn, als ein Wink, daß Gott den Henoch in eine andere Welt verſetzt habe, weil dieſe nicht würdig war, länger einen ſo tugendhaften Menſchen zu beſitzen.

Die eigentliche Sittenlehre der Patriarchen kennen wir zwar nicht. Indeß finden wir bei denſelben Furcht Gottes; ſo bei Seth, Henoch, Enos, Joſeph; Dankbarkeit gegen denſelben bei Noe; Glauben und Vertrauen bei Abraham. Ueberdieß finden wir einen Abſcheu vor dem Mord; andererſeits aber Gaſtfreundlichkeit, Heiligkeit der Ehe, Keuſchheit der Töchter, Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern. Darf man von den Handlungen der Menſchen auf ihre ſittlichen Grundſätze ſchließen, ſo ergiebt ſich eine Sittenlehre, die ſchon die vorzüglichſten Pflichten gegen Gott und gegen die Menſchen umfaßt. Spuren des äußern Gottesdienſtes haben wir in den Opfern des Abel, des Noe, und des Abraham, und in den Gebethen, die Enos zuerſt anordnete.

Nehmen wir an, daß Moſes nur der Sammler, nicht der Erfinder der Nachrichten über die Urwelt iſt, ſo können wir nicht wohl zweifeln, daß jene Begriffe von Religion und Sittlichkeit den Patriarchen auch wirklich angehören. Die Erzählung von dem religiöſen und ſittlichen Zuſtande der Patriarchen findet ſich neben jener von der Geſchlechtsfolge, den Beſchäftigungen, Erfindungen u. ſ. f., ohne daß irgend ein Wink gegeben iſt, daß jene ſpätern Urſprunges, oder anders zu verſtehen iſt, als dieſe. —

War nun aber die Religion der Patriarchen wirklich ſo beſchaffen, wie wir geſagt haben, ſo wird die Ausſage, daß ſie göttlich ſey, ſchon einiger Maßen beſtätiget; ihr Inhalt widerſpricht wenigſtens dieſer Ausſage nicht.

49.

Durch Wunder haben die erſten Menſchen ihre Ausſage, daß Gott ſich ihnen geoffenbart hat, ſo viel wir wiſſen, nicht beſtätiget. Es war dieſes auch nicht nothwendig; denn die Erſcheinungen Gottes, wodurch ſie belehrt wurden, dauerten auch unter ihren Nachkommen fort. So finden wir, daß Gott zu Kain ſprach, als dieſer mit dem Gedanken umgieng, ſeinen Bruder zu ermorden; daß er den Noe über die kommende Fluth und über die Mittel, ſich zu retten belehrte; daß er dem Abraham befahl, aus ſeinem Vaterland zu ziehen u. ſ. f. Dieſe fortgeſetzten Erſcheinungen Gottes beſtätigten mehr noch, als Wunder, die Ausſage der Stammeltern, daß ſie von Gott unmittelbar belehrt worden ſind; wenigſtens konnte dieſe Ausſage den Nachkommen nicht unglaublich vorkommen, da Gott ſich von Zeit zu Zeit vernehmen ließ. Es wäre wohl vergebliche Mühe, das Erſcheinen Gottes näher erklären zu wollen; in jedem Falle ſoll damit nur geſagt ſeyn, daß Gott gewiſſe Wirkungen in der Natur hervorgebracht hat, welche die Aufmerkſamkeit der Menſchen erregten, und bis dahin unbekannte, religiöſe und moraliſche Vorſtellungen in denſelben bewirkten. Es iſt auch nur darum zu thun, daß der Menſch weiß, wann Gott ſpricht, und erkennt, was er von ihm geglaubt und gethan wiſſen will. Mit den Erſcheinungen Gottes waren faſt immer Vorherſagungen künftiger Dinge verbunden. Es war dieſes ſchon darum nothwendig, damit die Menſchen, die noch keine Erfahrung hatten, vor Schaden bewahrt wurden, wenn ſie anders ſelbſt wollten; wurden dann dieſe Vorherſagungen erfüllt, ſo mußten natürlich jene, die die Erfüllung erlebten, ſehr in dem Glauben beſtärkt werden, daß Gott den Vätern erſchienen iſt, d. h. ſich geoffenbart hat. Uebrigens dürfen wir auch noch den Stammeltern ſo viel Religion und ſittliche Güte zutrauen, daß ſie nicht durch das bloße Vorgeben einer Offenbarung ihre ganze Nachkommenſchaft belügen wollten, und ſo

vereinigte ſich alſo alles, um die Ausſage, daß die Religion der Patriarchen göttlich ſey, zu beſtätigen.

50.

Wie hätte es der Menſch auch jemals zur Religion und Sittlichkeit bringen können, wenn Gott ſich ſeiner nicht angenommen hätte? Wir bringen nur die Anlage zur Religion mit zur Welt; die Religion ſelbſt erwerben wir uns durch Unterricht und Tradition. Die Entwickelung materieller Anlagen mochte immerhin dem Menſchen überlaſſen werden, damit er ſeine Geiſteskräfte übte; aber zur Religion, Sprache u. d. g. würde er durch ſich ſelbſt nie gelangt ſeyn; dazu war Unterricht nothwendig. Man darf die innere, geiſtige Kultur nicht verwechſeln mit der äußern in den Fertigkeiten des Erwerbens und Genießens, zu dieſer mag allenfalls die Noth den Menſchen gezwungen haben; aber welche Noth zwang ihn denn, die Geſetze der Sittlichkeit zu erfinden? welchem Naturgegenſtand ſah er die Religion ab? War aber dem Menſchen von dem erſten Augenblick ſeines Daſeyns Unterricht nothwendig, um ſich von der Thierheit zur Religion und ähnlichen Vorrechten unſerer Natur zu erheben, ſo liegt auch am Tag, daß ein höheres Weſen ſich ſeiner annehmen mußte. Gewiß iſt es, daß die Glaubens- und Sittenlehre der Patriarchen ungleich beſſer iſt, als jene der aufgeklärten Griechen und Römer; iſt ſie nun nicht geoffenbart, wie kömmt es denn, daß die Patriarchen gerade in den wichtigſten Dingen richtig dachten, während ſie doch in den gemeinſten Geſchäften Kinder waren, und an religiöſer Aufklärung es den berühmteſten Völkern bevor thaten?

51.

Der Wohnplatz der erſten Menſchen war ein Garten; hier fand er alles, was er zu ſeinem Unterhalt bedurfte; für ſeine Blöße war durch ein mildes Klima, für ſein wehrloſes Leben durch einen allgemeinen Frieden um ihn her geſorgt. Dieſer Garten wurde nach einiger Zeit wahrſcheinlich durch

einen vulkaniſchen Ausbruch zerſtört, und ſo die Menſchen daraus vertrieben; es war dieſes die Strafe dafür, daß ſie gegen das Verboth Gottes von der Frucht eines Baumes gegeſſen hatten. Auſſer dem Garten ſpendete ihnen die Natur weniger freigebig ihre Gaben, und ſo wurden ſie gezwungen, ihrer natürlichen Fruchtbarkeit durch Kunſt nachzuhelfen. Bei der Natur gieng der Menſch in die Schule; er ſah die Natur ſelbſt ſäen und begießen, und ahmte ſie nach. Er war alſo natürlich, daß der Menſch zuerſt Feldbau trieb. Einer der Söhne Adams ergriff einen neuen Nahrungszweig — die Viehzucht. — Ohne Zweifel bediente ſich der Menſch bei Zeiten auch der Milch der Thiere zu ſeiner Nahrung; um aber dieſe immer bereit zu haben, mußte er die Thiere aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienſtbarkeit verſetzen, und fortan für ihren Unterhalt ſorgen. Natürlich wagte er ſich zuerſt an jene, die von Natur aus weniger wild waren, und hütete Schafe. — Nachdem Kain, der Erſtgeborene des Adam, ſeinen Bruder erſchlagen hatte, baute er eine Stadt, um gegen den Haß und den Abſcheu des menſchlichen Geſchlechtes eine Freiſtätte zu haben, und einige ſeiner Kinder machten Erfindungen, als die Muſik, Bearbeitung des Erzes und Eiſens u. ſ. f.

52.

Die Menſchen lebten gleich anfangs in ordentlichen Ehen. Gott hatte ſeinen Willen ſchon dadurch zu erkennen gegeben, daß er ein einziges Paar — Mann und Weib — ſchuf. Wir dürfen indeß nicht zweifeln, daß er auch noch durch ein ausdrückliches Geboth, die Ehe geordnet hat; denn ordentliche Ehen fodern ſchon einen höhern Grad von ſittlicher Bildung, als wir den erſten Menſchen zutrauen dürfen. Erſt nach einigen Menſchenaltern fand die Polygamie als Ausnahme von der Regel ſtatt. Lamech war der Erſte, der zwei Weiber nahm.

53.

Anfänglich lebten die Menſchen in Familien beiſammen; allmählig aber entwickelte ſich aus dem Familienleben die bürgerliche Ordnung. Das väterliche Anſehen hatte der Schöpfer ſchon dadurch gegründet, daß er das unbehilfliche Kind von dem Vater abhängig machte, und vom zarteſten Alter an gewöhnte, deſſen Willen zu ehren. Dieſe Ehrfurcht gegen den Willen des Vaters wuchs mit dem Kinde auf und prägte ſich ihm tief ein. Wurde nun das Kind ſelbſt wieder Vater, ſo konnte ſein Sohn denjenigen nicht ohne Ehrfurcht anſehen, dem ſein Vater ſo ehrerbietig begegnete, und ſtillſchweigend räumte er dem Vater ſeines Vaters ein größeres Anſehen ein. Dieſes Anſehen des Stammherrn mußte ſich in gleichem Grade mit jedem Zuwachs der Familie und jeder Stufe ſeines Alters vermehren, und die größere Erfahrenheit, die Frucht eines ſo langen Lebens gab ihm ohnehin eine natürliche Ueberlegenheit über jeden, der jünger war. So gieng die Gewalt, die Gott den Eltern über ihre Kinder eingeräumt hatte, zuletzt auf die Stammväter über, und es bildete ſich eine ſanfte Obergewalt — die Patriarchalregierung, mit welcher die bürgerliche Ordnung in der Welt beginnt.

54.

Aus dem, was wir ſo eben von dem Urſprung der bürgerlichen Ordnung geſagt haben, ergiebt ſich, daß die Menſchen nie vollkommen gleich waren. Mit dem erſten Kinde hat auch ſchon die Abhängigkeit des Menſchen von dem Menſchen angefangen; das Kind war dem Vater, dieſer aber dem Stammvater unterworfen; es lag in der Natur der Sache, daß der Sohn für den Vater, der Jüngling für den Greis die Geſchäfte übernahm. Dieſe Ungleichheit mußte in dem Maße zunehmen, als die Menſchen ſich vermehrten und weiter ausbreiteten. Einige waren von Natur aus klüger und arbeitſamer oder wenigſtens mehr vom Glück begünſtiget als

die andern; einige wurden ſchwächlicher geboren als die andern; es war alſo natürlich, daß einige reicher und mächtiger wurden als die andern; daß einige gaben und herrſchten; andere dienten und empfiengen. Damit war auch der Unterſchied der Stände gemacht, der ſeit dem beſteht, und immer beſtehen wird, ſo lange es Menſchen giebt. Es iſt aber auch nicht zu wünſchen, daß dieſer Unterſchied jemals aufhöre, und eine vollkommene Gleichheit unter den Menſchen eingeführt werde. Könnte es einmal dahin kommen, daß ein Menſch des andern nicht mehr bedürfte, weil alle gleich klug, gleich reich, gleich mächtig ſind, ſo müßte eine allgemeine Stockung in der phyſiſchen und moraliſchen Welt eintreten. Jeder müßte nur für ſich leben, aber auch ſeine Geſchäfte ſelbſt verrichten; mit der Armuth fiele der Antrieb zu neuen Erfindungen, und die Gelegenheit wohlzuthun weg; alles, was dem menſchlichen Leben Reitz und auch Werth giebt, würde verſchwinden, oder ſich in einen freudenloſen Egoismus verwandeln. Diejenigen, die immer von Freiheit und Gleichheit träumen, wiſſen nicht, was ſie wollen. Dank der Vorſehung, daß ſie die Verſchiedenheit der Stände auf einen Grund gebaut hat, der durch keine Schwärmerei erſchüttert werden kann!

55.

Schon Kain, Adams Erſtgeborner war ein Ruchloſer; er ließ ſich von Neid und Eiferſucht verleiten, ſeinen Bruder Abel hinterliſtig zu erſchlagen. So wie aber die Menſchen ſich vermehrten, ſo nahmen auch die Laſter zu. Die Reichen und Mächtigen hießen Söhne Gottes; die Armen Kinder der Menſchen. Noch zu den Zeiten Homers finden wir den Glauben, daß die Könige Söhne des Zeus ſeyen. Bald reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin; das Leben des Reichen und Mächtigen auszufüllen; Reichthum erzeugte zuerſt Müſſigang; Müſſigang aber Laſter. Dieſe ſo genannten Söhne Gottes warfen ihre Augen auf die ſchönen Töchter der Armen, die von ihnen abhiengen,

4 *

und da ſie ihnen als Gattinen zu niedrig waren, ſo gebrauchten ſie dieſelben wenigſtens zur Befriedigung ihrer Lüſte. — Ein bedeutender Schritt zur Verſchlimmerung!

Sobald einmal das Beiſpiel gegeben war, ſo mußte das Sittenverderbniß bald allgemein werden. Je näher nämlich die Geſellſchaft, in welcher daſſelbe aufkam, noch dem Stande der Unſchuld war, je weniger Zwangsgeſetze ſich fanden, die demſelben hätten Einhalt thun können, deſto reißender mußte es ſich verbreiten. —

Die Söhne, welche die Reichen und Mächtigen mit den Töchtern der Armen erzeugt hatten, erbten zwar den Stolz ihrer Väter, aber nicht ihre Reichthümer. Sobald dieſe todt waren, wurden ſie aus der Familie geſtoſſen, der ſie widerrechtlich aufgedrungen worden waren; ſie gehörten Niemand an, und nichts gehörte ihnen. Die Noth machte ſie zu Räubern, und Räuberglück zu Abenteuren; ſie wurden *gewaltig* und *berüchtigte Leute*, wie die alte Urkunde ſagt: das Recht des Stärkern kam auf; die Unordnung nahm überhand, und mit der Unordnung das Sittenverderbniß.

56.

Nun erfolgte die *allgemeine Ueberſchwemmung*, von der ſich die Sage auf der ganzen Erde findet. Durch dieſe wurde dem allgemeinen Sittenverderbniß ein Ziel geſetzt; nur *Noe* und ſeine Familie wurden erhalten, um die Erde auf das Neue zu bevölkern, und alles, was die Menſchen bis dahin erfunden oder anderswoher erhalten hatten, fortzupflanzen.

Ich kann jenen nicht beiſtimmen, die aus der gegenwärtigen Geſtalt der Erde, insbeſondere aus den Gebirgen und den Erdſchichten ſchließen wollen, daß die Erdrinde geborſten, und was zuvor feſtes Land war, Meeresbett; was aber Meeresbett war, feſtes Land geworden iſt. — Unſere Granitberge haben ſich zwar im Waſſer gebildet; aber in jenem, über welches der Geiſt Gottes bei der Schöpfung ſchwebte; ſie ſind vom Anfange da geweſen, und ſind für das Gleich-

gewicht der Erde nothwendig. Die Erdſchichten laſſen ſich eben ſo gut dadurch erklären, daß die Erde mehrere Revolutionen erfahren hat, ehe ſie bewohnbar wurde.

Ich halte dafür, daß jene Ueberſchwemmung aus eben den Urſachen entſtanden iſt, wie die ſpätere unter Deukalion; nur mit dem Unterſchied, daß jene ſich viel weiter erſtreckte, und das ganze, damals lebende Menſchengeſchlecht, mit Ausnahme Einer Familie hinwegraffte, was um ſo leichter geſchehen konnte, als daſſelbe noch nicht ſonderlich zahlreich war, und in Aſien beiſammen lebte. — Noe nahm auch eine Anzahl Thiere beiderlei Geſchlechtes in die Arche auf. Bekanntlich haben faſt alle Thiere ein Vorgefühl von großen Naturereigniſſen, und geben daſſelbe durch eine ungewöhnliche Unruhe, ängſtliches Geſchrei u. d. g. zu erkennen; ſie ſind in dieſem Falle ungewöhnlich zahm, und begeben ſich gleichſam in den Schutz des Menſchen. Ein ſolches Vorgefühl von der bevorſtehenden Fluth mag jene Thiere, die ſich gerne in der Nähe des Menſchen aufhalten, zur Arche geführt haben. Daß nicht alle Gattungen von Thieren in der Arche waren, läßt ſich mit Händen greifen. — Wie groß hätte denn die Arche ſeyn müſſen, um von jeder Gattung nur Ein Exemplar zu faſſen? Wo hätte Noe Futter für ſo viele Thiere hernehmen ſollen? Wie hätte das amerikaniſche Faulthier den Weg zur Arche gefunden? Doch das Waſſer erreichte ja nicht in allen Theilen der Erde eine gleiche Höhe, und ſo konnten wenigſtens jene Thiere noch erhalten werden, die ſich ſchon vorher in die andern Welttheile verbreitet hatten. Wenn es heißt, daß das Waſſer fünfzehn Ellen hoch über die höchſten Berge gegangen iſt, ſo kann dieß nur von jenem Lande zu verſtehen ſeyn, in welchem die Geretteten zuerſt wieder feſten Fuß faßten; wie hoch die Berge anderswo ſind, wußten ſie ja nicht. Die Allgemeinheit der Sündfluth iſt alſo nicht ſo faſt vom Standpunkt unſerer Erde, als der damaligen Bewohner derſelben zu betrachten.

57.

Nahe um die Zeit der Sündfluth iſt die Abnahme des menſchlichen Lebens zu ſetzen. Die Lebensart änderte ſich; bis daher hatten ſich die Menſchen der Früchte der Erde und der Milch der Thiere zu ihrer Nahrung bedient; von jetzt an kamen neue Nahrungsmittel; der Menſch legte Hand an das Leben der Thiere, und aß ihr Fleiſch. — Die drei Söhne des Noe, Sem, Cham und Japhet, theilten ſich in den Beſitz der Erde; das Andenken dieſer drei Stammväter hat ſich unter den Menſchen erhalten. Japhet bevölkerte das nördliche Aſien und Europa; Sem das öſtliche Aſien; Cham und ſein Sohn Chanaan wurden die Stammväter der Aegyptier, Phönizier u. ſ. f. —

58.

Ehe die zahlreichen Nachkömmlinge jener drei Stammväter ſich von einander trennten, um andere Wohnplätze aufzuſuchen, wollten ſie eine Stadt mit einem zum Himmel ſtrebenden Thurm bauen. Gott vereitelte aber dieſes rieſenhafte Unternehmen, deſſen Grund nur Stolz war; er verwirrte die Sprache der Bauenden, ſo daß ſie einander wirklich nicht mehr verſtanden, oder wenigſtens nicht verſtehen wollten. Dieſes Mißverſtändniß hatte zur Folge, daß der Bau unterlaſſen, und die beſchloſſene Wanderung ſogleich angetreten wurde. Hatten ſich die Stämme einmal getrennt, ſo mußte die Sprachverwirrung oder Sprachverſchiedenheit immer größer werden, denn es iſt eine bekannte Sache, daß die Sprache durch das Klima, die Lebensart, und die Umgebungen modifizirt wird. Der Urſprung der verſchiedenen Sprachen läßt ſich nicht beſſer erklären.

59.

An eben dem Orte, wo der Thurm angefangen, und zu einer anſehnlichen Höhe gebracht worden war, ſtiftete Nimrod, ein Urenkel des Noe, die erſte Monarchie. Wären

jene gewaltigen Leute, von denen oben die Rede war, nicht in der Fluth umgekommen, ſo hätte ſich wahrſcheinlich ſchon früher einer derſelben zum Herrn der übrigen aufgeworfen, und ein Reich gegründet. So aber trat ein Stillſtand in den kriegeriſchen Unternehmungen ein, und es blieb noch eine Zeit lang bei der Patriarchalregierung. Nimrod war ein gewaltiger Jäger; ehe nämlich der Krieg unter den Menſchen zu wüthen begann, kämpfte man nur gegen die wilden Thiere, und die Jagd war das eigentliche Werk der Helden. Um aber darin glücklich zu ſeyn, mußte der Mann vorzügliche Gaben in ſich vereinigen. Hatte er ſich nun durch Kühnheit des Geiſtes, Stärke des Armes u. ſ. f. ausgezeichnet, ſo wirkten Furcht und Verwunderung zu ſeinem Vortheil, daß man ſich ſeiner Führung gutwillig unterwarf; ſo wurde aus dem Jäger und Helden ein König. —

60.

Die Erkenntniß Gottes, und das Andenken an die Schöpfung erhielten ſich unter den Menſchen bis zu ihrer erſten Trennung, und wahrſcheinlich noch eine Zeit lang nachher; ſie wurden von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzt. Nachdem aber die Sprache ſich verändert, und die Ueberlieferung der Väter allmählig verloren hatte, änderten ſich auch die Sitten, und die Religion; die Abgötterei riß ein. —

Die Alten hatten das Licht in der Natur wohl bemerkt, und ſcheinen ſeine Flammenzüge mit ziemlicher Geläufigkeit geleſen zu haben. Woher ihnen der Schlüßel zu dieſen Hieroglyphen gekommen iſt, läßt ſich leicht errathen. Nachdem aber die Ueberlieferung der Väter immer mehr verdunkelt worden war, vergaßen die Menſchen über der Natur den Schöpfer, und fiengen an, die wirkſamen Kräfte in derſelben als eben ſo viele Gottheiten zu verehren. Jetzt wurde alles mit Gottheiten erfüllt: Luft, Waſſer, Feuer, Erde; die Höhen füllten Oreaden, eine Dryade lebte in jedem Baume. — So entſtand zuerſt der Naturdienſt; man ver-

ehrte die vermeintlichen Gottheiten auf Bergen und in Hainen; ſpäter auch in Tempeln; aber ohne Bild.

Auf den Naturdienſt folgte der Thier= oder eigentliche Götzendienſt; Veranlaſſung dazu gab die Bilderſchrift. Um abſtracte Begriffe oder Ideen zu bezeichnen, bediente man ſich anfänglich der Bilder von Thieren, wie dieß in China noch jetzt geſchieht, und um eine Reihe von ſolchen Ideen zu bezeichnen, verband man mehrere ſolche Bilder oder Symbole miteinander, die eine eigene Schrift — die Hieroglyphen — bildeten. Im Verlaufe der Zeit gieng der Schlüßel zu dieſer Gattung Schrift verloren, und man verehrte das, was nur Symbol der Gottheit ſeyn ſollte, als die Gottheit ſelbſt; daher die monſtröſen Götzenbilder z. B. Anubis mit dem Hundskopf u. ſ. f.

Mit dem Naturdienſt riß eine ungeheure Sittenloſigkeit ein, und verbreitete ſich, wie ein reiſſender Strom. Kein Wunder; denn der Dienſt der vermeintlichen Götter war ganz auf die Sinnlichkeit berechnet, und jede Entſagung war aus demſelben verbannt. Wie konnte auch der Menſch etwas für unerlaubt halten, da es kein Laſter gab, das nicht ſchon ein Gott begangen hatte?

61.

Die Weiſern und Beſſern im Volke theilten natürlich nicht die Thorheit der Abgötterei; vielmehr zeigte die Natur ihren Blicken nach= wie vorher des Einen Gottes Spur. Um aber nicht den abergläubiſchen Pöbel gegen ſich aufzubringen, verbanden ſie ſich unter einander, und machten die Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes zum Geheimniß; darum hießen dieſe Genoſſenſchaften Myſterien. Alle großen Männer des Alterthums ließen ſich in die Myſterien einweihen, und holten da ihre Weisheit; ſo Homer und Heſiod, ſo Thales, Pythagoras, Plato u. a. —

Die Myſterien haben ſich Jahrhunderte erhalten, und wenigſtens im Anfange ehrwürdige Ueberlieferungen in ſich beſchloſſen. Hätte man in denſelben nur gewöhnliche Aufſchlüſſe

ertheilt, würden da Männer, wie Plato, die Aufnahme in dieſelben geſucht, und davon mit ſo großer Ehrfurcht geſprochen haben? Die älteſten Myſterien mögen wohl die von Heliopolis und Memphis geweſen ſeyn; dieſen wurden jene von Eleuſis und Samothraze nachgebildet. —

Es gieng indeß mit den Myſterien, wie mit allen menſchlichen Anſtalten; das Inſtitut verlohr allmählig von ſeiner erſten Reinheit, und artete zuletzt in eine eigentliche Schule des Götzendienſtes aus. So hätte alſo die wahre Religion über kurz oder lang von der Erde verſchwinden müſſen. Jetzt berief Gott den Abraham. —

62.

Um den Strom der Abgötterei zu hemmen; beſchloß Gott ein neues Volk zu ſchaffen, und in dieſem ſeinen Dienſt vorläufig zu verbreiten. Da mußte er natürlich bei dem Stammvater anfangen, und dazu hatte er den Abraham, einen reichen, aber gottesfürchtigen Patriarchen aus Chaldäa erſehen. Dieſer mußte einem göttlichen Befehl zufolge aus ſeinem Vaterlande Chaldäa, wo der Naturdienſt bereits ſehr um ſich gegriffen hatte, nach dem Lande Canaan, wo es um dieſe Zeit noch mehrere Verehrer des wahren Gottes gab, als Melchiſedech, Abimelech u. ſ. f. ziehen; hier ſollte das Volk wohnen, das beſtimmt war, den Dienſt des wahren Gottes in ſich aufzunehmen, und den abgöttiſchen Völkern gegenüber feſtzuhalten. Abraham ſelbſt diente da dem wahren Gott, und pflanzte dieſen Dienſt auf ſeine Nachkommen fort. Eine allgemeine Hungersnoth wurde die Veranlaſſung, daß dieſe unter Jakob, Abrahams Enkel nach Aegypten zogen, wo ſie ſich ſehr vermehrten, und zu einem Volke wurden. Wären die Nachkommen Abrahams immer in Canaan geblieben, ſo würden ſie ſchwerlich ein eigenes Volk geworden ſeyn; denn bei dem unſtäten Hirtenleben, das ihre Väter führten, würde ihnen das Land bald zu eng geworden ſeyn; ſie hätten alſo fremde Gegenden aufſuchen; oder ſich mit andern Völkern vermiſchen müſſen. Durch die ſonderbare

Fügung Gottes aber, daß ſie nach Aegypten kamen, blieben ſie beiſammen; erſt gutwillig, da ihnen die Aegyptier einen hinlänglich großen Strich Landes anwieſen; dann aber gezwungen, da man ſie mit Gewalt im Lande zurückbehielt. Auch diente ihr Aufenthalt in Aegypten, ſie mit mancherlei Künſten und Wiſſenſchaften bekannt zu machen, die ihnen in der Folge bei ihren politiſchen und religiöſen Einrichtungen in Canaan zu ſtatten kamen. Indeß gaben die Abrahamiden in Aegypten die Hoffnung nicht auf, einmal wieder nach Canaan zurückzukommen, dieß beweiſt die Anordnung Josephs, ſeine Gebeine nach Canaan zu bringen. Gen. 50, 24.

Die Hebräer, ſo hießen jetzt die Nachkommen Abrahams, waren jetzt zwar ein Volk; aber noch nicht im Beſitze des für ſie beſtimmten Landes. In Aegypten war unterdeſſen eine neue Dynaſtie auf den Thron gekommen; dieſe fand für gut, die Hebräer mit Gewalt im Lande zurückzubehalten, und zu Frohndienſten zu verwenden. Das hebräiſche Volk mußte alſo vor allem aus der Zwingherrſchaft der Aegyptier befreit werden. Wie bewirkte nun die Vorſehung dieſes? Auf die einfachſte Weiſe; ſie brachte einen gebornen Hebräer in die Hände der ägyptiſchen Königstochter, und verſchaffte ihm den Genuß ägyptiſcher Bildung. Einem gebornen Aegyptier fehlte es an der nöthigen Aufforderung, ſich der gedrückten Hebräer anzunehmen; einem bloßen Hebräer gebrach es an Geiſt und Kraft dazu. Darum mußte ein Hebräer ägyptiſch erzogen, das Werkzeug werden, das Volk der Hebräer zu befreien, und nach Canaan zurückzubringen, und dieſes Werkzeug war — Moſes.

63.

Dadurch, daß Moſes noch eine Zeit lang ſeiner Mutter zur Pflege überlaſſen wurde, bekam er Gelegenheit, die Sprache ſeines Volkes zu lernen, und mit der Religion und Geſchichte der Väter bekannt zu werden. Die Mutter hat während dieſer Zeit auch nicht unterlaſſen, ein lebhaftes Bild von dem Elend des hebräiſchen Volkes in ſeine Seele zu pflanzen. Am

ägyptiſchen Hofe verſchaffte er ſich Kenntniß von allem, was der menſchliche Geiſt bis dahin Großes und Schönes erfunden hatte. Die ägyptiſche Erziehung vermochte indeß nicht, das Nationalgefühl, noch viel weniger die Nationalreligion bei Moſes zu verdrängen. Als er daher eines Tages ſah, daß ein Aegyptier gerade wieder einen Hebräer mißhandelte, ſo wurde er empört, und tödtete den Aegyptier. Hierauf floh er nach Arabien in das Land Midian, und fand bei Jethro eine Freiſtätte. Hier blieb er vierzig Jahre, ſey es nun, daß er die Hoffnung verlohren hatte, ſein Volk befreien zu können, oder daß er eine beſſere Zeit abwarten wollte. Jetzt aber erſchien ihm der Gott der Väter, und gab ihm den Auftrag, das hebräiſche Volk aus Aegypten zu führen. Von da datirt ſich die zweite Offenbarungsperiode her.

B. Die Moſaiſche Offenbarung.

64.

Moſes behauptet nicht bloß vor den Hebräern, ſondern auch vor Pharao, daß er von Gott geſendet, und der Dollmetſcher ſeines Willens ſey. Es fragt ſich alſo, ob Moſes ſich als göttlichen Geſandten und Dollmetſcher ſeines Willens legitimirt hat; denn wir können ſeiner Ausſage nur dann glauben, wenn er die Wahrheit derſelben beſtätiget d. h. wenn er eines göttlichen Geſandten und Dollmetſchers würdig gelehrt, gelebt und gewirkt hat. Wir betrachten zuerſt die Lehre des Moſes.

Moſes hat keine neue Religion verkündet; ſein Gott iſt der Gott der Väter, mithin der Eine Gott, der die Welt erſchaffen hat, und ſie regiert; der das Böſe beſtraft, und das Gute belohnt. Auch in den übrigen Artikeln, als der Freiheit und Unſterblichkeit wich Moſes nicht von dem Symbolum der Patriarchen ab. Daß er der Unſterblichkeit nicht ausdrücklich erwähnt, kömmt bloß daher, weil ſeine Conſtitution zugleich auch die Politik umfaßte, welche nicht erlaubt, Belohnung und Strafe in die andere Welt zu ver-

ſchieben. Er wollte dadurch die Unſterblichkeit eben ſo wenig ausſchließen, als unſere Obrigkeiten, wenn ſie einen Verbrecher hinrichten laſſen. Es ſpricht ganz zum Vortheil des Moſes, daß er keine neue Religion gelehrt hat; denn iſt die Religion der Patriarchen geoffenbart, ſo muß es dabei ſein Verbleiben haben, und es konnte nur darum zu thun ſeyn, daß die eingeſchlichenen Irrthümer und Thorheiten weggeräumt, die alte Religion wieder hergeſtellt, und den Verhältniſſen des jungen Volkes angepaßt wurde. Zu dieſem Ende machte Moſes die Verehrung des Einen Gottes zum Grundgeſetz ſeiner Verfaſſung, und knüpfte dieſe Verehrung an die Geſchichte der Väter. Die Glaubenslehre biethet alſo keinen Grund dar, die göttliche Sendung des Moſes zu bezweifeln.

Wenn Moſes Jehova den Gott der Väter nennt, ſo will er nur andeuten, daß derſelbe faſt allein noch von den Stammvätern der Hebräer erkannt und verehrt wurde; denn er ſagt ausdrücklich, daß Gott nur Einer iſt, und es auſſer ihm nicht noch beſondere Nationalgottheiten gebe. Die Befreiung des hebräiſchen Volkes, und die wunderbaren Ereigniſſe, die ſich zu ſeinen Gunſten vereinigten, haben eine welthiſtoriſche Beziehung, d. h. was Gott an dem Volke der Hebräer gethan, war auf die ganze Menſchheit berechnet, und die größte Anſtalt hatte auch dießmal einen kleinen Anfang. Dadurch, daß jenes Volk die Lehre von Einem Gott, wenn auch nur als Gegenſtand des Glaubens, feſt hielt, wurde einem großen Theil der Menſchen jene traurigen Abwege erſpart, auf welche die Abgötterei führt, und die Welt wurde für eine vollkommnere Religion reif gemacht. Zudem waren die Hebräer der gedrückte Theil; es war alſo nur Gerechtigkeit, nicht Parteilichkeit, daß Gott ſich der Hebräer annahm, und die übermüthigen Aegyptier beſtrafte. Selbſt dieſes ſtreitet nicht mit der Idee des wahren Gottes, daß Jehova Dinge gebiethet, die an ſich betrachtet, unmoraliſch ſind, als Raub, Mord u. d. g.; denn der wahre Gott iſt zugleich der moraliſche Weltregent, und als ſolcher kann er

Zwecke haben, deren Erreichung ein größeres Gut iſt, als das zeitliche Wohlſeyn eines einzelnen Menſchen, oder auch eines ganzen Volkes. Er kann in dieſem Falle das Böſe weuigſtens zulaſſen, damit daraus Gutes entſtehe.

65.

Die Sittenlehre des Moſes enthält das zweifache Geboth der *Liebe Gottes* und des *Nächſten*, welches auch ſchon die *Summe* aller Pflichten iſt. Die ſo genannten zehn Gebothe ſind nur nähere Beſtimmungen jenes zweifachen Gebothes der Liebe. Nach dieſen ſoll der Hebräer keine fremden Götter haben, und weil der Menſch nur zu leicht über dem Bilde den Gegenſtand ſeiner Anbetung vergißt, ſo durfte er ſich auch kein Bild von Gott machen. Der Name Jehova ſoll nur mit der höchſten Ehrfurcht ausgeſprochen, und der ſiebente Tag geheiliget werden. Den Kindern wird Ehrfurcht gegen die Eltern eingeſchärft; dagegen Todtſchlag, Ehebruch, Diebſtahl, falſches Zeugniß, und jede ſtrafbare Begierde auf das ſtrengſte verpönt. Auf dieſe Weiſe war für die Güter des Nächſten ſo ziemlich geſorgt. Da es darum zu thun war, die Hebräer von den abgöttiſchen Völkern ſo ſtreng als möglich abzuſondern, ſo konnte Moſes das Geboth der Nächſtenliebe vor der Hand nur auf die Hebräer ausdehnen. Indeß geboth Moſes, ſolche Fremde, die ſich unter den Hebräern niederlaſſen würden, wie Freunde zu lieben. Auch wird in der Sittenlehre des Moſes der *leidenden* Menſchheit zuerſt gedacht. Es iſt iſt nicht zu zweifeln, daß, wenn dieſe Sittenlehre ſtreng befolgt würde, die Menſchheit ſich gut dabei befinden würde; ſie kann darum auch von Gott gegeben ſeyn.

66.

So ſind auch die Anordnungen des Moſes in Beziehung auf den *Gottesdienſt* höchſt zweckmäßig. Er errichtete in der Wüſte einen tragbaren Tempel; die Verrichtung des Gottesdienſtes übertrug er einem eigenen Stande; er beſtimmte

eine gewiſſe Zeit dazu, und ſchrieb noch viele Ceremonien vor. Aus der Stiftshütte glänzte Pracht genug hervor, um auf das Gemüth Eindruck zu machen. Das Allerheiligſte trug in allem die Geſtalt geheimnißvoller Majeſtät; in einer koſtbaren Lade lag das Geſetz; über der Lade deuteten wunderbare Geſtalten die Wirkungen an, durch welche Gott ſich zeigt. Die Leviten hatten kein anderes Einkommen, als was ihnen für die Verrichtung des Gottesdienſtes ausgeſchieden war; es lag ihnen alſo daran, mit aller Sorgfalt über die Religion zu wachen. Die Feſte, beſonders jene, zu denen ſich alle Hebräer jährlich verſammeln mußten, waren eben ſo viele Bande der Einheit. Durch die vielen Ceremonien wurde das Volk auf eine in die Sinne fallende Weiſe beſchäftiget, und der Geiſt zum Unſichtbaren erhoben; denn Moſes hat nicht unterlaſſen, den Sinn der Ceremonien zu erklären, obwohl er vorausſehen konnte, daß derſelbe in der Hauptſache Männern von Einſicht nicht entgehen werde. Selbſt auch das Ritualgeſetz des Moſes iſt alſo Gottes würdig, und ſomit finden wir ſeine Ausſage, daß er von Gott geſendet ſey, vorläufig durch den Inhalt ſeiner Lehre beſtätiget. —

67.

Man macht es dem Moſes zum Vorwurf, daß er die Politik mit der Religion vermengt habe. Dieß iſt aber falſch; nachdem Moſes das hebräiſche Volk unterrichtet hatte, keinen andern, als den ewig ſelbſtſtändigen Gott der Väter zu verehren, und ſelbſtſtändig, wie er unter den abgöttiſchen Völkern das koſtbare Eigenthum alter Sitten, wie ſie nun erneuert, gereiniget und entwickelt wurden, zu behaupten, ſo ſchrieb er ihm über die veränderlichen Formen der politiſchen Verfaſſung nichts vor. Er ließ demſelben den vollen Freiheitsgenuß einer auf Landeigenthum gegründeten Familiengeſellſchaft, welche durch Natur und Sitten in eine ſich von ſelbſt ergebende Bundesrepublik vereiniget war. Uebrigens wäre es gerade kein Unglück, wenn die Politik immer mit der Religion verbunden wäre; vielmehr ſollen die Staaten nichts anders ſeyn wollen,

als Theokratien; denn nur durch die Vermittelung Gottes erhalten die Geſetze des Staates die nöthige Auctorität. Die politiſche Gewalt reicht nicht weit, und kann nur zu leicht umgangen werden. Da aber, wo die Geſetze des Staates auch Geſetze Gottes ſind, werden ſie um ſo gewiſſer reſpectirt, und auch dort noch beobachtet, wo die politiſche Gewalt nicht hinreicht; die Religion ergänzt die Lücken des Geſetzes. Je genauer aber die Geſetze eines Staates befolgt werden, deſto mehr muß auch das Wohl deſſelben befeſtiget werden. —

68.

Der Charakter des Moſes gehört unſtreitig zu den edelſten. Um das große Werk nicht durch Selbſtſucht herabzuwürdigen, vermengte er ſeine beiden Söhne unter die Klaſſe der dienenden Prieſter und übergab das hohe Prieſterthum dem Hauſe ſeines Bruders Aaron, den Oberbefehl aber dem Joſue. Moſes war in Aegypten angeſehen und reich; er verſchmähte aber Hohheit und Reichthümer, und ſtellte ſich an die Spitze der Hebräer in einem Alter, da er nicht mehr hoffen durfte, die Früchte ſeines Unternehmens genießen zu können. Er erzählt mit der größten Offenheit die Rohheit und Feigheit ſeines Volkes, und verſchweigt nicht einmal ſeine eigenen Fehler. Obſchon das Volk ſich mehrmal gegen ihn empörte, und ſelbſt ſeine Geſchwiſterte auf die Seite der Unzufriedenen traten, ſo wagte es doch Niemand, ſeinen Charakter anzutaſten, und ihm Böſes nachzuſagen. Moſes nahm das Zeugniß mit ſich in das Grab, daß er ein großer Mann war, und das Volk trauerte über ſeinen Tod dreißig Tage lang. Mit einem ſolchen Charakter verträgt ſich nicht kleinlicher Betrug, und folglich verdient Moſes ſchon um ſeines Charakters willen Glauben, wenn er ſagt, daß er eine Offenbarung erhalten habe.

69.

Mehr noch, als die Lehre und der Charakter beweiſen die Thaten des Moſes ſeine göttliche Sendung. Er legiti-

mirte ſich als göttlichen Geſandten erſt bei den Hebräern, die er frei und ſelbſtſtändig machen ſollte; zu dem Ende warf er ſeinen Stab auf die Erde, der zur Schlange wurde; hierauf zeigte er ſeine Hand, die voll Ausſatzes, und plötzlich wieder rein war, wie zuvor; Waſſer, das er aus dem Nil ſchöpfte, und auf die Erde goß, wurde in Blut verwandelt. Dieſe Zeichen waren hinreichend, dem Moſes bei den Hebräern Glauben zu verſchaffen. Nun mußte auch noch Pharao zu dieſem Glauben gebracht werden, daß Moſes ein göttlicher Geſandter iſt, weil ohne dieſen Glauben nicht zu hoffen war, daß derſelbe die Hebräer entlaſſen werde. Moſes begann damit, daß er ſeinen Stab auf die Erde hinwarf, der wieder zur Schlange wurde. Als dieſes ſeiner Natur nach unſchädliche Wunder auf Pharao und ſeinen Hof keinen Eindruck machte, ſo ſchlug Moſes mit demſelben Stabe, der auf kurze Zeit in eine Schlange verwandelt worden war, den Nilſtrom, worauf alles Waſſer in Blut verwandelt wurde, ſo daß die Aegyptier kein trinkbares Waſſer mehr hatten, und gezwungen waren, neue Brunnen zu graben. Auf das Wort des Moſes kamen auch aus den Flüßen, Bächen und Pfützen Fröſche, und bedeckten Aegypten; ihre Anzahl war ſo groß, daß, als ſie auf das Geboth des Moſes wieder ſtarben, die Luft allenthalben mit ihrem Geſtank erfüllt wurde. Eine beſonders läſtige Art von Ungeziefer nahm überhand; eine verheerende Seuche riß unter dem Vieh ein, und an dem Menſchen fuhren bösartige Blattern auf. Ein ſchreckliches Hagelwetter erſchlug alles, was auf dem Felde war, Menſchen und Vieh, Kräuter und Bäume; was der Hagel übrig gelaſſen hatte, fraßen vollends die Heuſchrecken, die in ſo großen Schwärmen daher kamen, daß ſie die Sonne verfinſterten. Dazu kam noch eine Finſterniß, die drei Tage dauerte, und ſo dick war, daß ein Menſch den andern nicht ſehen konnte. Zuletzt wurde in Einer Nacht alle Erſtgeburt in ganz Aegypten getödtet.

Man hat mehr, als ein Beiſpiel, daß das Waſſer aus natürlichen Urſachen faul und ſtinkend geworden iſt; auch iſt

es nichts Unerhörtes, daß in einem ſo feuchten Lande, wie Aegypten, Fröſche und allerlei Ungeziefer in großer Menge erzeugt werden; daß dicke Nebel, Seuchen u. dgl. entſtehen. Die ſogenannten ägyptiſchen Plagen waren alſo außerordentliche, übrigens natürliche Ereigniſſe, deren ſich die Vorſehung bediente, um den Uebermuth der Aegyptier zu beſtrafen, und die Hebräer zu befreien. Die Handlungen des Moſes, z. B. das Schlagen des Waſſers, des Staubes u. dgl. ſtanden mit den Ereigniſſen in keinem unmittelbaren Zuſammenhang, ſondern dienten nur dazu, um die Aufmerkſamkeit zu erregen, und den Eindruck der Plagen zu verſtärken. Das Wunderbare bei jenen Ereigniſſen iſt nur dieſes; daß ſie gemäß der Vorherſagung und wie auf Befehl des Moſes erfolgten, und wieder vorübergiengen. Dieß iſt aber auch hinreichend, um Moſes als göttlichen Geſandten zu beglaubigen; denn es iſt nicht der Wundererfolg an ſich, was Glauben verſchafft, ſondern die Coordinanz deſſelben mit den Zwecken des göttlichen Geſandten. Uebrigens ſteht es eben ſo wenig in der Gewalt des Menſchen, natürliche Ereigniſſe herbeizuführen, als Wunder zu wirken; darum haben natürliche Ereigniſſe, die vorhergeſagt ſind, eben ſo viel Beweiskraft, als Krankenheilungen und Todtenerweckungen.

Das Geſpräch zwiſchen Jehova und Moſes gehört zur Einkleidung. Was nämlich in der Seele des Moſes war — die lebendige Ueberzeugung, daß Gott durch ihn die Hebräer befreien wolle; die Schwierigkeiten, die mit dem Unternehmen natürlich verbunden waren; der Beiſtand Gottes, deſſen er gewiß war — alles dieſes wird in der Form einer Unterredung dargeſtellt: Gott ſpricht; Moſes antwortet; Gott ſagt die Ereigniſſe vorher, die den Pharao zwingen ſollen, die Hebräer zu entlaſſen; Moſes wendet ein; allenthalben erſcheint Gott unmittelbar handelnd; er iſt es, der das Herz des Pharao verhärtet, die Erſtgeburt der Aegypter ſchlägt u. ſ. f. Es iſt dieſes die älteſte Art zu erzählen und zu ſchreiben.

Man könnte alſo nur noch fragen, was denn von der Verwandlung des Stabes in eine Schlange, und des Waſſers

5

in Blut; dann von dem Ausſatze an der Hand zu halten ſey. Wie es dabei zugegangen iſt, können wir zwar nicht ſagen; indeß ſcheinen dieſe Wunder die Naturkräfte nicht abſolut überſtiegen zu haben. Dieß nehmen wir daraus ab, daß weder Pharao noch ſeine Magier darin etwas Uebernatürliches ſahen: Erſterer ließ ſich dadurch nicht bewegen, die Hebräer zu entlaſſen, obſchon die Verwandlung des Stabes in eine Schlange das größte aller Wunder geweſen wäre. Die Magier warfen ihre Stäbe gleichfalls zur Erde, und ſie wurden in Schlangen verwandelt; ſie verwandelten Waſſer in Blut, und brachten Fröſche hervor. Erſt als ſich Läuſe an Menſchen und Vieh zeigten, geſtanden ſie, daß hier der Finger Gottes ſey; dieſes iſt der beſte Beweis, daß es bei ihren Zaubereien natürlich zugieng. So wenig wir nun glauben können, daß die Magier Wunder gethan haben, eben ſo wenig dürfen wir jene Dinge für Wunder halten, da, wo ſie von Moſes erzählt werden; mit denſelben Worten muß man immer denſelben Sinn verbinden. Es läßt ſich ſogar ein Grund denken, warum Moſes zuerſt etwas Wunderbares auf natürlichem Wege bewirken mußte; dadurch wurde der Unterſchied zwiſchen göttlichen und menſchlichen Wirkungen um ſo fühlbarer, und die Aegyptier konnten um ſo leichter einſehen, daß Moſes mehr, als ein gewöhnlicher Zauberer ſey. —

70.

Die Erſtgeburt der Aegyptier ſtarb, wie man leicht denken kann, eines natürlichen, aber plötzlichen Todes. Der plötzliche Tod aber vieler Menſchen wurde zu jener Zeit einem Engel zugeſchrieben. So leſen wir, daß ein Engel in Einer Nacht 185,000 Aſſyrier erſchlagen hat; zur Zeit, als die Peſt in Jeruſalem wüthet, ſieht man einen Engel mit bloßem Schwerte durch die Stadt ziehen. Ueberhaupt ſchrieb man alles, was durch geheime Kräfte bewirkt wurde, einem Engel zu, z. B. die Aufwallung des Schwimmteiches Joh. 5, 4. Da aber der Tod nur die Erſtgeburt wegraffte, und überdieß Moſes das Ereigniß vorhergeſagt hatte, ſo leuchtete zugleich

ein, daß daſſelbe mit der Sendung des Moſes zuſammenhänge, und dieß war hinreichend, ihn als göttlichen Geſandten auch zu beglaubigen. Was Moſes unmittelbar vor dem Auszug aus Aegypten verordnete, z. B. daß die Hebräer ein Lamm ſchlachten, und mit dem Blute deſſelben die Pfoſten der Hausthüren beſprengen; daß ſie das Lamm ſtehend, und mit dem Stab in der Hand verzehren ſollten u. dgl., das hatte bloß einen religiöſen Zweck; durch jene Handlungen ſollten nämlich die Gemüther der Hebräer geſpannt, und um ſo mehr zur Liebe und Dankbarkeit gegen Jehova geſtimmt werden, je tiefer der Eindruck war, den ihre Befreiung auf ſie gemacht hatte.

Man ſagt zwar den Hebräern auch nach, daß ſie einen Aufſtand in Aegypten erregt, und in Folge deſſen ausgezogen ſeyen; da hätte denn Moſes die Pfoſten der Thüren mit Blut beſprengen laſſen, damit die Verſchwornen, die den Auftrag hatten, alle ägyptiſchen Männer niederzuſtoßen, und ihr Gold und Silber wegzunehmen, die Häuſer der Hebräer erkennen, und an denſelben vorübergehen möchten. Allein es iſt unwahrſcheinlich, daß die Hebräer einen allgemeinen Aufſtand erregt haben; noch unwahrſcheinlicher aber, daß ſie in Folge eines ſolchen aus Aegypten gezogen ſind. Bekanntlich verließen ſie dieſes Land mit Weib und Kindern, mit ihrem Vieh, und allem, was ſie in Aegypten erworben hatten; die Zahl der Menſchen belief ſich auf 2 $^1/_2$ Millionen, darunter befanden ſich allein 600,000 ſtreitbare Männer. Eine ſolche Maſſe brauchte gewiß längere Zeit, um ſich in Bewegung zu ſetzen. Unterdeſſen hätte Pharao ſeine Reiter und Wagen gar wohl zuſammenziehen, und den Aufruhr unterdrücken können, wenn ein ſolcher je ſtatt gehabt hätte. Durfte Pharao hoffen, die Hebräer mit Gewalt zurückführen zu können, nachdem ſie verſammelt, und bereits außer Aegypten waren, ſo konnte er noch um ſo mehr hoffen, den Aufruhr zu unterdrücken, da ſie noch im Lande, und nicht auf Einen Haufen verſammelt waren. Doch die Hebräer beſaßen ſchon gar den Muth und die Entſchloſſenheit nicht, die ein Aufſtand fodert; ſie fürchteten

ſich vor den Aegyptiern, als ſie dieſelben in ihrem Rücken ſahen; ſie fürchteten ſich vor den kriegeriſchen Bewohnern Canaäns, und wollten mehrmal nach Aegypten zurückkehren; die langwierige Sklaverei hatte ſie nämlich muthlos und feig gemacht. Die Hebräer zogen friedlich aus Aegypten ab, weil Pharao, eingeſchüchtert durch die vielen Plagen, beſonders aber durch das plötzliche Sterben der Erſtgeburt, ſie von ſeiner Zwingherrſchaft losgeſagt hatte; die Aegyptier ſahen dem Abzug ruhig zu, und freuten ſich ſogar darüber.

71.

Moſes führte die Hebräer abſichtlich den längern Weg durch die Wüſte, damit ſie ſich allmählig abhärten, und an den Krieg gewöhnen möchten. Dieß hielt Pharao für eine Verirrung, und weil es ihn unterdeſſen gereute, die Hebräer entlaſſen zu haben, beſchloß er ſie mit bewaffneter Hand zu verfolgen, und nach Aegypten zurückzuführen. Da traf ihn die letzte Plage, die ſeiner Tyrannei mit ſeinem Leben ein Ende machte. Bei dem arabiſchen Meerbuſen ſtießen die Aegyptier auf die Hebräer. Bekanntlich ſind Erdbeben und vulkaniſche Ausbrüche in den Küſtenländern zu Hauſe, und beweiſen ihre Wirkung nicht ſelten auch in dem Grunde des Meeres. Als nun die Hebräer vor ſich das Meer, hinter ſich die Aegyptier hatten, und auf das Aeußerſte gebracht waren, ſo wurde durch die Wirkung eines ſolchen vulkaniſchen Ausbruches der Grund des Meeres erhoben, und das Waſſer getheilt; ein heftiger und brennender Wind, immer der Vorbothe und Begleiter vulkaniſcher Ausbrüche, trocknete ſchnell den zu Tag gekommenen Grund, und machte ihn gangbar. Auf dieſem giengen die Hebräer trocknen Fußes auf das jenſeitige Ufer; die Aegyptier folgten ihnen auf den Fuß. Jetzt erfolgte der Ausbruch des Vulkan, und der Damm, den das eingeſchloſſene Feuer aufgeworfen hatte, fieng an, einzuſinken; das hervorbrechende Feuer machte die Pferde ſcheu, und brachte ſie in Unordnung. Die Aegyptier wollten ſich nun zurückziehen; aber zu ſpät; denn ſobald, als die Erdmaſſe, die jenen

Damm gebildet hatte, in ſich zerfallen war, trat auch das Waſſer mit Gewalt in ſein voriges Bett zurück, und begrub di. Aegyptier unter ſeinen Wellen. Moſes ſelbſt giebt nicht undeutlich zu verſtehen, daß es bei dem Durchgang durch den arabiſchen Meerbuſen mit natürlichen Dingen zugegangen iſt; er bemerkt nämlich, daß die ganze Nacht hindurch ein heftiger und brennender Wind geweht hat; hätte Gott jenen Durchgang mittels eines Wunders bewerkſtelligen wollen, ſo hätte er dazu ſchwerlich den Wind gebraucht. Damit indeß die Hebräer einſehen möchten, daß ſie ihre Rettung nicht einem zufälligen Naturereigniß, ſondern der liebevollen Vorſehung Gottes zu danken haben, ſo ſagte Moſes den Untergang der Aegyptier mit aller Zuverſicht voraus: „Die Aegyptier da werdet ihr nicht mehr, ewig nicht mehr ſehen.“ Exod. 14, 13.

72.

Von dem Eintritte der Hebräer in die Wüſte an ſtellte ſich ein ſäulenförmiges Meteor ein, das am Tage als eine düſtere Wolke erſchien, bei der Nacht aber leuchtete. Dieſe Wolken- und Feuerſäule diente denſelben bei dem Zuge durch die Wüſte als Wegweiſer; ſie ſtellte ſich zwiſchen das Heer der Aegyptier und die Hebräer, und hinderte, daß die Einen die Andern nicht angreifen konnten, und verließ die Hebräer nicht eher, als bis ſie an die Gränze von Canaan gekommen waren. In ſo fern nun jenes Meteor zum Dienſte der Hebräer geordnet war, iſt es ein Wunder, wenn daſſelbe übrigens ſchon aus natürlichen Urſachen entſtanden ſeyn mag.

In der Wüſte litten die Hebräer anfänglich großen Mangel an Waſſer. Schon lagen ſie allenthalben auf dem dürren Boden umher, dem Untergange nahe, als Gott den Moſes, der in dieſer Noth zu ihm rief, zu einer ergiebigen Waſſerquelle leitete. Dieß war ein Labſal für das Volk. Die gewöhnliche Nahrung der Hebräer in der Wüſte war das Manna, das jeden Morgen die Pflanzen und Stauden bedeckte, und noch jetzt, wenn ſchon ſeltner, zu finden iſt; zur Abwechslung

erhielten ſie Wachteln, welche ein heftiger Wind in die Wüſte hineintrieb.

Im dritten Monat nach dem Auszuge aus Aegypten wurde das Geſetz vom Sinai herab feyerlich promulgirt. Auch hier erſchien Jehova im Feuer, wie früher am Horeb; nur war dießmal die Erſcheinung furchtbar; der Berg rauchte und bebte, und der Donner hallte mit unerhörter Furchtbarkeit durch die Klüfte und Felſengebirge. Moſes hatte drei Tage vorher das Volk von dieſem Ereigniß in Kenntniß geſetzt, und es darauf vorbereitet; dieß beweiſt hinlänglich, daß bei der Geſetzgebung kein Zufall oder Täuſchung im Spiele war, wie Einige glauben.

So hat es alſo Moſes nicht bei dem bloßen Vorgeben, daß ihm Jehova erſchienen iſt, bewenden laſſen; er hat eines göttlichen Geſandten würdig gelehrt, gelebt und gewirkt, und ſomit die Wahrheit ſeiner Ausſage hinlänglich beſtätiget; darum verdient er Glauben.

73.

Es läßt ſich auch nicht wohl begreifen, wie das Unternehmen des Moſes hätte gelingen können, wenn es Gott nicht ſo auffallend unterſtützt hätte. Geſetzt, Moſes habe den Plan gehabt, ſich zum König aufzuwerfen, und habe das Volk durch das Verſprechen eines fetten Landes; ſeinen Bruder durch die Verheißung des Oberprieſterthums für dieſen Zweck gewonnen, ſo fehlte noch viel, daß er ſeinen Zweck auch wirklich erreichte, das Volk mußte erſt befreit; das fette Land erobert werden. Von dem Volke, das befreit werden ſollte, war nichts zu erwarten; da war weder Eintracht, noch Zuverſicht; weder Selbſtgefühl, noch Muth vorauszuſetzen, eine lange Sklaverei, und tiefes Elend hatten alle dieſe Empfindungen erſtickt. Wenn es ihm auch gelungen wäre, den Haufen durch ſeine Beredtſamkeit auf einen Augenblick fortzureißen, ſo würde doch dieſe erkünſtelte Begeiſterung denſelben bei der erſten Gefahr im Stiche gelaſſen haben; ſie würden muthloſer, als jemals in ihr Knechtsgefühl zurückgefallen ſeyn. Oder

hat vielleicht die Magie einen ſo ſtarken Eindruck auf den Pharao gemacht, daß er die Hebräer gutwillig entließ? Nein; die Magie war ja in Aegypten zu Hauſe, und Pharao wußte eben ſo gut, als jeder Magier, daß es dabei ganz natürlich zugehe.

Bedurfte es ſchon einer beſondern Dazwiſchenkunft Gottes, um ein entnervtes Volk aus der Gewalt eines Deſpoten zu befreien, ſo war eine ſolche Dazwiſchenkunft doppelt nothwendig, um eine Horde wilder Nomaden in einen wohlgeordneten Staat zu vereinigen, und den neuen Geſetzen Achtung zu verſchaffen. Hat Moſes dieſe Dinge aus eigener Kraft bewirkt, ſo iſt dieſes ſelbſt ſchon ein Wunder. —

74.

Moſes ſagte auch zukünftige Dinge vorher, und zwar nicht nur ſolche, die nahe bevorſtanden, wie die ägyptiſchen Plagen; ſondern auch ſolche, die noch in der fernen Zukunft lagen. Dahin gehört außer andern auch dieſes, daß jedes ſechste Jahr eine dreifache Aerndte ſeyn werde, damit die Hebräer, wenn ſie im Sabbathjahre die Felder ruhen laſſen, nichts deſto weniger zu leben haben; ſo ſteht wörtlich geſchrieben, Exod. 25, 20. Daß eine ſolche Vorherſagung die menſchlichen Kräfte überſteige, bedarf wohl keines Beweiſes; es fragt ſich alſo nur, ob ſie auch erfüllt worden iſt. So viel iſt gewiß, daß die Hebräer das Geſetz, im Sabbathjahre nicht zu ſäen, noch zu den Zeiten der Maccabäer beobachtet haben. Daraus ſchließen wir mit Recht, daß jene Vorherſagung jedesmal auch erfüllt worden iſt; denn hätte die dreifache Aerndte auch nur Einmal gefehlt, ſo würden ſich die Hebräer nicht zum zweitenmale der Gefahr zu verhungern ausgeſetzt haben. Die alle ſechs Jahre wiederkehrende Erfüllung dieſer Weiſſagung mußte dem Moſes ſelbſt bei denjenigen das Anſehen eines göttlichen Geſandten verſchaffen, die ihn nicht gehört und geſehen haben.

75.

Moſes hat auch gegen die Gewohnheit anderer Religionsſtifter vorausgeſagt, daß ſeine Anſtalt nicht ewig dauern, ſondern daß ein Prophet, wie er ſelbſt, kommen werde, den Iſrael hören ſoll. Er hatte die Erfüllung der Zeiten, wo das Gerüſtwerk, womit er die Wahrheit gegen die Stürme des Aberglaubens und des mannigfaltigen Betruges geſichert hatte, unbrauchbar werden würde, in ſeinem weit über Canaan hinausreichenden Blicke. Auch dieſe Vorherſagung des Moſes gieng genau in Erfüllung; jener andere Prophet erſchien wirklich, und mit ſeinem Erſcheinen erreichte die Moſaiſche Conſtitution ihr Ende. Dadurch erhält die Ausſage des Moſes, daß er von Gott geſendet worden ſey, ein neues Gewicht; es gehörte nämlich ein Wunder dazu, daß die Moſaiſche Conſtitution bis zur beſtimmten Zeit erhalten wurde; zu Gunſten eines Schwärmers oder Betrügers thut Gott, ſo viel wir wiſſen, kein Wunder.

Moſes ſtarb an der Gränze von Canaan, und überließ die Eroberung und Vertheilung des Landes dem Joſue. Das Land Canaan war um dieſe Zeit unter mehrere Könige und Fürſten getheilt; ein Umſtand, der dem Joſue die Eroberung ſehr erleichterte. Dieſer theilte das Land unter die zwölf Stämme durch das Loos, und ordnete alles nach dem Geſetz des Moſes; das Volk blieb anfangs der Conſtitution getreu, und befand ſich wohl dabei. Nach dem Tode Joſuas aber entſtand ſchon eine Zerrüttung in dem religiöſen und politiſchen Zuſtande der Hebräer; weil ſie nämlich mit den Einwohnern von Canaan, anſtatt ſie völlig zu vertreiben, ſich in nähere Verbindungen einließen, oder wenigſtens mit einem Tribut zufrieden waren, ſo wurden ſie von dieſen zuerſt zum Götzendienſt verführt, und mehrmal unterjocht. Indeß kehrten ſie jedesmal zu ihrer Conſtitution zurück; der Druck brachte ſie zur Beſinnung, und rief Helden hervor, die ſich an die Spitze ſtellten, und das Land retteten; dergleichen waren Gideon, Simſon, Jephte u. a. Ueberhaupt ſind die

Schickſale der Hebräer in dieſer Periode recht ſinnliche Beweiſe der Theokratie; Gott züchtiget ſie, ſo oft ſie dem Geſetze des Moſes untreu werden; er läßt aber nicht zu, daß ſie von demſelben ganz abfallen.

Bis daher hatten die Hebräer keinen andern König, als Jehova. Jetzt verlangten ſie einen König, und erhielten einen ſolchen. In der Moſaiſchen Verfaſſung wurde aber dadurch nichts geändert; denn Moſes hat, wie wir ſchon geſagt haben, in Hinſicht auf die wandelbare Regierungsform nichts vorgeſchrieben; ja er hat es ſogar vorhergeſagt, daß die Hebräer ſeiner Zeit einen König begehren würden. Die zeitlichen Könige der Hebräer waren indeß nur die Stellvertretter Jehovas, der auch jetzt noch der eigentliche König blieb; er verwarf den König Saul, und ſetzte an ſeine Stelle den David, der den Gottesdienſt durch heilige Geſänge vervollkommnete, und überhaupt ſich große Verdienſte um die Religion erwarb. Als Rehabeam, Salomons Sohn zur Regierung kam, fielen zwar zehn Stämme ab, und bildeten ein eigenes Reich, deſſen Könige alle Gräuel der Abgötterei in demſelben einführten; aber im Königreich Juda erhielt ſich die Moſaiſche Religion, obſchon ſie öfters auch verfinſtert wurde. Dieſe Erhaltung war vorzugsweiſe das Werk der Propheten, welche die Vorſehung gerade zu der Zeit erweckte, da die Verfinſterung allgemein einzureißen drohte. — Jetzt wurde die ganze jüdiſche Nation gefangen nach Babylon geführt, und erſt nach ſiebenzig Jahren wieder frei gelaſſen. Dieſes Exil und die darauffolgende Rückkehr machten einen ſo tiefen Eindruck, daß er nie wieder erloſch, und erzeugten einen großen Eifer. Esdras und Nehemias, die an der Spitze der heimkehrenden Juden ſtanden, ſtellten alles wieder auf den alten Fuß her, und drangen auf die genaue Beobachtung des Moſaiſchen Geſetzes. Nicht einmal die blutige Verfolgungen des Antiochus waren im Stande, die Juden von ihrem Geſetze abwendig zu machen. Erſt nachdem Jeſus erſchienen war, und ſich als den von Moſes verkündeten Propheten erklärt hatte, erreichte die

Verfaſſung des Moſes für immer ihr Ende, und machte einer vollkommneren Platz. Wenn es alſo damit ſeine Richtigkeit hat, daß nur Gott irgend einem Dinge eine beſtimmte Dauer geben kann, ſo müſſen wir auch geſtehen, daß die Conſtitution des Moſes aus Gott war.

76.

Um dem neuen Propheten glauben zu können, mußten demſelben natürlich mehrere Weiſſagungen vorangehen. In der That war Moſes weder der erſte, noch der einzige, der von jenem Propheten weiſſagte; es iſt kein wichtiger Umſtand aus dem Leben deſſelben, den Gott nicht vorherſagen ließ. Dieſe Weiſſagungen heißt man meſſianiſche, weil der Prophet, auf den ſie ſich beziehen, ſeit der Zeit des Königs David Meſſias d. i. König vorzugsweiſe genannt wurde. —

Die meſſianiſche Weiſſagungen wurden größtentheils durch beſondere Umſtände des Ortes und der Zeit veranlaßt. Dieſes hindert indeß nicht, daß ſie auch einen tiefer liegenden oder geiſtigen Sinn in ſich ſchließen. Es iſt gar nicht nothwendig, daß der Prophet dieſen höhern Sinn ſchon kannte; genug, daß derſelbe bei zunehmendem Licht fortlaufender Zeiten erkannt wurde. Man muß alſo den Sinn, welchen der Prophet mit ſeinem Ausſpruche verband, von jenem unterſcheiden; den Gott damit verbunden wiſſen wollte; jenen kann man den buchſtäblichen; dieſen den geiſtigen nennen, beide können recht gut nebeneinander beſtehen; denn Niemand wird läugnen, daß der Geiſt Gottes durch eine nahe liegende Begebenheit eine entferntere andeuten könne, ohne daß der Prophet eine Ahnung davon hat. Ich will das Geſagte durch ein Beiſpiel erläutern: Iſaias ſagt: Sieh! eine Jungfrau wird empfangen, und einen Sohn gebähren, und ſein Name wird Emanuel heiſſen. Iſ. 7, 14. Dieſes iſt unſtreitig eine Weiſſagung; es fragt ſich alſo, was zunächſt der Prophet bei dieſen Worten dachte, und was allenfalls Gott dadurch andeuten wollte. Iſaias wollte

ſchwerlich etwas anders ſagen, als dieſes: eine Jungfrau, die eben im Begriffe iſt, zu heirathen, wird ſogleich empfangen, und einen Sohn gebähren. — Dieſes ergiebt ſich aus dem Zuſammenhang. Der König Achaz wollte nämlich eine ſehr unpolitiſche Verbindung eingehen; Iſaias aber rieth ihm davon ab, und als er ihm nicht glauben wollte, ſo ſagte er etwas voraus, was nur Gott wiſſen kann, nämlich, daß eine Jungfrau, die ſich eben verheirathet hatte, ſogleich empfangen, und ein Kind männlichen Geſchlechtes gebähren werde. — Dieſes hätte dem König ein Zeichen ſeyn können und ſollen, daß Iſaias im Namen Gottes zu ihm rede, und ihn von ſeinem verderblichen Vorhaben um ſo mehr abhalten ſollen, als der Prophet auch noch andere Umſtände beifügte, die lediglich nur von dem Willen Gottes abhiengen, z. B. daß die Feinde des Achaz ſelbſt überwunden ſeyn werden, ehe noch der Knabe Vater und Mutter ſagen kann; daß zu der Zeit, da derſelbe mündig ſeyn wird, Ueberfluß im Lande herrſchen wird u. ſ. f. Als jene Weiſſagung geſprochen wurde, dachte wohl Niemand an die Mutter des Meſſias. Eben ſo wenig dürfte aber in Abrede geſtellt werden, daß Gott durch jene Weiſſagung ein noch fernes, viel wichtigers Ereigniß andeuten wollte; nämlich, daß eine Jungfrau den Meſſias empfangen und gebähren werde, wenigſtens bezog man jene Weiſſagung frühzeitig genug auf den Meſſias, weil man wohl einſehen mußte, daß der Name Emanuel auf den Meſſias vielmehr, als auf ein gewöhnliches Menſchenkind paſſe, und die Geburt desſelben aus einer wirklichen Jungfrau der Weiſſagung des Propheten vollkommener entſpreche. Wie es aber auch zugegangen ſeyn mag, daß man in jener Weiſſagung des Iſaias neben dem buchſtäblichen Sinn auch noch einen höhern Sinn erkannte, ſo bleibt es dabei, daß ein Menſch weiſſagen kann, ohne daß er es weiß; ich verweiſe auf Joh. 11, 51. Nach dieſen vorläufigen Bemerkungen kommen wir zu den Weiſſagungen ſelbſt. Vorläufig wurde die Abkunft des Meſſias bekannt gemacht; er ſollte ein Abkömmling Abrahams ſeyn: „In dir wer-

den alle Geſchlechter der Erde geſegnet werden.“ Gen. 11, 3. Dieſe Abkunft wurde auf die Nachkommenſchaft Abrahams durch den Iſaak eingeſchränkt; ſodann auf Jakob und ſeinen Sohn Judas; endlich auf die Familie Davids, der von Judas abſtammte; Meſſias und Sohn Davids waren zuletzt gleichbedeutende Namen. Hierauf ließ Gott die eigentliche Zeit ſeiner Ankunft und den Ort ſeiner Geburt vorherſagen; die Ankunft des Meſſias ſollte 70 Jahreswochen oder 490 Jahre nach Entlaſſung des Dekretes, daß Jeruſalem wieder aufgebaut werden darf, und zu der Zeit erfolgen, da Judäa ſeine eigenen Herrſcher und mit ihnen ſeine Selbſtſtändigkeit verloren haben wird. Als Geburtsort des Meſſias wurde das Städtchen Bethlehem bezeichnet. Das Leben und die Schickſale des Meſſias ſind bis auf die kleinſten Umſtände vorhergeſagt; dahin gehören ſeine Geburt aus einer Jungfrau, ſeine Wunder, und ſein gewaltſamer Tod; ferners jene Dinge, die ſeinen Tod begleiten werden, als: Der Meſſias wird um dreißig Silberlinge verkauft werden; man wird ihn den Miſſethätern gleich ſetzen, ſeine Hände und Füße durchbohren, und über ſeine Kleider das Loos werfen; ſeine Seele wird nicht im Grabe bleiben, noch ſein Leib in Verweſung übergehen. An die Ankunft des Meſſias knüpften die Propheten immer auch die Hoffnung beſſerer Zeiten; da ſollte ein neuer Bund geſchloſſen, die Miſſethat getilgt, und ewige Gerechtigkeit heraufgeführt werden. Alle Völker ſollten zur Verehrung des wahren Gottes vereiniget, und Opfer von der Art, wie ſie Melchiſedech einſt darbrachte, an allen Orten dargebracht werden. Im Reiche des Meſſias ſollte allgemeiner Friede herrſchen; die Völker werden ihre Schwerter in Pflugſcharen, ihre Lanzen in Sicheln verwandeln.

77.

Es iſt eine allbekannte Sache, daß die Juden einen Meſſias erwartet haben. In der Sanction, wodurch dem Maccabäer Simon und ſeiner Familie die Herrſchaft über=

tragen wurde, ſtand der Beiſatz: Bis der rechte Prophet kömmt. 1 Mac. 14, 41. Dieſe Erwartung war gerade da am allgemeinſten und lebendigſten, da Jeſus von Nazareth auftrat; dieß geht ſchon hervor aus den Worten der Samariterin: „Ich weiß, daß der Meſſias kömmt. Wenn dieſer kömmt, dann wird er uns alles verkündigen“ — Joh. 4, 25. Simeon, Anna und noch viele andere warteten auf den Troſt Iſraels, und der Erſtere hatte ſogar die Zuſage erhalten, daß er nicht ſterben werde, bevor er nicht den Meſſias geſehen hätte. Luc. 2, 26. Nur die allgemeine Erwartung des Meſſias war es auch, was das Synedrium bewog, eine Deputation an Johannes den Täufer zu ſenden, und ihn fragen zu laſſen, ob er der Meſſias ſey. Joh. 1, 19. Die Juden, welche die Zerſtörung Jeruſalems überlebten, ſagten, daß der Meſſias an eben dem Tag geboren worden ſey, an dem Jeruſalem und der Tempel zerſtört wurden. Gerade um jene Zeit, da Jeſus lebte und wirkte, oder doch bald nachher traten auch mehrere Betrüger auf, die ſich für den Meſſias ausgaben, was weder vorher noch nachher geſchah — ein Beweis, daß man gerade damals den Meſſias erwartete; wie hätten ſonſt jene Betrüger hoffen können, mit ihrem Vorgeben Eingang zu finden?

Will man nun nicht zugeben, daß dem Meſſias Weiſſagungen vorangegangen ſind, ſo mag man uns erklären, wie denn die Juden zu dem Glauben gekommen ſind; daß einmal ein Meſſias komme, und wie ſie ſogar die Zeit ſeiner Ankunft beſtimmen konnten. Die Juden läugnen zur Stunde noch nicht, daß der Meſſias verheißen ſey; vielmehr halten ſie die Bücher, in welchen jene Weiſſagungen enthalten ſind, vor der ganzen Welt offen; nur das läugnen ſie, daß Jeſus von Nazareth jener Meſſias ſey. Sind aber dem Meſſias wirklich Weiſſagungen vorangegangen, wie wir nach der Natur der Sache und dem allgemeinen Glauben der Juden annehmen müſſen, ſo bleibt nur noch zu beweiſen, daß der Stifter der chriſtlichen Religion dieſer Meſſias iſt. Daraus wird ſich von ſelbſt ergeben, daß jene Religion nicht ſo von

ohngefähr, wie etwa der Islamismus oder eine andere Secte, in die Welt gekommen, sondern absichtlich von Gott an die Stelle der Mosaischen Religion gesetzt worden ist.

C. Die christliche Offenbarung.

78.

Der Messias muß bereits gekommen seyn, wer dieser auch immer seyn mag. Man kennt vier Beschlüße, wodurch den Juden erlaubt wurde, aus der Gefangenschaft heimzukehren, und Jerusalem wieder aufzubauen; der erste gieng vom Cyrus aus; der zweite von Darius, der dritte und vierte von Artaxerxes. Von welchem Beschlusse man aber zu zählen anfangen mag, so sind die siebenzig Jahreswochen längst verflossen. Das Scepter ist von Juda schon seit siebzehn hundert Jahren genommen, und die jüdische Nation hat aufgehört, selbstständig zu seyn.

Dieser Messias ist kein anderer, als Jesus von Nazareth. Er sagt dieses selbst bei verschiedenen Anläßen z. B. vor dem samaritanischen Weibe Joh. 4, 26; vor den Juden Joh. 10, 25; vor dem hohen Rathe Matth. 26, 64... Jesus ist zwar hier Zeuge in seiner eigenen Sache; allein die Regel, daß Niemand Zeuge in seiner eigenen Sache seyn kann, leidet eine Ausnahme, wenn die Sache von der Art ist, daß Niemand anderer Zeugniß geben kann, und dieses ist der Fall hier; Jesus konnte es allein wissen, wer er ist und woher er gekommen ist. Dann kommt ja dieses Zeugniß aus dem Munde desjenigen, dem man keine Sünde vorwerfen konnte; es ist also kein Grund da, die Wahrheit desselben in Zweifel zu ziehen.

Indeß haben wir dafür, daß Jesus der Messias ist, noch ein anderes, ganz unverdächtiges Zeugniß; es sind nämlich in seiner Person alle Weissagungen der Propheten auffallend zusammengetroffen: Jesus stammte durch seine Mutter von David, und durch diesen von Abraham ab; er wurde zu Bethlehem geboren, als die siebenzig Jahreswochen eben abgelaufen, und die Römer

bereits Herren von Judäa waren; Maria, ſeine Mutter, erkannte keinen Mann. Ueberdieß heilte Jeſus alle Krankheiten, und wirkte überhaupt ſo viele Wunder, daß er die ausſchweifendſten Erwartungen des jüdiſchen Volkes befriedigte: „Viele ſprachen: wenn der Meſſias kömmt, kann er wohl mehr Zeichen thun?“ — Joh. 7, 31. Daß Jeſus eines gewaltſamen Todes geſtorben iſt, weiß jedermann; was ſich dabei zugetragen hat, gleicht Zug für Zug dem, was die Propheten von den Umſtänden geweiſſagt hatten, die den Tod des Meſſias begleiten würden; Jeſus wurde um dreißig Silberlinge verrathen, zwiſchen zwei Mördern gekreuziget, und auf dieſe Weiſe an Händen und Füſſen durchbohrt; die Soldaten warfen über ſeine Kleider das Loos. Am dritten Tag nach der Hinrichtung gieng Jeſus wieder lebendig aus dem Grabe hervor. Was dann Jeſus nach ſeinem Hingange aus dieſer Welt gewirkt hat, übertrifft weit alle Schilderungen, welche die Propheten von dem Meſſiasreiche gemacht haben. Jeſus ſtiftete einen neuen Bund, und wendete ſich dabei nicht mehr an ein einzelnes Volk, ſondern an das ganze Menſchengeſchlecht; nicht an eine einzige Region unſerer geiſtigen Natur, ſondern an den ganzen Menſchen. Alle Menſchen wurden zur Erkenntniß des wahren Gottes berufen, und zur gemeinſamen Verehrung deſſelben im Geiſte und der Wahrheit vereiniget; ein neues Opfer, ähnlich jenem des Melchiſedech, wurde fortan Gott aller Orten dargebracht. Völker, die bis daher ihre Luſt an Raub und Mord hatten, und in einem ewigen Krieg lebten, wandten ſich nun zum Ackerbau, und den übrigen Künſten des Friedens. Kurz; mit dem Chriſtenthume begannen glückliche Zeiten, und ein neuer großer Weltlauf. —

Hätte es Jeſus bei der bloſſen Ausſage, daß er der Meſſias ſey, bewenden laſſen, ſo hätte man wenigſtens einen Scheingrund gehabt, zu ſagen, er habe ſich ſelbſt zum Meſſias gemacht. Da aber in ſeiner Perſon auch alle Weiſſagungen der Propheten erfüllt worden ſind, ſo fällt ſelbſt jener Scheingrund weg; denn es ſtand wahrlich nicht in ſeiner

Macht, alle Weiſſagungen wahr zu machen. Geſetzt, daß ſeine Abſtammung, die Zeit und der Ort ſeiner Geburt zufällig mit den Beſtimmungen der Propheten zuſammengetroffen hätten, konnte er auch machen, daß er gekreuziget, und ſo an Händen und Füſſen durchbohrt wurde? Konnte er es dem Judas eingeben, daß er ihn für dreißig Silberling verrieth, oder den Soldaten, daß ſie ſeine Kleider nicht theilten, ſondern das Loos darüber warfen? Hieng es etwa von ihm ab, daß er nach drei Tagen lebendig aus dem Grabe hervorgieng? Am allerwenigſten aber konnte er zur Erfüllung jener Weiſſagungen beitragen, die ſich auf das Meſſiasreich bezogen. Man kann höchſtens noch fragen, warum denn die Juden nicht an Jeſus geglaubt haben, wenn die Weiſſagungen der Propheten ſo genau an ihm erfüllt worden ſind; auch darauf iſt die Antwort nicht ſchwer.

79.

Die Behauptung, daß die Juden nicht an Jeſus geglaubt haben, iſt nur zum Theil wahr. Schon da Jeſus noch im Fleiſche wandelte, glaubten viele an ihn; bei jedem auffallendern Wunder rief das anweſende Volk aus: der große Prophet iſt unter uns aufgeſtanden — und einmal war es ſogar auf dem Punkte, denſelben als den Meſſias zu erklären. Nach der Auferſtehung und noch mehr nach der Himmelfahrt Jeſu nahm die Zahl der Gläubigen mit jedem Tage zu; darunter befanden ſich auch ſchon mehrere jüdiſche Prieſter. Doch wozu bedarf es vieler Beweiſe, da es ja bekannt iſt, daß die erſte Chriſtengemeinde in Jeruſalem entſtanden iſt? Es bleibt alſo nur noch die Frage, warum nicht alle Juden in Jeſus den Meſſias erkannt haben. Darauf antworten wir ſo: Es gab unter den Juden viele irdiſch Geſinnte; dieſe verſtanden weder die Größe noch die Niedrigkeit des Meſſias, wie ſie in den Weiſſagungen ihrer Propheten beſchrieben war. Der Stolz daran, daß ſie das auserwählte Volk Gottes ſind, ließ ſie nicht den ganzen Umfang der Verheiſſung ſehen, die dem Abraham gemacht worden war, daß nämlich in ſeinem Samen

alle Völker der Erde geſegnet werden ſollten. Sie hatten ſich in die Bilder ſo ſehr verliebt, und erwarteten ſie ſo einzig, daß ſie darüber die Sache verkannten; ſie erwarteten einen weltlichen Erlöſer, und bildeten ſich ein, daß die Juden allein erlöſt würden, und zwar von ihren zeitlichen Feinden, und daß ſie unter ihrem Meſſias für immer alle Könige und Nationen der Erde beherrſchen würden. Von dieſer Einbildung, die mit der dem Abraham gemachten Verheiſſung im geraden Widerſpruche ſtand, und Gottes, deſſen Gnade allgemein iſt, unwürdig war, kam die Blindheit und Hartnäckigkeit her, nichts zu ſehen, und nichts zu glauben, was die Propheten geſprochen haben, daher die Erbitterung gegen Jeſus, deſſen niedrige Ankunft nun einmal nicht nach ihrem Sinne war. Uebrigens wird Jeſus auch dadurch als der Meſſias bezeichnet, daß ihn ein Theil der Juden nicht als ſolchen erkannte; denn auch dieſes war geweiſſagt, daß der Meſſias verworfen werden, und zum Aergerniß ſeyn werde. — Es iſt ſomit gleich ſtark erwieſen, daß Jeſus der Meſſias iſt, ſowohl durch die gerechten Juden, die ihn annahmen, als durch die ungerechten, die ihn verwarfen, weil das Eine eben ſo wie das Andere vorhergeſagt iſt, und der Unglaube des einen Theiles iſt vielmehr ein Grund dafür, daß Jeſus der Meſſias iſt, als ein Einwurf dagegen. Es iſt in der That etwas Wunderbares, daß die Juden einerſeits die eifrigſten Vertheidiger der geweiſſagten Dinge, andererſeits aber die größten Feinde der Erfüllung ſind, und daß dieſer Widerſtand ſelbſt vorhergeſagt iſt. —

80.

Iſt Jeſus wirklich der verheiſſene Meſſias, ſo liegt auch am Tage, daß die chriſtliche Religion nach einem poſitiven Rathſchluß Gottes in die Welt gekommen und im Grunde ſo alt, als dieſe iſt. Daß dadurch jene Religion an Glaubwürdigkeit ſehr gewinne, bedarf wohl keines Beweiſes; wahrlich eine Religion, die vorhergeſagt iſt, und mit den frühern Offenbarungen Gottes genau zuſammenhängt, kann nicht das

Werk des Zufalles, noch viel weniger des menſchlichen Betruges ſeyn. — Wir wollen nun hören, was Jeſus von ſich ſelbſt und von ſeiner Lehre ſagt.

81.

Jeſus ſagt nicht bloß, daß er der von Moſes verkündete Prophet oder der Meſſias, ſondern auch, daß er von Gott geſendet ſey, und nicht ſeine, ſondern die Lehre deſſen vortrage, der ihn geſendet hat; verweiſen hier auf Joh. 6, 29; 7, 16; 12, 49. Es fragt ſich nun, ob und wie Jeſus die Wahrheit ſeiner Ausſage beſtätiget hat. Wenn wir auf den Inhalt, der von Jeſus vorgetragenen Lehre ſehen, ſo müſſen wir geſtehen, daß dieſelbe eines göttlichen Geſandten vollkommen würdig iſt; man hat nach ſo vielen Jahrhunderten nichts entdecken können, was mit der Vernunft im Widerſpruche ſteht, obſchon man es zu keiner Zeit an Kritik fehlen ließ; vielmehr ergab ſich nach jeder unpartheyiſchen Prüfung auf's Neue, daß die Lehre Jeſu ganz vernunftmäßig iſt. Das Symbolum enthält die Lehre von dem Einen Gott, dem gütigen, aber auch heiligen Vater aller Menſchen; von dem Sohne, den der Vater geſandt hat, um die durch die Sünde geſtörte Ordnung im Reiche Gottes wieder herzuſtellen, und von der Zukunft. Dieſe Lehren ſind theils rational, theils poſitiv, und gerade dieſe Verbindung des Poſitiven mit dem Rationalen iſt es, was die chriſtliche Religion zur Weltreligion qualifizirt; dadurch wird ſie dem Philoſophen eben ſo angemeſſen, als dem gemeinen Manne. Die Vernunft = Religion iſt bei Jeſus rein und practiſch, und was die Vernunft durch ihre Operationen bis jetzt herausgebracht hat, iſt in dem Evangelium ohne wiſſenſchaftliche Form niedergelegt. Der poſitive Theil der chriſtlichen Glaubenslehre beſtätiget den rationalen in der Lehre von Gott, Tugend und Unſterblichkeit, und begründet ſie tiefer; er giebt aber auch neue Aufſchlüße; dahin gehört die Lehre von dem Urſprunge des Böſen, und den Rath=

ſchlüſſen Gottes, die ſich auf die Beſſerung und Beſeligung des ſündigen Menſchengeſchlechtes beziehen.

Die Sittenlehre Jeſu iſt ſeiner Glaubenslehre ganz angemeſſen; in ihr ſteht die Pflicht der Buße oben an. Jeſus nimmt die Menſchen, wie ſie ſind, und leitet ſie zu dem hin, was ſie ſeyn können und ſeyn ſollen. Mit milder Strenge macht er große, aber nicht überſpannte Foderungen, indem er Selbſtverläugnung, Beſſerung und beſtändiges Fortſchreiten im Guten vorſchreibt. Die Pflichten, Triebfedern und Mittel der chriſtlichen Sittenlehre ſind nicht auf Zeit und Ort, nicht auf eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen eingeſchränkt: ſondern dem Menſchengeſchlechte zu allen Zeiten und an allen Orten angemeſſen. Dadurch wird die Sittenlehre Jeſu geeignet, das Geſetzbuch der Welt zu ſeyn. —

82.

Auch der Charakter Jeſu iſt eines göttlichen Geſandten nicht unwürdig; denn der ſtrengſte Cenſor konnte in demſelben keinen unwürdigen Zug ausſpähen, obſchon Jeſus jeden herausforderte, ihn einer Sünde zu beſchuldigen. Bei der Verſuchung, bei dem Vorgefühle des nahen Todes, und am Kreuze, bei der Einladung zur weltlichen Herrſchaft behielt ſein Geiſt die Oberhaud über die Sinnlichkeit; bei den Verläumdungen ſeiner Feinde und den Schwächen ſeiner Jünger blieb er ſich immer gleich, ohne Spur einer übeln Laune. Pilatus und Herodes fanden keine Schuld an ihm, und der Jünger, der ihn aus Eigennutz verrathen hatte, geſtand, daß er einen Unſchuldigen verrathen habe, und nahm ſich aus Verzweiflung darüber das Leben. Ueberdieß ſind in dem Charakter Jeſu Tugenden, die ſich ſchwer vereinigen laſſen, in ſchöner Harmonie; vorzüglich finden wir in demſelben jene drei Züge, die das Ideal des tugendhaften Menſchen ausmachen, nämlich die Liebe zu Gott und den Menſchen, und die gänzliche Aufopferung für die Sache der Tugend. Den Willen ſeines himmliſchen Vaters zu thun, war ihm ein eben ſo dringendes Bedürfniß, als uns gewöhnlichen Menſchen das

Eſſen und Trinken, und ihm zu Gefallen wurde er gehorſam bis zum Tode des Kreuzes. Seine Menſchenfreundlichkeit hatte keine Gränzen; ihnen zu Lieb entſagte er allen Freuden und Ehren ſeiner Perſon, und unternahm die moraliſche Reformation, von der er keinen Vortheil, und keinen Fortgang nach der Stimmung des Zeitgeiſtes erwarten durfte. Edel iſt ſeine Thräne über Jeruſalem; erhaben ſein Betragen gegen den Judas, erbarmend ſeine Freundſchaft gegen die Sünder, mitleidig ſeine Güte gegen die Kranken, heldenmüthig ſeine Fürbitte am Kreuze. — Und dieſe Gottes- und Menſchenliebe war nicht etwa bloß vorübergehend, ſondern anhaltend bis zum letzten Athemzuge. Der Charakter Jeſu iſt alſo in jeder Hinſicht unvergleichlich und ſtimmt mit ſeiner Ausſage, daß er von Gott geſendet ſey, recht gut überein.

83.

Jeſus hat aber zu ſeiner Beglaubigung auch *Wunder* gewirkt. Dieſe laſſen ſich auf *drei* Klaſſen zurückführen; zur erſten gehören die wunderbaren Heilungen verſchiedener Kranken, als Blinder, Lahmer, Taubſtummer, Ausſätziger und ſolcher, die von böſen Geiſtern geplagt waren; zur zweiten ſolche Handlungen, die eine Herrſchaft über die Natur vorausſetzen; dergleichen ſind die Verwandlung des Waſſers in Wein, die Beherrſchung der Winde und Wogen, die Speiſung von mehreren Tauſenden mit wenigen Broden u. d. g.; zur dritten Klaſſe endlich gehören verſchiedene Todtenerweckungen, von denen jene des *Lazarus* wohl die merkwürdigſte iſt.

Das an den Wundern Jeſu überhaupt etwas Wahres iſt, ſagt einem jeden ſchon der evangeliſche Context. Jeſus ſpricht zu den Juden: „Ich habe ein größeres Zeugniß, als das des Johannes; die Werke, die mir der Vater zu vollbringen gegeben hat, dieſe Werke, die ich thue, geben Zeugniß von mir, daß mich der Vater geſendet hat. Thue ich nicht die Werke meines Vaters, ſo glaubet mir nicht. Thue ich ſie aber, ſo glaubet, wenn ihr auch mir nicht glauben wollet, doch den Werken. — Hätte ich nicht Werke unter ihnen gethan, die

kein anderer gethan hat, ſo hätten ſie keine Sünde. Nun aber haben ſie dieſelben geſehen, und haſſen doch mich und meinen Vater. *) Nikodemus, ſelbſt ein Meiſter in Iſrael, ſagt zu Jeſus: Niemand kann die Wunder thun, die du thuſt, es ſey denn, daß Gott mit ihm iſt. Das Volk fragt voll Verwunderung: Wenn der Meſſias kömmt, wird er wohl mehrere Wunder thun, als dieſer da thut? Die Prieſter berathen, was anzufangen ſey, da Jeſus viele Wunder thut. — Dieſe und ähnliche Stellen paßten ſchlechterdings nicht in den Context; ja ſie wären ganz ſinnlos, wenn Jeſus nichts von jenen auſſerordentlichen Dingen, die wir von ihm leſen, gethan hätte. Es fragt ſich alſo nur, ob es bei jenen Wundern ſo ganz natürlich zugegangen iſt.

84.

Man hat es wohl verſucht, und es iſt gerade jetzt eine Lieblingsidee, die Wunder Jeſu zu naturaliſiren. Allein es iſt ein unnützes, mißliches, und wohl auch gefährliches Unternehmen, Begebenheiten, die Jeſus und ſeine Zeitgenoſſen als Wunder erkannt haben, nach 1800 Jahren natürlich erklären zu wollen; unnütz, weil ſie ihren Zweck erreicht haben. Dieſer war, wenn wir Jeſus ſelbſt hören, kein anderer, als ſeine Perſon zu beglaubigen, und ſeiner Lehre Eingang zu verſchaffen; dieß beweiſen auſſer den oben angeführten Stellen auch noch folgende: Joh. 9, 3; 11, 4. Dieſen Zweck nun haben die Wunder erreicht; denn die Welt hat an Jeſus geglaubt, und ſeine Lehre angenommen. Iſt dieſes darum weniger wahr, weil man hintenher läugnet, daß die Thaten Jeſu Wunder waren? Um die natürliche Erklärung der Wunder iſt es auch eine mißliche Sache; denn die natürlichen Erklärungen ſind ſo unnatürlich, daß die Vernunft weniger Mühe hat, die Wunder zu glauben, als die Erklärung natürlich zu finden. Zur Beſtätigung des Geſagten führen wir einige Proben von ſolchen natürlich ſeyn ſollenden Erklärungen an.

*) Joh. 5, 36; 10, 37; 15, 24.

Digitized by Google

Jeſus ſoll ſich bei ſeinen Heilungen natürlicher Mittel bedient haben. Aber davon wußten weder die Kranken, noch auch die Jünger etwas; würden ſie ſonſt die Heilung einem Wunder zugeſchrieben haben? Dann erfordert ja jede Krankheit ein eigenes Mittel; wo hätte nun Jeſus die Mittel gegen ſo verſchiedene Krankheiten hernehmen ſollen, die er geheilt hat? Wie hätte er ſie von einem Orte zum andern bringen können, ohne daß es Jemand bemerkt hätte? Selbſt die Salbe aus Koth und Speichel, welche Jeſus einem Blinden auf die Augen legte, ſteht mit der Heilung in keinem natürlichen Zuſammenhang.

Ein anderesmal ſoll Jeſus die Krankheiten mittels des Glaubens geheilt haben. Doch Jeſus heilte ja nicht bloß Nervenſchwache, über welche der Glaube etwas vermag; ſondern Kranke aller Art, bei denen der Glaube nichts hilft, z. B. Blinde, Taubſtumme, Ausſätzige u. ſ. f.; er heilte auch da, wo kein Glaube ſtatt finden konnte, wie dieß der Fall bei dem kranken Sohne des Beamten war, den Jeſus abweſend heilte. Aber ſelbſt dann, wenn Jeſus nur Nervenſchwache mittels des Glaubens geheilt hätte, mußte ja ſchon etwas vorausgegangen ſeyn, was den Kranken ein ſo hohes Vertrauen auf Jeſus einflößte; dieſes konnten nur Wunderheilungen ſeyn; dieſe können darum nicht dem Glauben zugeſchrieben werden, der ja ſelbſt nur eine Folge jener Heilungen war. — Da übrigens Jeſus nur heilte, um ſich Glauben zu verſchaffen, und nur dann heilte, wenn er hoffen konnte, dieſen Zweck zu erreichen, ſo konnte er mit Recht zu den Geheilten ſagen: Dein Glaube hat dir geholfen.

Die Tochter des Synagogenvorſtehers Jair, und den Jüngling von Naim, hat Jeſus, ſagt man, nur, von der Gefahr, lebendig begraben zu werden, gerettet; ſie waren nur ſcheintodt; die Erweckung des Lazarus war mit dieſem verabredet. Ob die Tochter des Synagogenvorſtehers und der Jüngling von Naim wirklich todt waren, können wir jetzt freilich nicht mehr ausmitteln; aber man kann eben ſo wenig das Gegentheil beweiſen; wir müſſen uns alſo auf das Ur-

theil derjenigen verlaſſen, die jene Todten zunächſt angiengen, und annehmen, daß dieſelben nicht eher Anſtalten zur Begräbniß gemacht haben, als bis alle Anzeigen des Todes vorhanden waren. Was die Erweckung des Lazarus betrifft, ſo macht man ſich die Erklärung derſelben zu leicht. Entweder wußte nur Lazarus allein um die Verabredung, oder es wußten mehrere darum; war das Erſtere, ſo bleibt unbegreiflich, warum man ihn begraben hat, da ja kein Sympton des Todes vorhanden war; unbegreiflich, wie er vier Tage im Grabe ſeyn konnte, ohne entweder zu erſticken, oder zu erhungern. War aber das Zweite, wie konnte Jeſus erwarten, daß der geſpielte Betrug auf die Länge unbekannt bleiben werde? Er hätte in dieſem Falle mehr auf das Spiel geſetzt, als er durch das verabredete Wunder je hätte gewinnen können. Doch es iſt nicht die leiſeſte Spur einer ſolchen Verabredung zu entdecken. Vielmehr glaubten viele von den Juden, die zu Maria und Martha gekommen waren, und mit angeſehen hatten, was Jeſus that, an ihn *). Die hohen Prieſter und Phariſäer verſammelten den hohen Rath, und ſprachen: Was fangen wir an; denn dieſer Menſch thut viele Zeichen **). Das Volk bezeugte es öffentlich, daß er Lazarus aus dem Grabe gerufen, und von den Todten erweckt habe. Darum gieng es ihm auch entgegen ***).

Wir wollen noch ein Paar Proben von natürlicher Erklärung der Wunder Jeſu zum Beſten geben. Bei der Brodvermehrung ſagt Dr. Paulus in ſeinem Leben Jeſu, gieng es ſo zu: Unter den 5000 Menſchen, die um Jeſus waren, befanden ſich Arme und Reiche. Die Reichen ließen ſich natürlich von ihren mitziehenden Kameelen und Laſtthieren ihre Vorräthe herbeibringen; denn Jeſus hatte ſie aufgefodert, Abendeſſen zu halten, wie der Morgenländer Abends ſeine Hauptmahlzeit hat. Jetzt ergriff Jeſus vor ihren Augen den kleinen Vorrath, den er mit ſeinen Jüngern ſelbſt hatte, und

*) Joh. 11, 45.
**) Joh. 11, 47.
***) Joh. 12, 17.

ſprach das Dankgebeth. Hierauf zerbrach er die Brode, und ließ ſie durch ſeine Jünger hinlegen; eben ſo theilte er die Fiſche... Wenn Jeſus ſo den Gaſtfreund machte; wenn er ſo das Beiſpiel gab, hinzulegen, was er hatte; wie hätten die unter den Gelagerten, die ihre eigenen Vorräthe mitgebracht hatten, zögern können, das Nämliche zu thun, da ohnehin die Gaſtfreundſchaft in jenen Gegenden in einer uns Abendländern ungewöhnlichen Ausdehnung als Pflicht und Ehrenſache ausgeübt zu werden pflegt?

Gegen dieſe Erklärung brauchen wir nur zu bemerken, daß ſich unter den Tauſenden, welche Jeſus geſpeist hat, keine, oder nur wenige Reiche befanden. Philippus ſagt zu Jeſus: Zweihundert Denare reichen nicht hin, um ſo viel Brod zu kaufen, daß ein jeder nur etwas Weniges erhält. Dieſe Rede des Apoſtels beweist hinlänglich, daß außer dem Knaben, der fünf Brode und zwei Fiſche hatte, Niemand Lebensmittel mit ſich führte; denn wären unter den fünf Tauſenden wirklich mehrere Reiche geweſen, die einen Vorrath von Lebensmitteln mit ſich führten, ſo wären zweihundert Denare mehr, als hinreichend geweſen, um Brod für die Uebrigen zu kaufen. Waren aber keine Reiche da, die ihre Vorräthe mit den Armen theilen konnten, ſo half es auch nichts, daß Jeſus den Gaſtfreund machte, und die fünf Brode und die zwei Fiſche austheilen ließ. Der evangeliſche Text ſagt zwar nicht, daß Jeſus die Brode und Fiſche vermehrt habe; allein wenn außer den fünf Broden und den zwei Fiſchen kein anderer Vorrath da war, und doch alle ſatt wurden, die ſich gelagert hatten, wie der Text ausdrücklich ſagt, ſo iſt damit auch ſchon geſagt, daß Jeſus jene Brode und Fiſche vermehrt hat.

Die Leute, die geſättiget wurden, blieben dabei keineswegs ruhig; ſondern als ſie ſahen, was Jeſus für ein Wunder gethan hat, ſagten ſie: Dieſer iſt wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen ſoll *). Sie wollten ihn zum

*) Joh. 6, 14.

König machen. — Alles deutet alſo darauf hin, daß die fünf Tauſend durch ein **Wunder** geſättiget worden ſind; mit welchem Rechte ſchreibt man nun dieſe Sättigung der Gaſtfreundſchaft der Reichen zu, und läßt Jeſus nur das Verdienſt, zuerſt das Beiſpiel gegeben zu haben. Heißt das nicht dem Texte Gewalt anthun, und allen Geſetzen der Auslegung Hohn ſprechen? Wäre weiter nichts geſchehen, als daß einige Reiche, durch das Beiſpiel Jeſu aufgefodert, ihre Vorräthe mit den Armen getheilt haben, ſo hätten die Apoſtel gewiß es bemerkt, oder vielmehr ſie würden den ganzen Vorfall mit Stillſchweigen übergangen haben; denn es iſt nichts Außerordentliches, viel weniger ein Wunder, daß Reiche den Armen von ihrem Ueberfluße mittheilen, und im Orient kann ſo etwas um ſo weniger auffallen, als da die Gaſtfreundſchaft eine Ehrenſache iſt.

In eben dieſem Buche findet ſich auch folgende Erklärung über Luc. 8, 22 ff. Auf Landſeen fällt oft plötzlich, je nachdem man gegen eine Thalſchlucht ſteuert, ein brauſender Sturmwind herab. „Je nachdem aber das Schiff wieder um einen Berg ſich herumwenden kann, der den Thalwind abſchneidet, kann man plötzlich wieder in ruhiger See ſeyn. So entſtand auch ein brauſender Sturmwind, da Jeſus über den See fuhr; die Wellen ſchlugen in das Schiff hinein. Es wurde überdeckt, und faſt ſchon gefüllt mit Waſſer. Die erſchrockenen Lehrſchüler laufen zu ihrem Meiſter, der ruhig im Hintertheile des Schiffes ſchlief. Jeſus ſteht nun auf, nennt ſie Furchtſame, ſchwach in ihrer Ueberzeugungstreue gegen die göttliche Weltordnung, in welcher nicht ſo leicht Menſchen, welche ſich einer großen Beſtimmung gewidmet haben, umkommen. Dabei ſprach er auch über den ſtarken Wind, und daß das Meer bald wieder ſtill, und wie bezähmt werden müßte. Da dieſes bald darauf erfolgte, ſo ſchrieben die Seinigen dieſen Erfolg nicht nur ſeinem Daſeyn, ſondern ſelbſt den Worten zu, die er über den Sturmwind und das Brauſen des Meeres, wie man in ſolchen Fällen zu reden pflegt, ausgeſpochen hatte. Sie machen untereinander ihre Urtheile

und Schlüſſe, daß auch Wind und Meer ihrem Meſſias gehorchen. —

Aber ſollten denn die Jünger Jeſu, die als Fiſcher mit dem Meere vertraut waren, nicht auch gewußt haben, daß der Sturm ſich jedesmal legt, wenn das Schiff ſich um einen Berg herumgewendet hat? Wußten ſie aber dieß, wie kamen ſie zu dem Glauben, daß Jeſus den Sturm geſtillt habe? Man ſieht alſo wohl, daß dieſe Erklärung gezwungen iſt. Wenn das Meer wirklich beruhiget wurde, und wenn die Ruhe unmittelbar auf das Wort Jeſu erfolgte, wie man annehmen muß, ſo war dieſes ein hinreichender Grund, die Beruhigung dem Machtgebothe Jeſu zuzuſchreiben; die Jünger Jeſu urtheilten, wie jeder vernünftige Menſch in dieſem Falle urtheilen muß. Wir leſen zwar nicht, daß Jeſus die Deutung ſeiner Jünger gebilliget hat; aber wir leſen auch nicht, daß er ſie mißbilliget, oder berichtiget hat, obſchon es ihm nicht entgangen ſeyn konnte, daß die Jünger ſtaunten, und zu einander ſagten: Wer iſt wohl der, daß er ſogar dem Winde und dem Meere gebietet, und ſie gehorchen ihm? Hätte Jeſus dieſes Urtheil wirklich mißbilliget, ſo würden es ſeine Jünger eben ſo wenig verſchwiegen haben, als ſie dieſes verſchwiegen haben, daß er ſie Kleingläubige genannt hat.

Endlich iſt es auch noch eine bedenkliche Sache, nach 1800 Jahren die Wunder Jeſu natürlich erklären zu wollen. Jeſus hat bekanntlich nichts geſchrieben; was wir von ſeiner Lehre, und ſeinen Thaten wiſſen, das verdanken wir einigen von ſeinen Jüngern, die etwas davon aufgezeichnet haben. Macht man nun den Grundſatz geltend, daß die Thatſache von dem Urtheil des Erzählers jedesmal unterſchieden werden muß, ſo iſt es um das poſitive Chriſtenthum ſo gut, als geſchehen; denn mit dem nämlichen Rechte kann man ſagen, daß man die Lehre Jeſu von der Vorſtellung der Apoſtel unterſcheiden müſſe, und von dieſer nicht auf jene ſchließen dürfe, und wo iſt da mehr Gewißheit der Lehre Jeſu? Die Ungewißheit der Thatſache zieht alſo die Ungewißheit der Lehre nach ſich, und es bleibt von der chriſtlichen Religion nur ſo

viel übrig, als es der Vernunft eines jeden beliebt, als Lehre Chriſti zu erkennen. Daß die chriſtliche Religion ihren eigenthümlichen Charakter verloren hat, und zur bloßen Vernunftreligion herabgeſunken iſt, kömmt lediglich daher, daß man zuerſt die Wunder Jeſu zweifelhaft gemacht hat. Der eigenthümliche Charakter der chriſtlichen Religion iſt die Göttlichkeit, d. h. der unmittelbar göttliche Urſprung, und dieſer läßt ſich nicht aus innern Gründen, ſondern durch Wunder beweiſen; mit dieſem fällt alſo auch die Göttlichkeit der chriſtlichen Religion weg, die man mit der Wahrheit nicht verwechſeln darf.

85.

Das größte aller Wunder iſt unſtreitig die Auferſtehung Jeſu von den Todten, und allein ſchon hinreichend, ihn als göttlichen Geſandten zu beglaubigen. Jeſus beruft ſich auch auf ſeine Auferſtehung als auf das Eine Zeichen, das allen gegeben werden ſoll *). Die Apoſtel verkünden mit der Lehre Jeſu immer auch ſeine Auferſtehung, und legen darauf das größte Gewicht. So ſagt Paulus im Areopag zu Athen unter andern: „Gott hat einen Tag feſtgeſetzt, an welchem er den Erdkreis mit Gerechtigkeit richten wird durch einen Mann, den er dazu beſtimmt, und allen glaubwürdig gemacht hat, indem er ihn von den Todten auferweckte“ **). Und wer dürfte daran zweifeln, daß das Zeugniß eines Mannes Glauben verdiene, den Gott von den Todten erweckt? Ueber die Beweiskraft der Auferſtehung Jeſu brauchen wir alſo nichts weiter zu ſagen; es handelt ſich nur darum, ob Jeſus auch wirklich von den Todten auferſtanden iſt.

Außer der wirklichen Auferſtehung ſind nur zwei Fälle denkbar; entweder war Jeſus nicht wirklich todt, und ſeine vorgebliche Auferſtehung nur die Wiederbelebung des Schein-

*) Matth. 12, 39.
**) Act. 17, 31.

todten; oder die Jünger haben ſeine Auferſtehung bloß vorgegeben, entweder weil ſie ſelbſt betrogen waren, oder andere betrügen wollten. Das Erſtere glauben gerade jetzt viele; das Letztere behaupteten die Juden, als die erſte Nachricht von der Auferſtehung Jeſu nach Jeruſalem kam. Eines iſt indeß ſo falſch, als das andere.

Jeſus hatte wirklich ſeinen Geiſt am Kreuze aufgegeben; im ſichern Vorgefühl des Todes ſprach er: Es iſt vollbracht, und ließ das Haupt ſinken. Die Soldaten brachen ihm die Beine nicht, weil ſie ſahen, daß er ſchon todt war. Dagegen ſtieß einer der Soldaten ihm die Lanze in die Seite, damit, wenn etwa noch Leben in ihm wäre, der Tod augenblicklich erfolgen mußte. Jeſus war indeß ſchon vorher todt; dieß zeigte das geronnene Blut an, das aus der Wunde floß. Pilatus wunderte ſich zwar, daß Jeſus ſchon geſtorben ſeyn ſollte; als aber der Centurio ihm amtlich berichtete, daß er geſtorben iſt, nahm er keinen Anſtand, den Leichnam ausfolgen zu laſſen. Die bei der Kreuzigung anweſenden Prieſter hatten nicht einmal eine Ahnung davon, daß Jeſus nur ſcheintodt ſey, und beſorgten nur noch, daß ſeine Jünger den Leichnam ſtehlen, und dann ausſprengen möchten, er ſey auferſtanden. Selbſt die Freunde Jeſu waren nur mehr darauf bedacht, ihn anſtändig zu begraben. Alles nöthiget uns alſo zu glauben, daß Jeſus wirklich todt war. Es bleibt alſo nur noch zu beweiſen, daß die Jünger nicht betrogen waren, noch viel weniger betrügen wollten.

So lange Jeſus bei ſeinen Jüngern war, hofften dieſe zwar, daß er das Reich Iſrael wieder herſtellen werde; nachdem ſie aber ſein Ende geſehen hatten, gaben ſie dieſe Hoffnung auf, wie aus dem Geſpräche zweier derſelben, die nach Emaus giengen, deutlich hervorgeht. Was Jeſus von ſeiner Auferſtehung vorhergeſagt hatte, verſtanden ſie nicht, und konnten es nicht verſtehen, weil ſie das Vorurtheil mit den Uebrigen gemein hatten, daß der Meſſias nicht ſtirbt. Ihre Phantaſie war alſo nicht geſpannt. Die Jünger Jeſu waren auch nicht leichtgläubig, ſondern vielmehr ungläubig. Thomas

glaubte nicht eher, daß Jeſus auferſtanden iſt, als bis er ſeine Finger in die Wundmalen gelegt hatte, und als Jeſus zuletzt den Eilfen erſchien, verwies er ihnen ihren Unglauben, und ihres Herzens Härtigkeit, daß ſie denen, die ihn auferſtanden geſehen, nicht geglaubt hatten *). Zudem ſahen die Jünger den Erſtandenen nicht einmal, ſondern öfter; nicht von ferne, ſondern in der Nähe; ſie berührten ihn, aßen und tranken mit ihm; es waren deren, die ihn ſahen, fünfhundert. Unter ſolchen Umſtänden war eine Täuſchung pſychologiſch unmöglich.

Hätten aber die Jünger bloß andere täuſchen wollen, ſo hätten ſie den Leichnam ſtehlen müſſen; aber daß dieſes nicht geſchehen konnte, hatten die Juden ſelbſt geſorgt, indem ſie das Grab verſiegelten, und eine römiſche Wache hinſtellten. Zwar ließen die Prieſter das Gerücht verbreiten, daß die Jünger den Leichnam Jeſu geſtohlen haben, während die Soldaten ſchliefen; allein dieſes Vorgeben fand ſelbſt bei den Juden keinen Glauben; denn ſchon nach der erſten Predigt des Petrus wurden drei Tauſend gläubig, und empfiengen die Taufe; unter den Gläubigen befanden ſich auch viele Prieſter, die wohl wiſſen konnten, was an jenem Vorgeben war. Es klingt auch gar zu ſeltſam, daß eine Wache ſchläft, und doch weiß, was geſchieht. Die Vorſehung hatte es weislich ſo gefügt, daß die Juden eine Wache an das Grab Jeſu ſtellten; denn dadurch ſchnitten ſie ſich ſelbſt die Ausflucht ab, daß man den Leichnam geſtohlen habe, und halfen gegen ihren Willen die Wahrheit der Auferſtehung beſtätigen.

Jeſus iſt alſo wirklich von den Todten auferſtanden, und ſeine Auferſtehung iſt das Siegel auf ſeine Sendung und auf ſeine Lehre.

86.

Damit man die Wundererfolge nicht etwa einem glücklichen Zufall zuſchreiben möchte, ſagte Jeſus dieſelben größten-

*) Marc. 16, 14.

theils vorher; ſo die Heilung des Blindgebornen, die Erweckung des Lazarus u. d. g. Jeſus ſagte indeß auch andere, zum Theil ſehr entfernte Begebenheiten auf das Beſtimmteſte vorher, und ſetzte bei: „Sehet ich habe es euch vorhergeſagt, damit, wenn es geſchehen ſeyn wird, ihr daran erkennen möget, daß ich es bin.“ — Die Weiſſagungen Jeſu betreffen ſein eigenes Ende; das Schickſal ſeiner Lehre, und die Zerſtörung Jeruſalems mit allen Umſtänden, die derſelben vorangehen, ſie begleiten und ihr nachfolgen werden.

In Beziehung auf ſein eigenes Ende ſagte Jeſus vorher, daß einer ſeiner Jünger ihn verrathen, ein anderer ihn verläugnen werde; daß man ihn den Heiden (Römern) ausliefern, und an das Kreuz bringen werde; daß er am dritten Tag wieder auferſtehen werde. — Es leuchtet ein, daß man ein Prophet ſeyn muß, um ſolche Dinge vorherſagen zu können. Wenn ſich vielleicht bei der bekannten Geldgierde des Judas voraus ſehen ließ, daß er Jeſus verrathen werde, ſo war dieß doch gewiß nicht der Fall bei der Verläugnung des Petrus; dieſer Apoſtel hatte bei jeder Gelegenheit eine beſondere Anhänglichkeit an die Perſon Jeſu an den Tag gelegt, und noch kurz zuvor betheuert, daß er ihn nicht verlaſſen werde, ſelbſt wenn er mit ihm ſterben müßte. Um die Verläugnung des Petrus vorherſagen zu können, mußte Jeſus wiſſen, was Petrus ſelbſt nicht wußte. Wenn ſich menſchlicher Weiſe voraus ſehen ließ, daß Jeſus das Opfer der Partheiwuth werden würde, ſo lag doch die Art des Todes auſſer aller menſchlichen Berechnung; denn eigentlich hätte Jeſus von den Juden getödtet, und zwar entweder enthauptet, wie Jacobus, oder geſteiniget werden ſollen, wie Stephanus; daß er gekreuziget wurde, hing bloß von dem zufälligen Umſtande ab, daß die Juden denſelben als Staatsverbrecher ausſchrien, und ſeine Beſtrafung von dem römiſchen Landpfleger verlangten. Um die Auferſtehung vorherſagen zu können, hätte Jeſus nicht bloß wiſſen müſſen, daß er den Schmerzen der Kreuzigung nicht unterliegen, ſondern auch, daß man ihm die Beine nicht brechen, und ihn

nicht gleich andern Miſſethätern an der Schädelſtätte begraben werde; denn wären ihm die Beine zerſchlagen, und er an der Schädelſtätte begraben geweſen, ſo hätte ſelbſt der Scheintodte nicht mehr belebt werden können. Nun aber ließ ſich weder das Eine noch das Andere durch natürlichen Scharfſinn vorherſehen; nicht das Erſtere, weil es von der Willkühr der Soldaten; nicht das Zweite, weil es von der Willkühr des Pilatus abhieng. Es gehörte alſo mehr, als natürlicher Scharfſinn dazu, um die Auferſtehung vorherzuſagen. Indeß erfolgte alles gerade ſo, wie es Jeſus vorhergeſagt hatte, und dieſelben Jünger, die jene Weiſſagungen aus ſeinem Munde vernommen hatten, und zum Theil auch davon betroffen waren, haben uns auch die Erfüllung derſelben berichtet.

Seiner Lehre prophezeite Jeſus nach ſeinem Hingange den glücklichſten Fortgang. Nach menſchlicher Berechnung mußte die Lehre Jeſu mit ihm zu Grabe gehen. Wir wiſſen, daß das Gute, was einzelne große Männer bei ihren Lebzeiten gewirkt haben, nach ihrem Tode ein Ende genommen hat; dieſes hätte bei der Lehre Jeſu um ſo mehr der Fall ſeyn müſſen, als er wie ein Verbrecher hingerichtet worden war. Dieſes war alſo die unwahrſcheinlichſte Vorherſagung von allen. Trotz aller Unwahrſcheinlichkeit gieng ſie aber in Erfüllung; die Lehre Jeſu gieng mit ihm nicht zu Grabe, obſchon die geiſtliche und weltliche Macht zu ihrem Untergange ſich verſchworen hatte; ſie verbreitete ſich weit über die Gränzmark des römiſchen Reiches hinaus, und hat ſich bis zur Stunde erhalten.

Mit einer Thräne des Mitleides im Auge ſagte Jeſus auch das Schickſal der Stadt Jeruſalem und der jüdiſchen Nation vorher. Dieſe Weiſſagung Jeſu iſt zu merkwürdig, als daß wir ſie nicht vollſtändig anführen ſollten. Vorläufig, ſagt Jeſus, werden große Zeichen am Himmel ſeyn; falſche Propheten werden aufſtehen, und viele verführen; allenthalben werden ſich Erdbeben, Seuchen und Hungersnoth einſtellen. Sodann wird Volk gegen Volk aufſtehen; Jeruſalem wird mit einem Walle umgeben, von allen Seiten geängſti-

get, und endlich zu Boden geſtürzt werden. In der Stadt wird ein Jammer ſeyn, dergleichen vom Anbeginn der Welt nicht war, und nie ſeyn wird. Die Stadt wird dergeſtalt zerſtört werden, daß kein Stein auf dem andern bleibt; die jüdiſche Nation wird theils durch das Schwert umkommen, theils in die Gefangenſchaft geſchleppt werden. —

Hätte Jeſus nichts weiter geſagt, als daß die Juden ſich empören, aber von den Römern beſiegt werden würden; daß Jeruſalem belagert und erobert werden würde, ſo könnte das Niemand auffallen; denn um dieſes vorherſagen zu können, durfte man nur einen Blick auf den damaligen politiſchen Zuſtand von Judäa werfen. Aber Jeſus ſagt hier Dinge vorher, die theils in der Hand des Weltregenten lagen, als da ſind die Zeichen am Himmel, Erdbeben u. ſ. f.; theils von ganz zufälligen Urſachen abhiengen, wie das große Elend, und die gänzliche Zerſtörung der Stadt. Das Elend in der Stadt wurde dadurch zu einem ſo hohen Grad geſteigert, daß in derſelben mehrere Factionen waren, die ſich einander aufrieben; wären die Juden einig geweſen, ſo wären ſie wenigſtens nicht von Jenen geängſtiget worden, und hätten vielleicht die Römer zurücktreiben können. Die Zerſtörung der Stadt und des Tempels wurde bloß durch die Hartnäckigkeit der Belagerten herbeigeführt; ohne dieſe würde Jeruſalem vielleicht erobert, aber nicht zerſtört worden, und die Juden ruhig in ihrem Lande geblieben ſeyn. — Um aber künftige Naturereigniſſe, oder willkührliche Handlungen vorherſagen zu können, muß man ein Prophet ſeyn. Aber vielleicht iſt jene Weiſſagung erſt dann gemacht worden, als die Dinge bereits geſchehen waren? Nein, dieſe Weiſſagung befindet ſich gerade in jenen Büchern, die erweislich vor der Zerſtörung Jeruſalems verfaßt worden ſind. Es bleibt alſo nur noch zu beweiſen, daß die Weiſſagung erfüllt worden iſt.

Die Erfüllung laſſen wir Schriftſteller erzählen, die jene Weiſſagung nicht kannten, oder doch wenigſtens nicht beſtätigen wollten. Ueber die Zeichen am Himmel berichtet Flavius Joſephus: „Ueber der Stadt ließ ſich ein Meteor

ſehen, das einem Schwerte glich, und ein Komet erſchien ein ganzes Jahr hindurch. Kurz vor dem Ausbruche des Krieges, als das Volk zum Oſterfeſt in Jeruſalem verſammelt war, erleuchtete am Tage des Xantikus (April) morgens um drei Uhr den Altar und den Tempel ein ſolches Licht, daß es eine halbe Stunde Tag zu ſeyn ſchien. Am ein und zwanzigſten des folgenden Monats wurden vor Sonnenuntergang über der ganzen Gegend hoch in der Luft Wagen und Heerſcharen geſehen, welche die Stadt zu umringen ſchienen. Am Pfingſttage hörten die Prieſter, als ſie bei Nacht in den Tempel giengen, um den Dienſt des Feſtes zu verſehen, zuerſt Bewegung und Geräuſch; dann eine Stimme, wie von einer großen Menge: „Laſſet uns von hinnen ziehen." *) — Als dieſe Zeichen geſchahen, war Joſephus ſchon ein angeſehener Prieſter; er erzählt als Augenzeuge, was das ganze zu dem Feſte verſammelte Volk mit ihm ſah. — „Betrüger", ſagt dieſer Schriftſteller weiter, „welche ſich für göttliche Geſandte ausgaben, verblendeten das unglückliche Volk, daß ſie auf die Zeichen ihres Schickſales nicht achteten, ſondern ſie gleich Unſinnigen verachteten. **) — Im Jahre 62 erſchütterte ein fürchterliches Erdbeben Kampanien; im folgenden Macedonien und Achaia. ***) Kurz vor dem Falle von Jeruſalem waren auch große Erdbeben in Smirna, und Milet; auf den Inſeln Chios und Samos. Unter K. Claudius war eine große Theurung. ****) Im Jahre 70 den 14. April rückte Titus mit einem Heere von 60,000 Mann vor Jeruſalem und fieng deſſen förmliche Belagerung an. Er ſchloß die Stadt ringsherum mit einer Mauer ein, weil die Belagerten durch Ausfälle die Schanzen zerſtörten, und zog nicht eher wieder zurück, bis die Verwüſtung vollendet war. Während die Juden von Auſſen gedrängt wurden, rieben ſich die drei Factionen des Johannes, Eleazar und Simon

*) Bell. jud. 6, 7.

**) Bell. jud. 6, 5.

***) Seneca quaest. nat. 6, 1.

****) Sueton in Claud. 18.

von Innen auf. Die Zeloten ermordeten in Einer Nacht 85,000 Mann. Die Hungersnoth war ſchrecklich. Mütter riſſen den Kindern das Brod aus dem Munde; Maria, eine reiche Frau tödtete ihr ſäugendes Kind, und nährte ſich mit ſeinem Fleiſche. Als Titus dieſes hörte, wurde er ſo gerührt, daß er Gott zum Zeugen ſeiner Unſchuld an dieſem Elende anrief, und beſchloß, dieſe Gräuelthat in den Ruinen der Stadt zu begraben. Nachdem die Belagerung vom 14. April bis zum 8. September gedauert hatte, wurde die Stadt mit Sturm erobert, und auf Befehl des Titus bis auf den Grund zerſtört. Des Tempels wollte zwar Titus ſchonen, aber er wurde von den Soldaten gegen den Willen des Feldherrn angezündet. Titus eilte zum Löſchen herbei, aber umſonſt. Aller Reichthum des Tempels wurde geplündert, die heiligen Orte mit dem Blute der Juden gefärbt, und der ganze Tempel in Aſche gelegt. Die Römer ſtellten nun ihre Fahnen an dem Platze des Tempels auf. Nach der Einnahme der Stadt wurden Juden zu Tauſenden bei öffentlichen Schauſpielen den wilden Thieren vorgeworfen, und die Zahl der ſowohl durch Hunger, als gewaltſamer Weiſe Hingerichteten belief ſich über eine Million. Was noch am Leben geblieben war, wurde wie das Vieh verkauft, und in die Sklaverei geſchleppt. „Keine Stadt," ſagt Joſephus, „hat je ein ſolches Unglück betroffen, aber ſeit Anbeginn der Welt auch kein Menſchenalter ſo fruchtbar an Bosheit geweſen." *) —

Die Juden machten in der Folge einen Verſuch, den Tempel und den jüdiſchen Gottesdienſt wieder herzuſtellen, und K. Julian, der die Chriſten von der Nichtigkeit der Weiſſagung Jeſu überzeugen wollte, ermunterte und unterſtützte ſie. Allein es blieb bei der Weiſſagung Jeſu, und jener Verſuch diente nur dazu, um die Wahrheit derſelben in ein noch helleres Licht zu ſetzen. Der angefangene Bau wurde durch heftige Erdbeben, und Ausbrüche eines unterirdiſchen Feuers, wobei alle Arbeiter um das Leben kamen,

*) Bell. jud. 6, 2.

vereitelt. So erzählt Ammianus Marcellinus, ein Zeitgenoſſe und Freund des K. Julian. *)

Demnach hat Jeſus die Wahrheit ſeiner Ausſage auch durch eine Reihe von Weiſſagungen beſtätiget, die beſonders für uns ſpäter Lebende, die wir ſeine Wunder nicht geſehen haben, von großer Wichtigkeit ſind.

87.

Die chriſtliche Religion iſt alſo göttlich; Jeſus bezeugt, daß er ſie von Gott erhalten habe, und dieſes ſein Zeugniß verdient allen Glauben. Es läßt ſich auch nicht wohl einſehen, wie Jeſus zu ſeiner Lehre gekommen iſt, wenn er ſie nicht von Gott erhalten hat. Die Lehre Jeſu iſt originel; er kann alſo nicht von den Juden, viel weniger von den Heiden geborgt haben. Er kann ſie auch nicht aus ſich ſelbſt geſchöpft haben; denn er wurde nicht durch die Umſtände begünſtiget, und wenn ſich mit vorzüglichen Geiſtesgaben nicht auch günſtige Umſtände vereinigen, ſo bringt es der beſte Kopf nicht über die Mittelmäßigkeit. Jeſus war unter einem Volke, das nie im Rufe der Gelehrſamkeit ſtand, zu einer Zeit, da der religiöſe Zuſtand dieſes Landes eben ſo traurig als der politiſche war, und von einer armen Mutter geboren, die weder ſelbſt Gelehrſamkeit beſaß, noch auch die Mittel hatte, ihrem Sohne eine gelehrte Bildung geben zu laſſen. Als Kind kam Jeſus nach Aegypten, und als Kind kam er nach Judäa zurück. Wenn alſo auch beſſere Weisheit in Aegypten zu finden war, ſo konnte doch Jeſus nicht in dieſelbe eingeweiht werden. Nachher lebte er in Nazareth, einem Städtchen, das ſelbſt bei den Juden in ſchlechtem Rufe ſtand. Daher war, als er öffentlich auftrat, jederman erſtaunt, und fragte, woher er ſeine Weisheit habe, da er nie gelehrte Schulen beſucht hat. Wie ganz anders waren die Umſtände, unter denen Sokrates auftrat? Sein Vaterland war Athen, wo Künſte und Wiſſenſchaften blühten; er

*) Lib. XXIII, cap. 1.

gieng frühe von der Bildhauerkunſt zur Ausbildung des Geiſtes über, las frühe alte und neue Dichter; und hörte begierig den Unterricht der Weiſen. — Wie konnte nun der obſcure Nazaräer ſich zum Weltlehrer bilden? wie aus ſich das ſo herrliche Gegenſtück zu den damaligen Religionen liefern?

88.

Bei ſo vielen und ſo einleuchtenden Beweiſen, daß Jeſus nur einen moraliſchen Zweck hatte, ſollte man wohl nicht erwarten, daß man ihm andere, zum Theil unedle Zwecke unterlegt; und doch iſt dieſes geſchehen, und geſchieht gerade jetzt häufiger, als je. Der Eine macht aus Jeſus einen politiſchen, der Andere einen religiöſen Schwärmer; ein Dritter erblickt in ihm das Haupt einer politiſchen Secte. Der Zweck Jeſu war indeß nicht politiſch; denn er that nichts, um die Königwürde zu erlangen, obſchon ihm die Spannung der Juden, und der Ruf ſeiner Wunder dazu Gelegenheit gaben; vielmehr entzog er ſich dem Volke, als es ihn zum König machen wollte. Entſcheidend iſt ſeine Erklärung vor dem Richterſtuhl des Pilatus: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. Wäre mein Reich von dieſer Welt, ſo würden wohl meine Diener kämpfen, damit ich den Juden nicht überliefert werde“ *). Daß Jeſus ſeinen politiſchen Plan bei ſeinem feyerlichen Einzug in Jeruſalem habe ausführen wollen, aber ergriffen, und als Aufrührer gekreuziget worden ſey, iſt erweislich falſch. Die Römer ſahen bei jenem Einzuge ruhig zu, und Jeſus lehrte nachher noch einige Tage im Tempel. Jetzt wurde er freilich ergriffen, aber nicht von den Römern, ſondern von den Juden, deren König er doch werden ſollte.

Die Reden und Handlungen Jeſu ſind nicht die eines Schwärmers; aus beiden leuchtet ein ruhiger und heiterer Geiſt hervor; Jeſus weiß, was er will, und ſpricht ſich dar-

*) Joh. 18, 36.

über oft und deutlich aus; er arbeitet mit immer gleichem Eifer an dem großen Werk der moraliſchen Reformation, und geht, da der Tod nicht zu vermeiden iſt, demſelben mit Ruhe entgegen.

Hätte Jeſus die Abſicht gehabt, als Haupt einer philoſophiſchen Secte zu glänzen, ſo würde er ſich andere Schüler gewählt haben. Er wendete ſich aber zunächſt an die gemeine Klaſſe der Menſchen und lehrte nichts, was nicht alle angieng. „Ich habe öffentlich geredet vor aller Welt,“ ſagte er zu dem Hohenprieſter, der ihn über ſeine Jünger und ſeine Lehre fragte. „Ich habe allezeit gelehrt in den Synagogen oder in dem Tempel, wo alle Juden zuſammenkommen, heimlich habe ich nichts geredet. Warum frägſt du mich? Frage die, welche gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe. Sieh! dieſe wiſſen, was ich geredet habe“ *).

89.

Iſt die chriſtliche Religion wirklich göttlich, ſo werden Spuren davon auch in der Geſchichte derſelben zu finden ſeyn. Alſo jetzt eine kurze Geſchichte der chriſtlichen Religion. Dieſe Religion fand eben da, wo der Stifter derſelben gekreuziget worden war, die erſten Anhänger; in Jeruſalem nahmen ſchon fünfzig Tage nach der Kreuzigung Jeſu erſt 3000, und bald darauf wieder 2000 Menſchen deſſen Lehre an, und ließen ſich auf dieſelbe taufen. Ueberhaupt vermehrte ſich die Zahl der Jünger ſehr in Jeruſalem. Auch eine große Menge Prieſter wurde dem Glauben gehorſam **). Eine Verfolgung der Chriſten, die in Jeruſalem ausbrach, wurde die Veranlaſſung, daß die Lehre Jeſu auch im übrigen Judäa und ſelbſt in Samaria verbreitet wurde. Zur Zeit, als Petrus ſeinen erſten Brief ſchrieb, gab es ſchon Chriſten in Pontus, in Galatien, Kappadozien und Bythinien. Bald traten auch Heiden zur chriſtlichen Religion über; Cornelius, ein römi-

*) Joh. 18, 20.
**) Act. 6, 7.

ſcher Centurio, machte den Anfang. Paulus richtet an mehrere Chriſtengemeinden Briefe, und ſagt in einem derſelben, daß das Evangelium in der ganzen Welt Frucht bringe *). Nach dem Zeugniß des Tacitus fand die chriſtliche Religion den Weg auch nach Rom, und es befanden ſich daſelbſt viele Chriſten. Leute jeden Standes, Alters und Geſchlechtes wandten ſich dem Chriſtenthume zu, und es gieng damit ſo raſch, daß ein chriſtlicher Apologet den Römern ſagen dürfte: „Wir ſind erſt von geſtern her, und haben bereits alles in euerm Reiche eingenommen, Städte, Inſeln, Burgen, Flecken, Rathſtuben, Pallaſt, Senat, Forum.“

Dieſe ſchnelle und weite Verbreitung der chriſtlichen Religion läßt ſich nicht natürlich erklären. Die Menſchen gehen überhaupt ſchon ſchwer daran, eine neue Religion anzunehmen; enthält aber die neue Lehre noch ſo manches Unbegreifliche für den Verſtand, und fodert ſie auch noch eine gänzliche Umänderung des Herzens, wie dieß der Fall bei der Lehre Jeſu iſt, ſo werden ſie ſich um ſo weniger entſchließen, dieſelbe gegen die Religion ihrer Väter zu vertauſchen. Wenn wir auch zugeben wollen, daß die innere Güte der chriſtlichen Lehre manchen angeſprochen hat, ſo läßt ſich die Ausbreitung derſelben um nichts beſſer begreifen; denn in der Regel loben die Menſchen das Gute, und bewundern es wohl auch, bleiben aber bei dem Schlechtern. Die Sorge für die Armen war nur eine Folge der Bekehrung zum Chriſtenthume, und um Arme unterſtützen zu können, mußte es auch reiche Chriſten geben. Die Strenge der erſten Chriſten war im Allgemeinen mehr abſchreckend, als einladend. Dann aber konnte man die chriſtliche Religion nicht annehmen, ohne ſich wenigſtens der Gefahr auszuſetzen, Vermögen, Freiheit, Leben, kurz alles zu verlieren. Der Ausbreitung des Chriſtenthumes ſtanden alſo innere und äußere Hinderniſſe in dem Wege, und um dieſe überwinden zu können,

*) Col. 1, 6.

mußten Wunder geſchehen, und ſind auch wirklich geſchehen, wie wir gleich ſehen werden.

90.

Jeſus hat, um ſeine Jünger als göttliche Geſandte zu beglaubigen, die Gewalt Wunder zu thun, auch dieſen gegeben *). Die Jünger Jeſu lernten alſo die Wunderkraft aus eigener Erfahrung kennen, und können ſich um ſo weniger in ihrem Urtheile über die Wunder Jeſu geirrt haben. Daß nun die Jünger Jeſu überhaupt Wunder gethan haben, beweiſen dieſe und ähnliche Stellen: „Sie aber giengen hin, und predigten, und der Herr wirkte mit ihnen, und beſtätigte ihre Lehre durch darauf folgende Zeichen“ **). Es bleibt uns alſo nur zu zeigen übrig, welche Wunder die Jünger Jeſu gewirkt haben, um ihrer Lehre Eingang zu verſchaffen.

Das erſte Wunder zur Verbreitung der chriſtlichen Religion geſchah an den Jüngern ſelbſt. Am Pfingſttage, da ſie eben bei dem Gebethe verſammelt waren, entſtand plötzlich ein gewaltiges Geräuſch von oben herab, ähnlich dem Toſen eines heftigen Sturmwindes, das Haus in welchem die Jünger verſammelt waren, ward erſchüttert, und Feuerflämmchen in Geſtalt von Zungen zeigten ſich über den Häuptern der Jünger. Hierauf ließen ſich die Jünger in verſchiedenen Sprachen vernehmen, und ſprachen mit Begeiſterung von dem Gekreuzigten. Daß die Apoſtel nicht nach Art der Schwärmer einige unverſtändliche Töne von ſich gegeben haben, beweiſt ſchon der Umſtand, daß die in Jeruſalem anweſenden Juden aus fremden Ländern dieſelben verſtanden, und laut ihre Verwunderung darüber ausdrückten. Aus eben dieſem Grunde kann man nicht annehmen, daß das Ganze nur ein Vorgang im Innern der Jünger war. Es war der heilige Geiſt, der am Pfingſttage auf die Jünger Jeſu herabkam, und jene Wirkungen hervorbrachte. Schon zur Zeit,

---

*) Matth. 10, 1.
**) Marc. 16, 20.

Digitized by Google

da Jeſus noch unter ihnen war, hatte er, um ſie zu tröſten, verſprechen, ihnen den heiligen Geiſt zu ſenden, der bei ihnen bleiben und ſie alles lehren ſollte, was ſie bis dahin nicht hatten ertragen können. Als Jeſus hierauf in den Himmel fuhr, gab er ſeinen Jüngern unter andern Aufträgen auch den, daß ſie ſich von Jeruſalem nicht entfernen, ſondern den verſprochenen heiligen Geiſt erwarten ſollten. Die Ankunft des heiligen Geiſtes war der beſte Beweis, daß Jeſus wirklich in den Himmel gefahren iſt, und ſein Werk auf Erden fortſetze, wie er es verſprochen hatte; dadurch mußten ſeine Jünger in ihrem Glauben an ihn nicht wenig beſtärkt werden. Außerdem war jene Ankunft eine feyerliche Legitimation für die göttliche Sendung der Jünger.

Nach einiger Zeit wurde Petrus in den Kerker geworfen, und ſollte, wie Jakobus, hingerichtet werden; aber gerade in der Nacht zuvor, als die Hinrichtung erfolgen ſollte, wurde er aus dem Kerker befreit; laut der Apoſtelgeſchichte gieng es dabei ſo zu. Der Kerker ward plötzlich erleuchtet; Jemand ſtieß den Petrus, der zwiſchen zwei Soldaten ſchlief, befahl ihm, ſich anzukleiden, und ihm zu folgen; die Thüren öffneten ſich von ſelbſt. Petrus hielt anfangs die Sache für einen Traum; als er aber auf der Straße war, und ſich allein befand, da erkannte er, daß Gott einen Engel geſendet, und ihn aus den Händen des Herodes befreit hat. Man ſagt zwar, der vermeintliche Engel ſey der Kerkermeiſter geweſen, der den Chriſten geneigt war, und die Kerkerthüren geöffnet hat; allein Petrus wurde von 16 Soldaten bewacht, und war an zwei derſelben angeſchmiedet. Ohne Einverſtändniß der Wache konnte alſo der Kerkermeiſter den Petrus nicht befreien, wenn er auch gewollt hätte; die Wache aber konnte ſich zur Befreiung des Petrus nicht verſtehen, ohne ſich ſelbſt die Todesſtrafe zuzuziehen. Uebrigens wußte Petrus nichts davon, daß der Kerkermeiſter ſein Freund iſt; ſonſt würde ihm ſeine Befreiung nicht als ein Traum vorgekommen ſeyn; auch die übrigen Chriſten in Jeruſalem wußten nichts davon; ſie betheten zwar ohne Unterlaß für den Petrus; erwarteten aber ſeine

Befreiung ſo wenig, daß ſie, als Petrus an der Thüre klopfte, glaubten, es ſey der Geiſt des Petrus.

Paulus, früher Saulus genannt, war ein abgeſagter Feind der Chriſten, und ein eifriger Verfolger. Eines Tages, als er nach Damaskus gehen wollte, um die dortigen Chriſten gefangen zu nehmen, und nach Jeruſalem zu führen, damit ſie beſtraft würden, umſtrahlte ihn auf dem Wege plötzlich ein ſolches Licht, daß er erblindete, und an der Hand geführt werden mußte; zugleich hörte er eine Stimme des Inhaltes: Saulus, Saulus! warum verfolgſt du mich u. ſ. f. Wären Saulus und ſeine Begleiter auf dem Wege von einem Gewitter überfallen worden, ſo hätte die Wirkung natürlich bei allen gleich ſeyn müſſen; da aber nur Saulus erblindete, und allein die Stimme hörte, die ſo deutlich war, daß er noch nach Jahren die Sprache und den Inhalt anzugeben wußte; da er allein zum Chriſtenthum bekehrt wurde, ſo kann jene Erſcheinung nur dem Saulus gegolten haben, und darf darum nicht in die Klaſſe gewöhnlicher Naturereigniſſe geſetzt werden. Paulus ſelbſt ſchreibt ſeine Bekehrung einem Wunder zu: „Ich war der himmliſchen Erſcheinung nicht ungehorſam“ *). Was hätte auch in Saulus dieſe plötzliche Aenderung bewirken können? Ehrgeiz? Dieſen hätte er beſſer befriedigen können, wenn er Jude geblieben, und fortgefahren wäre, die Chriſten zu verfolgen; zeitlicher Vortheil? Der Chriſt konnte damals nur verlieren, nichts gewinnen, zeitlicher Vortheil ließ ſich nur von den Juden erwarten. Ruhige Ueberlegung? Allein Saulus wurde in einem Augenblicke bekehrt, als er Wuth und Mord gegen die Chriſten ſchnaubte; hier hatte keine ruhige Ueberlegung Platz. Saulus konnte nur durch ein Wunder bekehrt werden.

Die Befreiung des Petrus und die Bekehrung des Saulus trugen nicht wenig bei zur Ausbreitung der chriſtlichen Religion; denn je mehr dieſe Vorfälle bekannt wurden, deſto mehr wurde die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Apoſtel und ihre

*) Act. 26, 19.

Lehre gerichtet. Indeß haben dieſe ſelbſt auch Wunder verrichtet, von denen die Heilung des vierzigjährigen Lahmen, des kranken Aeneas, und die Erweckung der Wittwe Tabitha die merkwürdigſten ſind. Das Wunder, das Petrus an dem Lahmen verrichtete, war notoriſch, was ſelbſt die Phariſäer nicht läugneten. Der Mann ſaß täglich an der Tempelthür, und bettelte, Jedermann hatte ſich alſo überzeugen können, daß er lahm iſt. Die Heilung geſchah in Gegenwart vieler Menſchen, die eben zu dem Tempel hinaufgiengen; Philoſophie gehörte eben auch nicht viel dazu, um einzuſehen, daß die Heilung eines von Geburt aus Lahmen durch ein bloßes Wort ein Wunder ſey. Dieſes Wunder machte, wie billig großes Aufſehen, und die Folge war, daß ſich neuerdings zwei tauſend Menſchen taufen ließen. Auch einige Furcht erregende Wunder ließ Gott durch die Apoſtel, oder vielmehr zu Gunſten der Apoſtel geſchehen; dahin gehören der plötzliche Tod des Annanias und ſeines Weibes, und die augenblickliche Erblindung des Barjeſu. Bei dieſen beiden Wundern fällt auch die Zuverſicht auf, womit die Apoſtel den Erfolg vorherverkündigten; dieſes würde ſie zu Wundern machen, wenn es übrigens auch natürlich zugegangen wäre. Womit hätten die Apoſtel auch überzeugen ſollen, da Jeſus ſeine Wahl nicht nach der Größe des Talentes, des Anſehens oder des Reichthumes getroffen, ſondern Leute von niederm Stande und ohne wiſſenſchaftliche Bildung zu ſeinen Jüngern gewählt hat? Sehr ſchön ſagt der hl. Auguſtin: „Drei Dinge ſind unglaublich, die indeß wirklich geſchehen ſind. Unglaublich iſt es, daß Chriſtus im Fleiſche auferſtanden, und mit dem Fleiſche in den Himmel gefahren iſt; unglaublich iſt es, daß die Welt eine ſo unglaubliche Sache doch geglaubt hat; unglaublich iſt es, daß etliche gemeine, niedrige und unſtudirte Menſchen eine ſo unglaubliche Sache die Welt, und in dieſer auch gelehrte Leute glauben machen konnten. Das Erſte von dieſen drei unglaublichen Dingen wollen jene, mit denen wir es zu thun haben, nicht glauben; das Zweite müſſen ſie ſogar ſehen; woher aber dieſes kömmt, wiſſen ſie nicht zu ſagen,

wenn ſie das Dritte nicht glauben. Die Beweiſe für jene Dinge waren Wunder, nicht Worte. Diejenigen nämlich, die es ſelbſt nicht geſehen hatten, daß Chriſtus leibhaftig auferſtanden, und in den Himmel gefahren iſt, glaubten es denen, die da ſagten, daß ſie es geſehen haben; aber es nicht bloß ſagten, ſondern auch Wunder verrichteten. Glauben ſie auch dieſes nicht, daß jene Wunder durch die Apoſtel Chriſti gewirkt worden ſind, damit man ihnen glauben möchte, ſo genügt uns dieſes Eine große Wunder, daß die Welt ohne alle Wunder geglaubt hat. *)

91.

Die Wundergabe iſt mit den Apoſteln nicht ausgeſtorben, ſondern hat ſo lange fortgedauert, bis die chriſtliche Religion ausgebreitet und befeſtiget war. Jeſus hat jene Gabe nicht bloß den Apoſteln, ſondern überhaupt allen verheiſſen, die an ihn glauben würden: „Bei denen die da glauben, werden dieſe Zeichen folgen: in meinem Namen werden ſie Teufel austreiben, neue Sprachen werden ſie reden; Schlangen werden ſie aufheben, und wenn ſie etwas Tödtliches trinken, wird es ihnen nicht ſchaden; Kranken werden ſie die Hände auflegen; und ſie werden geſund werden.“ **) Daß die erſten Chriſten die Gabe der Sprachen beſaßen, erſehen wir aus den Briefen des Apoſtel Paulus; da heißt es: „Wenn einer in einer fremden Sprache reden will, ſo ſoll dieſes nur zu zwei oder höchſtens drei geſchehen, und der Reihe nach, und einer ſoll es auslegen. Iſt aber keiner da, der es auslegen kann, ſo ſchweige ein ſolcher in der Gemeinde, und rede für ſich und Gott.“ ***) — Dieſe Stelle beweiſt erſtens, daß es wirklich fremde Sprachen waren, was die Apoſtel und die erſten Chriſten redeten; wozu ſonſt einen Ausleger? Dann aber, daß die fremden Sprachen verſtänd-

*) De civitat. Dei lib. XXII.

**) Marc. 16, 17.

***) 1 Cor. 14. 27.

liche Laute waren; ſonſt wären ſie ja keiner Auslegung fähig geweſen. — Die erſten Chriſten haben auch noch andere Wunder verrichtet; folgende Zeugniſſe mögen dieſes beſtätigen: „Die ächten Jünger Jeſu erhalten von ihm die Gnade, und verrichten in ſeinem Namen Wunder zum Beſten der übrigen Menſchen, ſo wie ein jeder die Gabe dazu erhalten hat. Einige treiben mit Erfolg Teufel aus, ſo daß die Leute, die auf dieſe Weiſe frei geworden ſind, von den unreinen Geiſtern, ſelbſt gläubig werden, und ſich in der Kirche befinden. Andere aber ſehen in die Zukunft, haben Geſichte und ſprechen Weiſſagungen aus. Wieder andere heilen durch Auflegung der Hände ſolche, die an irgend einer Krankheit darnieder liegen, und machen ſie geſund. Selbſt Todte ſind ſchon aufgeſtanden, und haben noch viele Jahre unter uns gelebt. *) Wir können eine zahlloſe Menge ſowohl von Griechen als Barbaren aufweiſen, die an Chriſtus glauben. Von dieſen heilen einige zum Beweiſe, daß ſie mittels des Glaubens die Kraft erhalten haben, Kranke auf eine wunderbare Weiſe, indem ſie über dieſelben den Namen Gottes und Jeſu anrufen. Wir haben ſelbſt vor unſern Augen viele, die auf dieſe Weiſe von ſchweren Uebeln, als Wahnſinn u. d. g. befreit worden ſind.“ **) Die chriſtliche Religion iſt alſo nicht bloß durch Wunder in die Welt eingeführt, ſondern auch durch Wunder in derſelben verbreitet worden, und dieſes iſt ein neuer Beweis, daß dieſe Religion göttlich iſt; denn je mehrere Wunder für dieſelbe geſchehen ſind, deſto glaubwürdiger iſt es, daß der Stifter derſelben von Gott geſendet iſt; um ſo weniger iſt zu fürchten, daß die Wunder Jeſu nur auf einer irrigen Vorſtellung ſeiner Jünger beruhen. —

92.

Iſt die chriſtliche Religion wirklich göttlich, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie auch wohlthätige Wirkungen hervor-

*) Irenaeus adv. haeres. lib. II.

**) Origines contra Celsum lib. III.

brachte; jeder gute Baum bringt auch gute Früchte. Wir wollen nun jene Religion von Seite ihres wohlthätigen Einflußes ſowohl auf die Menſchheit überhaupt, als auf die Staaten insbeſondere betrachten. Vorläufig aber bemerken wir, daß man die wohlthätigen Wirkungen der chriſtlichen Religion nicht ſo faſt in der Geſchichte, als im Kreiſe des Volkes und der ſtillen Familie ſuchen müſſe: hier findet man Millionen von weiſen, guten und glücklichen Menſchen, deren Name in keinem Buche ſteht.

Die chriſtliche Religion hat erſtens die Abgötterei verdrängt; dagegen den Glauben an den Einen wahren Gott, an ſeine moraliſche Weltregierung, und an die Unſterblichkeit der Seele allgemein verbreitet; dadurch hat ſie ſich ein weſentliches Verdienſt um die Aufklärung erworben; denn ſie hat dem Menſchengeſchlechte alle jene traurigen Abwege erſpart, auf welche die Abgötterei, der Fatalismus und Materialismus führen. Die chriſtliche Religion hat überdieß die groben Laſter verdrängt, dergleichen ſind Grauſamkeit, Eigennutz, Stolz, Härte gegen Arme und Unglückliche, viehiſche Wohlluſt u. d. g., und hat die Menſchen nicht ſo faſt groß in den Augen der Welt, als gut vor Gott gemacht. Die Menſchheit befindet ſich auch ungleich beſſer bei den ſanften Tugenden der Demuth, des Mitleides, der Verſöhnlichkeit u. ſ. f., als bei den glänzenden Heldentugenden, die nur zu gewiſſen Zeiten und unter gewiſſen Umſtänden ſtattfinden, und Glück durch Unglück befördern. Indeß laſſen ſich mit der chriſtlichen Religion auch die Heldentugenden gar wohl vereinigen, und dieſelbe hat mehr, als Einen Regulus aufzuweiſen. Die oben angeführten Laſter finden ſich mehr oder weniger noch jetzt bei allen nicht-chriſtlichen Völkern, und dieſes iſt der beſte Beweis, daß ſie durch die chriſtliche Religion verdrängt worden ſind. Sittliche Veredelung iſt alſo das Zweite, was die Menſchheit der chriſtlichen Religion zu verdanken hat. Endlich gehört es auch noch zu den Wundern der chriſtlichen Religion, daß ſie den Menſchen mit ſich ſelbſt verſöhnt, und mit Troſt und Freude

erfüllt, worin die Glückſeligkeit in dieſem Leben eigentlich beſteht.

Ueberhaupt iſt die chriſtliche Religion das Princip der Ordnung; ſie unterwirft den ſinnlichen Menſchen dem geiſtigen, dem geiſtigen Gott, dem Herrn der Geiſter; dadurch ſtellt ſie zunächſt die Ordnung in dem Gemüthe des einzelnen Menſchen her. Von nun an tritt reine Geſinnung an die Stelle des Egoismus, heiliger Lebenswandel an die Stelle der Sünde; der Chriſt iſt zwar noch im Fleiſche, lebt aber nicht nach dem Fleiſche; er wohnt auf Erden, hat aber ſeine Gedanken im Himmel; jedes fremde Land iſt ſeine Heimath, jede Heimath aber fremdes Land; er gehorcht den beſtehenden Geſetzen, iſt aber durch ſeinen Wandel über alle Geſetze hinaus.

Obſchon es nicht in der Abſicht Jeſu lag, Staaten zu reformiren, ſo erhielten doch auch dieſe durch die chriſtliche Religion eine beſſere Geſtalt, ſo daß chriſtliche Staaten vor den nicht-chriſtlichen einen großen Vorzug haben. Die Religion iſt überhaupt die beſte Stütze der Staaten; darüber ſind alle vernünftige Menſchen einig. Die Religion füllt die Lücken der Geſetzgebung aus, und erhält die politiſche Einheit, die durch den eiſernen Arm der politiſchen Macht nur nothdürftig erzwungen, und kaum erhalten werden kann. Dieſes gilt noch vielmehr von der chriſtlichen Religion, dieſe ſichert die öffentliche Autorität durch die Majeſtät Gottes, von der ſie ein Ausfluß iſt, in den Gemüthern der Unterthanen, und kömmt der Ohnmacht der Staatsgeſetze durch die Fülle einer Gemüthsſtimmung, die ſich ſelbſt Geſetz iſt, zu Hilfe. Die chriſtliche Religion beherrſcht jenen Trieb, der unter allen am ſchwerſten zu bändigen iſt, nämlich den Geſchlechtstrieb, und befördert auf dieſe Weiſe das Wohl der Familien; wenn Jeſus nichts weiter gethan hätte, als daß er die vage Wohlluſt, dieſen feindſeligen Dämon des menſchlichen Geſchlechtes verbannt, und die Ehe auf ihre urſprüngliche Würde zurückgeführt hätte, ſo wäre ſein Verdienſt um den Staat ſchon unendlich groß; denn in dem Maße, als

das Familienleben geregelt iſt, wird auch das bürgerliche geregelt ſeyn, das ſich aus jenem entwickelt. Endlich treibt die chriſtliche Religion alle Glieder des Staates zur treuen Erfüllung ihrer Pflichten an, und befördert den Patriotismus; ſie etablirt ein öffentliches Gewiſſen in den Handlungen der Großen, und führt bei aller Ungleichheit des Standes, des Vermögens und der Ehre wahre Gleichheit der Bürger ein. —

Mit Recht ſagt der heilige Auguſtin: „Diejenigen, die da ſagen, die chriſtliche Religion ſey eine Feindin des Staates, mögen uns ein Heer geben, wie jene Religion die Soldaten haben will; ſie mögen uns ſolche Beamte, ſolche Gatten, ſolche Eltern, ſolche Kinder, ſolche Herren, ſolche Knechte, ſolche Könige, ſolche Richter geben, wie ſie nach der Lehre Chriſti beſchaffen ſeyn ſollen; dann mögen ſie es noch wagen, die chriſtliche Religion eine Feindin des Staates zu nennen, oder noch länger Anſtand nehmen, zu geſtehen, daß es ein großes Glück für den Staat iſt, wenn ſeine Bürger Chriſten ſind. —

Man denke ſich einen Staat, deſſen Fürſt mit dem Ernſte und der Milde Gottes regiert, deſſen Bürger den Geſetzen um Gottes willen gehorchen, gute Gatten und Eltern ſind; deſſen Jugend gehorſam und ſittſam iſt; deſſen Beamte gewiſſenhaft, deſſen Soldaten Helden aus höhern Motiven ſind. — Welch ein glücklicher Staat! Und das iſt beiläufig das Bild eines chriſtlichen Staates. Man vergleiche mit dieſem Bilde den nächſten beſten Staat, der entweder nie chriſtlich war, oder es wenigſtens jetzt nicht mehr iſt, z. B. die Berberei. Dieſes Land, das einen Tertullian, einen Cyprian, einen Auguſtin und andere große Männer hervorbrachte, befindet ſich ſchon ſeit Jahrhunderten in dem traurigſten Zuſtande; Deſpoten herrſchen mit unumſchränkter Willkühr; da iſt kein Geſetz, keine Sicherheit des Eigenthumes und des Lebens. Die Bewohner ſind wilde Beduinen, die nur rauben und morden, das weibliche Geſchlecht auf eine entehrende Weiſe behandeln, die Eltern, wenn ſie alt und ſchwach gewor-

den ſind, tödten und faſt ohne Begriff von ſittlicher Ordnung dahin leben.

Wohin ein Staat kömmt, der das Chriſtenthum von ſich ſtoßt, hat in neuerer Zeit auch Frankreich bewieſen. Nachdem man in dieſem Lande lange genug die chriſtliche Religion und ihre Diener lächerlich gemacht, und die Achtung gegen dieſelbe bei Großen und Kleinen vernichtet, oder wenigſtens ſehr geſchwächt hatte, brach eine Revolution aus, die an Grauſamkeit und Barbarei die blutigſten Epochen der römiſchen Geſchichte, und an Abgeſchmacktheit alles übertrifft, was der düſterſte Fanatismus je zu Tag gefördert hat; es ſchien, als wollte ſich die menſchliche Geſellſchaft auflöſen. Etliche Ruchloſe riſſen die Gewalt an ſich und ſchalteten mit dem Vermögen, der Freiheit und dem Leben der Uebrigen nach Gefallen; das Blut floß in Strömen; um dieſen Tyrannen zu mißfallen, war es ſchon genug, daß man Vermögen beſaß oder irgend ein Zeichen von Chriſtenthum gab; Gott wurde öffentlich verläugnet, und die Vernunft in der Perſon einer frechen Dirne auf den Altar geſetzt; der Republikanismus galt als das Surrogat aller Tugenden. — Frankreich hätte in kurzer Zeit eine Wüſte werden müſſen, wenn die Vorſehung dieſen Gräueln nicht ein Ziel geſetzt, und die chriſtliche Religion wieder zurückgeführt hätte. Es iſt ein Unglück, daß die Menſchen das Gute erſt dann zu ſchätzen wiſſen, wenn ſie es verloren haben, und ſich durch fremden Schaden nicht belehren laſſen; ſonſt würde ein Blick auf Frankreich hinreichend ſeyn, ſie zu überzeugen, daß auch für die Staaten nur Heil im Chriſtenthume iſt. —

Die Idee von dem ewigen Frieden hat ſchon manchen denkenden Kopf beſchäftiget. Dieſe Idee iſt in dem Evangelium längſt niedergelegt; der Krieg wird immer durch Leidenſchaft angefacht; man will entweder erobern, oder eine vermeintliche Beleidigung rächen. Nun aber gebiethet die chriſtliche Religion allen Leidenſchaften Stillſchweigen; der Chriſt darf es ſich nach fremden Gute nicht einmal gelüſten laſſen, und wenn er beleidiget worden iſt, ſo darf er ſich nicht

rächen, ſondern muß vielmehr das Böſe mit Gutem vergelten. In chriſtlichen Staaten kann es alſo gar nie zum Krieg kommen, und die Idee von dem ewigen Frieden, die in der Philoſophie zur Zeit noch ein Problem iſt, hat ſich in chriſtlichen Staaten längſt verwirklichet.

Die chriſtliche Religion würde auch den unſeligen Freiheitsſchwindel und die letzten Reſte entheiligter Autorität von der Erde vertilgen, wenn ihr Einfluß auf die Weltgeſchäfte allgemein herrſchend würde. Gehen wir auf den Grund zurück, warum auch in chriſtlichen Ländern von Zeit zu Zeit Revolutionen ausbrechen, ſo finden wir, daß man in dieſen Ländern den Einfluß der chriſtlichen Religion zerſtört hat; der Verfall der bürgerlichen Ordnung iſt alſo nur die Folge des Abfalles von der chriſtlichen Religion, und ein Land, das revolutionirt wird, iſt ſchon vorher dechriſtianiſirt worden. Darum können jene, die Staaten zu regieren haben, nie zu viel für die Erhaltung und Beförderung des Chriſtenthumes thun. —

93.

Wenn wir Jeſus glauben, ſo hat es bei der chriſtlichen Religion ſein Verbleiben: „Es wird dieſes Evangelium vom Reiche, ſagt er, in der ganzen Welt allen Völkern zum Zeugniß verkündiget werden; dann erſt wird das Ende kommen.“ *) Seine Jünger verſichert er, daß er bei ihnen ſeyn werde bis an das Ende der Welt. **) Wir dürfen alſo nicht erwarten, daß nach der chriſtlichen Religion noch eine andere komme, wie dieſe auf die Moſaiſche, und die Moſaiſche auf die Patriarchaliſche gekommen iſt. Die chriſtliche Religion hat ſich auch unter allen politiſchen, literariſchen und moraliſchen Revolutionen erhalten. Dieſe Fortdauer durch eine Reihe von 1800 Jahren ſticht in der That ſonderbar ab gegen die Wandelbarkeit aller übrigen Dinge, und berechtiget uns zu der Erwartung, daß

*) Matth. 24, 14.

**) Matth. 28, 20.

jene Religion auch die übrige Zeit noch dauern werde, die Chriſtus feſtgeſetzt hat.

Daraus, daß es bei der chriſtlichen Religion ſein Verbleiben hat, folgt indeß nicht, daß ſie immer da bleiben müſſe, wo ſie einmal war. Die Geſchichte zeigt uns, daß ſie von einem Lande zum andern wandert; ſie iſt von Aſien ausgegangen, und hat bereits den Weg nach der neuen Welt gefunden; wenn ſie ein Volk von ſich ſtieß, ſo nahm ſie ein anderes mit Freuden auf. So wird alſo die chriſtliche Religion zwar immer in der Welt, aber an kein gewiſſes Land und an kein gewiſſes Volk gebunden ſeyn. Wird aber ein Volk wie immer um die chriſtliche Religion gebracht, ſo iſt es auch um ſeine Aufklärung, Tugend und Glückſeligkeit geſchehen, und es fällt in kurzer Zeit wieder in jenen traurigen Zuſtand zurück, in dem wir die Welt vor Chriſtus finden; den Beweis dafür liefern zwei Welttheile. Die chriſtliche Religion kann durch nichts erſetzt werden; nicht durch eine andere Religion; denn in keiner andern ſind Wahrheit, Tugend und Glückſeligkeit ſo zuſammengefaßt, wie in der chriſtlichen; keine andere entſpricht allen Bedürfniſſen des menſchlichen Geſchlechtes ſo, wie die chriſtliche. — Dieſe Religion iſt auch nicht zu erſetzen durch die Vernunft; dieſe bringt es, ſich ſelbſt überlaſſen, in Sachen der Religion nicht weit; wir ſehen dieſes an allen zur Zeit nicht chriſtlichen Völkern; ſie erreichen immer nur einen gewiſſen Grad der Entwicklung ihrer Kräfte; dann welken ſie, und ſterben ab, um nicht wieder aufzuſtehen. Wenn aber auch der Vernunft in den nächſten drei Tagen oder Jahren gelingen ſollte, was ihr ſeit Jahrtauſenden nicht gelungen iſt, nämlich alle Lehren des poſitiven Chriſtenthumes in Ideen umzuſetzen, ſo könnte ſie doch ohne den Glauben an eine höhere Offenbarung jenen Ideen nie allgemein Eingang in die Gemüther der Völker, oder doch nicht eine bleibende Herberg in denſelben verſchaffen. Am allerwenigſten aber iſt die chriſtliche Religion durch die Politik zu erſetzen; denn welchen Einfluß man auch immer einer ſorgfältigen Erziehung auf einzelne Gemüther beimeſſen mag, ſo verbiethen uns doch Vernunft und Erfahrung, zu erwarten,

daß ohne das Chriſtenthum Nationalſittlichkeit beſtehen werde. Diejenigen alſo, die uns Hoffnung zu einer andern, noch vollkommnern Religion, als die chriſtliche iſt, machen, wiſſen nicht, was ſie ſagen; jede Abweichung von dem poſitiven Chriſtenthum iſt ein Verlurſt, und ein Rückſchritt, kein Fortſchritt. —

94.

Da nur Ein Chriſtus iſt, ſo ſollte man erwarten, daß es auch nur einerlei Chriſten gebe; es iſt aber dem nicht ſo; denn auſſer den katholiſchen giebt es zur Zeit griechiſche, evangeliſche, reformirte und Vernunft-Chriſten. Dieſe Leute ſind nicht etwa bloß dem Namen nach verſchieden, ſondern weichen in der Lehre mehr oder weniger von einander ab, und können darum nicht zugleich im Beſitze des wahren Chriſtenthumes ſeyn. Es fragt ſich alſo jetzt, welche von den Genannten die wahren Chriſten ſind, und dieſe Frage führt uns auf die katholiſche Glaubenslehre. Da es nicht gleichgiltig iſt, ob jemand ein ganzer oder ein halber Chriſt iſt, ſo kann es auch nicht gleichgiltig ſeyn, ob jemand dieſer oder jener Chriſtenpartheі angehört; man muß es mit den wahren Chriſten halten, wer dieſe auch immer ſeyn mögen.

III. Kapitel.

Katholiſche Glaubenslehre.

95.

Die wahren Chriſten ſind unſtreitig diejenigen, die im Beſitze der ganzen und unverfälſchten Lehre Chriſti ſind. Hier muß nun vor allem ausgemacht werden, ob Chriſtus ſelbſt Sorge getragen hat, daß ſeine Lehre erhalten und ſtets fortgepflanzt wird. Hat er die Erhaltung und Fortpflanzung derſelben dem Zufalle überlaſſen, ſo muß man die

Frage, welche Chriſten die wahren ſind, dahingeſtellt ſeyn laſſen. Hat aber Chriſtus Anſtalt getroffen, um ſeine Lehre zu erhalten und fortzupflanzen, ſo müſſen da, wo jene Anſtalt ſich findet, auch die wahren Chriſten ſeyn. Chriſtus hat nun eine Kirche geſtiftet, und dieſer die Erhaltung und Verbreitung ſeiner Lehre übertragen. Dieſe Kirche findet ſich ihrem Weſen nach allein bei den Katholiken, die folglich die wahren Chriſten ſind. Wir handeln zuerſt von der Kirche Chriſti; dann von der Kirche der Katholiken.

I. Abſchnitt.

Die Kirche Chriſti.

96.

Es hat vor und nach Chriſtus Reformatoren gegeben, aber es iſt keinem derſelben in den Sinn gekommen, eine bleibende Anſtalt zur Belehrung und Beſſerung der Menſchen zu treffen; daher kam es, daß das Gute, das ſie bei ihren Lebzeiten gewirkt hatten, mit ihnen wieder zu Grabe gieng. Chriſtus allein hat Sorge getragen, daß das Werk der Reformation, das er begonnen hat, auch noch nach ſeinem Hingange fortgeſetzt und gefördert würde; er hat zu dieſem Ende einen religiöſen, ſichtbaren Verein, oder was Eines iſt, eine Kirche geſtiftet. Chriſtus hat einen Verein geſtiftet; denn er fodert, daß, wer immer Gelegenheit hat, das Evangelium zu vernehmen, daſſelbe auch annehme, und droht den Ungläubigen Verdammniß: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium allen Kreaturen; wer glaubt und getauft wird, der wird ſelig werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“ *) Dieſer Verein iſt um ſo rechtmäßi-

*) Marc: 16, 15 ff.

ger, als dem Stifter derſelben die höchſte Auctorität zu-kömmt: „Mir iſt alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ *) Chriſtus hat einen ſichtbaren Verein geſtiftet; denn er befahl, daß man den innern Glauben auch äußerlich bekenne: „Wer mich vor den Menſchen bekennen, den will auch ich vor meinem Vater im Himmel bekeu; wer mich aber vor den Menſchen verläugnet, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel verläugnen.“ **) Er beſtimmte ſelbſt die Art, wie man ihn vor den Menſchen bekennen ſoll; er befahl nämlich den Apoſteln, diejenigen, die glauben würden, zu taufen, und zu ſeinem Andenken das Abendmahl zu feyern. Der von Chriſtus geſtiftete Verein iſt übrigens geiſtiger Natur; dieß geht deutlich hervor aus ſeiner Erklärung: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ ***) Dieſer Verein, insgemein Kirche genannt, iſt nun jene Anſtalt, wodurch die chriſtliche Religion immer erhalten und ausgebreitet werden ſoll — eine erhabene, und Gottes würdige Anſtalt! Einzelne Menſchen können, wenn ſie auch noch ſo weiſe ſind, nichts Großes wirken, weil ſie bald ſterben, und ihre Wirkſamkeit mit ihrem Tode ein Ende hat. Nur eine Geſellſchaft kann immer fortwirken, weil dieſe bleibt; wenn ſchon die einzelnen Glieder derſelben ſterben. Es iſt dieſes ſo allgemein anerkannt, daß ſelbſt diejenigen, die mit dem Umſturz des Chriſtenthumes und der bürgerlichen Ordnung umgehen, ſich in Geſellſchaften vereinigen, um jene ſtrafbaren Zwecke deſto leichter und ſicherer zu erreichen.

97.

Damit die Kirche ihrem Zwecke gemäß die chriſtliche Religion erhalten und verbreiten kann, hat Chriſtus derſelben die Vollmacht gegeben, ſeine Lehre rechtmäßig zu verkünden, die angeordneten Heilsmittel auszuſpenden, und die moraliſche

*) Matth. 28, 18.
**) Matth. 10, 32.
***) Joh. 18, 36.

Ordnung zu handhaben, eine Vollmacht, die er als göttlicher Geſandter unſtreitig hatte, und alſo auch geben konnte. „Wie mich der Vater geſendet hat, ſagt er zu ſeinen Jüngern, ſo ſende ich euch“ d. h. mit gleicher Vollmacht. „Gehet hin und *lehret* alle Völker; taufet ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.“ — Die Taufe und das Abendmahl, das Chriſtus den Apoſteln gleichfalls zu feyern befahl, ſind gerade die vorzüglichſten *Heilsmittel* der chriſtlichen Religion. Dann ſagt Chriſtus auch noch zu ſeinen Jüngern; „Was ihr binden werdet auf Erden, das ſoll auch im Himmel gebunden ſeyn; was ihr löſen werdet auf Erden, das ſoll auch im Himmel gelöſet ſeyn.“ — Damit hat Chriſtus ſeinen Jüngern auch eine *Gerichtsbarkeit* oder die Vollmacht, die *moraliſche Ordnung zu handhaben*, gegeben; denn binden heißt nach dem Sprachgebrauche Geſetze geben; löſen, Geſetze aufheben, oder davon losſprechen. Demnach ſetzt Chriſtus das Amt eines *Lehrers*, *Erlöſers* und *Regenten* durch die *Kirche* fort, und die ſpäter Lebenden ſind nicht ſchlechter daran, als jene, unter denen Chriſtus zunächſt aufgetreten iſt; denn ſie vernehmen ſo gut, als dieſe die Lehre Chriſti, werden der Früchte ſeines Verſöhnungstodes theilhaftig, und genießen alle Vortheile der Chriſtokratie.

98.

Die Vollmacht, zu lehren, die Heilsmittel auszuſpenden, und die Ordnung zu handhaben, kömmt indeß nicht *allen* Gliedern der Kirche auf gleiche Weiſe zu, wie man aus den angeführten Stellen ſieht; Chriſtus hat aus der Zahl ſeiner Jünger *zwölf* gewählt, und ihnen jene dreifache Vollmacht ausſchließend gegeben; denn er ſprach jedesmal zu jenen Zwölfen *allein*, und dieſe bezogen die Reden Chriſti nur auf ſich. Sie duldeten nicht, daß auch andere lehrten, die von ihnen dazu keinen Auftrag hatten (Act. 15, 24); wollten als die alleinigen Ausſpender der Geheimniſſe Gottes angeſehen ſeyn (1 Cor. 4, 1) und erklärten eigenmächtig, daß das Moſaiſche Geſetz die Chriſten nicht mehr verbinde (Act. 15).

Sie ſtraften auffallende Unordnungen in der Kirche, wovon ein merkwürdiges Beiſpiel 1 Cor. 5, 3 vorkömmt. —

Unter den Gliedern der Kirche Chriſti findet alſo eine Ungleichheit ſtatt; es giebt in derſelben Lehrer und Lernende, Prieſter und Laien, Vorgeſetzte und Untergebene. Dieſe Ungleichheit kömmt nicht von menſchlicher Anmaßung oder von freiwilliger Uebertragung der Chriſtengemeinden her; ſondern von Chriſtus, der vermöge der ihm eigenen Vollmacht dieſelbe eingeführt hat. Daher ſagt Paulus, daß er ein Apoſtel ſey, nicht von Menſchen, noch durch einen Menſchen, ſondern durch Jeſus Chriſtus *); daß Gott einige in der Gemeinde aufgeſtellt habe, erſtlich zu Apoſteln, andere zu Propheten, und wieder andere zu Lehrern **). Als die Frage abgehandelt wurde, ob der Chriſt noch an das Moſaiſche Geſetz gebunden ſey, ſo waren zwar auch noch andere Gläubige da; aber die Apoſtel waren es allein, die ſprachen, und die Streitfrage entſchieden; die Menge ſchwieg. —

99.

Die Gewalt zu lehren, die Heilsmittel auszuſpenden, und die Polizei in der Kirche zu handhaben, war allen Apoſteln gemein, und in ſo fern hatte keiner derſelben einen Vorzug vor dem andern. Nun ſprach aber Chriſtus zu Petrus noch beſonders: „Du biſt mir ein Felſenmann (Petrus); auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden nichts dagegen vermögen.“ ***) Ueberſetzt man dieſe bildliche Sprache in die eigentliche, ſo erkennt man leicht den Vorrang, den hier Chriſtus dem Petrus giebt. Der Grund iſt, wie jederman weiß, das Vorzüglichſte bei einem Gebäude; dieſes kann ohne jenen nicht beſtehen. Verhält ſich nun Petrus zu der Kirche, wie der Grund zum Gebäude, ſo hat er eben darum etwas vor den übrigen Apoſteln

*) Gal. 1, 1.

**) 1 Cor. 12, 28.

***) Matth. 16, 18.

voraus. Eine Parallelſtelle wird hinreichen, dieſes auſſer Zweifel zu ſetzen; Chriſtus heißt bei Paulus (1 Cor. 3, 11) der Grund; Niemand wird in Abrede ſtellen, daß Grund in dieſer Verbindung einen Vorzug bedeute; alſo muß man auch in der erſtern Beziehung einen Vorzug darunter verſtehen; denn mit dem nämlichen Worte muß man auch den nämlichen Sinn verbinden. Chriſtus ſprach weiter: „Dir will ich die Schlüßel des Himmelreiches geben; was du binden wirſt auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden ſeyn, und was du löſen wirſt auf Erden, wird auch im Himmel gelöſet ſeyn.“ — Daß binden und löſen eine Gerichtsbarkeit bezeichne, deren Symbol die Schlüßel waren, iſt ſchon oben geſagt worden. Bleiben wir bei dem einmal angenommenen Grundſatz, daß man mit denſelben Worten immer auch denſelben Sinn verbinden müſſe, ſo finden wir uns in die Alternative verſetzt, entweder zu läugnen, daß die Apoſtel etwas vor den übrigen Gläubigen voraus hatten, oder zuzugeben, daß Petrus einen Vorrang vor den übrigen Apoſteln erhalten hat, und zu dieſen in eben dem Verhältniß geſtanden iſt, in dem die Apoſtel zu den Gläubigen ſtanden.

Ueberdieß trug Chriſtus dem Petrus noch beſonders die Sorge für ſeine Heerde auf: „Weide meine Lämmer; weide meine Schafe!“ *) In der älteſten Zeit hießen die Könige Hirten; ſo David, ſo Cyrus u. a.; weiden iſt alſo gleichbedeutend mit regieren, und der Vorzug, den Chriſtus dem Petrus dadurch gab, daß er ihn zum Hirten über ſeine Heerde ſetzte, ſpringt in die Augen.

Faſſen wir die Stellen zuſammen, in denen Chriſtus zu Petrus beſonders ſpricht, ſo bleibt kein Zweifel übrig, daß er demſelben einen Vorrang vor den übrigen Apoſteln oder einen Primat gegeben hat; denn hätte er gewollt, daß die Apoſtel dem Range nach vollkommen gleich ſeyn ſollten, ſo würde er nicht noch beſonders zu Petrus geſprochen haben, weil ja dieſer den Vorrang vor den Gläubigen ohnehin mit

*) Joh. 21, 15 ff.

den übrigen Apoſteln gemein hatte. Und dieſer Primat des Petrus iſt nicht eine bloſſe Ehrenſache, ſondern eine eigentliche Gerichtsbarkeit, ähnlich derjenigen, welche die Apoſtel überhaupt erhalten haben. Dieſes liegt in den Worten „Grund“, „Schlüßel“, „Weiden“, wenn man ſie nicht willkührlich dreht.

Wenn ſich auch nicht erweiſen ließe, daß Petrus einen Primat ausgeübt hat, ſo würde daraus noch gar nicht folgen, daß er keinen erhalten habe; denn der Primat iſt nicht wegen des Petrus, ſondern wegen der Kirche da, und ſeine Ausübung hängt jedesmal von den Umſtänden ab. Indeß iſt es ſchwerlich bloßer Zufall, daß Petrus immer an der Spitze der Apoſtel ſteht, und das Wort führt; er ſchlägt den Brüdern vor, einen neuen Apoſtel an die Stelle des Judas zu wählen; ſpricht zu den Juden am Pfingſtfeſte, nach der Heilung des Lahmen; ſagt zuerſt ſeine Meinung in der Streitfrage über die Verbindlichkeit des Moſaiſchen Geſetzes u. ſ. f. Die Kirche Chriſti iſt alſo noch in einer andern Hinſicht eine ungleiche Geſellſchaft, in ſo fern Chriſtus ſelbſt unter den Apoſteln einen Primat einführte.

100.

In einer Kirche, die auch noch fortdauern ſoll, wenn die Apoſtel nicht mehr ſind, iſt ein Primat ſchlechterdings nothwendig. In der Kirche Chriſti muß, wie wir oben geſagt haben, die Lehre desſelben zu jeder Zeit verkündet, und die Befolgung derſelben geſichert; es müſſen die Heilsmittel ausgeſpendet werden. Dieſes thun zwar in der Regel die aufgeſtellten Lehrer, Hierarchen und Prieſter; allein wenn nicht ein gemeinſamer Mittelpunkt da iſt, ſo wird in die Länge keine Einheit in der Lehre ſeyn, es giebt kein Mittel, entſtandene Streitigkeiten zu entſcheiden, und Störungen der moraliſchen Ordnung zu beſeitigen. Von Menſchen, die keine Apoſtel ſind, läßt es ſich nicht erwarten, daß ſie aus freiem Antriebe immer thun, was die chriſtliche Religion fodert; für dieſe iſt alſo ein oberſtes Tribunal nothwendig. Man

muß ſich in der That wundern, daß es Leute giebt, die dieſes nicht einſehen, und die Zweckmäßigkeit des Primates beſtreiten.

101.

Die Gewalt, welche Chriſtus der Kirche in ſeinen Apoſteln überhaupt, und dem Petrus insbeſondere übertragen hat, heißt die geiſtliche oder kirchliche Gewalt, im Gegenſatz zur weltlichen oder politiſchen. Es giebt alſo auſſer der höchſten weltlichen Gewalt auch eine höchſte geiſtliche; eine geiſtliche Gewalt, weil Chriſtus die Apoſtel gewählt, und ihnen jene Gewalt ausſchließend gegeben hat; eine höchſte Gewalt; weil Chriſtus göttliche Auctorität hat. Was Chriſtus getrennt hat, das ſollen Menſchen nicht vereinigen wollen; beide Gewalten ſollen ſich alſo wechſelſeitig unterſtützen; ohne daß je die eine die andere zu vernichten, oder in ſich zu vereinigen ſucht. So viel wir aus der Geſchichte wiſſen, hat auch jeder Verſuch dieſer Art traurige Folgen gehabt.

102.

Den Apoſteln, die zuerſt die Lehre Chriſti verkündeten, und darüber entſchieden, wurde ein auſſerordentlicher Beiſtand zugeſichert, wodurch ſie bei ihrem Lehr= und Richteramt vor menſchlichem Irrthum bewahrt werden ſollten: „Ich will den Vater bitten, und er wird euch einen andern Tröſter geben, damit er bei euch bleibe in Ewigkeit, den Geiſt der Wahrheit. — Der heilige Geiſt, welchen der Vater ſenden wird in meinem Namen, der wird euch alles lehren, und euch an alles erinnern, was ich immer geſagt habe.“ *) Daraus folgt, daß die Kirche wenigſtens anfänglich unfehlbar war. Chriſtus hat indeß den höhern Beiſtand nicht bloß den Apoſteln, ſondern der Kirche überhaupt verheißen: „Sehet“, ſagt er, „ich bin bei euch bis an das Ende der Welt.“ Hier können die Apoſtel

*) Joh. 14, 16. 26.

allein nicht gemeint ſeyn, die ja nicht bis an das Ende der Welt gelebt haben. Dieſer fortwährende Beiſtand aber ſchließt jeden Irrthum in der Lehre aus, und es iſt ſomit klar, daß die Unfehlbarkeit mit dem Tode der Apoſtel nicht aufgehört hat. Es geht dieſes auch aus der Natur der Sache hervor; Chriſtus hat den Apoſteln die Unfehlbarkeit zu dem Ende verliehen, daß ſie ſeine Lehre frei von menſchlichem Irrthume verkünden möchten; dieſe Lehre aber muß ſtets verkündet werden; darum hat Chriſtus eine Kirche geſtiftet; ſollten alſo die Chriſten ſpäter nicht von jedem Winde der Lehre hin- und hergetrieben werden, ſo mußte die Prärogative der Unfehlbarkeit von den Apoſteln auf ihre Nachfolger im Lehr- und Richteramt übergehen, und iſt folglich bleibend, wie die Kirche Chriſti bleibend iſt. Um die Unfehlbarkeit der Kirche iſt es auch eine höchſt erwünſchte Sache; würde ſie mit bloß menſchlicher Autorität lehren, ſo bliebe es wenigſtens zweifelhaft, ob wir, die Chriſtus ſelbſt nicht mehr hören können, ſeine Lehre noch haben; denn Menſchen bleiben immer dem Irrthume unterworfen, und es geſchieht nur zu oft, daß ſie entweder aus Unverſtand, oder Bosheit die Wahrheit verfälſchen. Dieſes iſt aber nicht zu fürchten, wenn die Kirche unfehlbare Auctorität hat; in dieſem Falle iſt die Lehre der Kirche auch die Lehre Chriſti. Ohne die Unfehlbarkeit bliebe ſelbſt die Kirche eine unvollkommene Anſtalt; denn wenn die Lehre Chriſti nicht auch zu jeder Zeit unfehlbar erkannt werden kann, ſo iſt ſie für den größten Theil der Menſchen, ſo gut, als nicht da. Eine Kirche, die zugleich unfehlbar iſt, konnte freilich nur Chriſtus ſtiften. Die Möglichkeit der Unfehlbarkeit wird man nicht bezweifeln können, wenn man bedenkt, daß Gott durch ſeinen beſtändigen Einfluß alles erhalte und lenke, und trotz der menſchlichen Leidenſchaften ſeine Zwecke erreiche. Da die Kirche ein Abſtractum iſt und immer nur von Menſchen repräſentirt wird, ſo fragt ſich jetzt, wo man denn die Unfehlbarkeit zu ſuchen habe.

103.

Die Kirche iſt unfehlbar, heißt ſo viel: Gott giebt nicht zu, daß die Lehrer ſammt und ſonders von der Lehre Chriſti abweichen, und Irrthum ſtatt Wahrheit verbreiten; ſondern macht, daß die Wahrheit immer die Oberhand behält, und der Irrthum zurückgewieſen wird. Man ſieht alſo leicht, daß die Unfehlbarkeit nicht einzelnen Gliedern, ſondern nur der Geſammtheit der lehrenden Kirche zukomme; jeder einzelne Lehrer kann irren, und wir wiſſen, daß faſt alle Irrlehren von Leuten ausgegangen ſind, die der lehrenden Kirche angehörten.

Was nun die Art betrifft, wie die Kirche das unfehlbare Lehr= und Richteramt übt, ſo können die Repräſentanten derſelben ſich erſtlich an einem beſtimmten Ort verſammeln, um gemeinſchaftlich über Glaubenslehren zu entſcheiden oder neue Vorſchriften zu geben. Dieſes geſchieht vorzüglich dann, wenn entweder eine bedenkliche Irrlehre entſtanden iſt, oder ein großes Sittenverderbniß unter den Chriſten eingeriſſen hat. Daß der Primas an der Spitze dieſer Verſammlungen ſteht, und ſie leitet, bringt der Zweck des Primates mit ſich, der auf die Erhaltung der Einheit in der Lehre hingeht. Solche allgemeine Verſammlungen heißen allgemeine Kirchenräthe; dieſen kömmt alſo zunächſt Unfehlbarkeit zu; denn ſie repräſentiren die lehrende Kirche, der die Verheißung Chriſti vorzugsweiſe gilt, und ihre übereinſtimmende Entſcheidung iſt als die Entſcheidung der Kirche zu betrachten. Damit ein Kirchenrath ein allgemeiner genannt werden könne, genügt es indeß ſchon, daß der größere Theil der Lehrer ſich verſammle, und in Vereinigung mit dem Oberhaupte der Kirche entſcheide, weil die Unfehlbarkeit der Entſcheidung nicht von der Auctorität der verſammelten Lehrer, ſondern von dem Einfluße des heiligen Geiſtes abhängt, der gewiß bei der Mehrheit iſt. Manche Lehrer können ja verhindert ſeyn, an dem beſtimmten Orte ſich einzufinden, und je weiter die chriſtliche Religion ſich verbreitet, deſto weniger iſt es möglich,

daß alle Lehrer der chriſtlichen Kirche an Einem Orte ſich verſammeln. Selbſt darum hört ein Kirchenrath nicht auf, ein allgemeiner zu ſeyn, weil die Entſcheidungen desſelben unter einigen Chriſten Widerſpruch finden; um dieſes zu verhindern, dürfte es keine Irrlehrer geben; dann bedürfte es aber auch keines Kirchenrathes mehr. —

Es können ſich auch, wie leicht zu erachten iſt, die Lehrer eines einzelnen chriſtlichen Landes oder ſelbſt einer Provinz verſammeln, um gemeinſchaftlich über Gegenſtände der chriſtlichen Religion zu berathſchlagen, und Beſchlüſſe zu faſſen; dieſe Art von kirchlichen Verſammlungen heiſſen Particularkirchenräthe. Dieſe können zwar von großem Nutzen ſeyn; aber unfehlbar ſind ihre Entſcheidungen nicht, es wäre denn, daß ſie von der geſammten Kirche angenommen würden.

104.

Es geſchieht nur ausnahmsweiſe, und nie ohne dringende Noth, daß die Kirche ſich in ihren Repräſentanten an Einem Orte verſammelt; in der Regel ſind dieſe zerſtreut, und lehren, ein jeder in ſeiner Kirche. Die Kirche iſt aber unfehlbar, ſie mag durch einen allgemeinen Kirchenrath, oder durch die in den einzelnen Kirchen zerſtreuten Lehrer repräſentirt werden; denn Chriſtus hat der Kirche überhaupt ſeinen Beiſtand verheiſſen, ohne denſelben gerade an eine allgemeine Verſammlung zu knüpfen; es fragt ſich nur, ob und woher man wiſſen kann, was die zerſtreute Kirche lehre. Dieſes läßt ſich aber abnehmen aus den Schriften der ſogenannten Kirchenväter. Dieſe Männer konnten wohl wiſſen, was man zu ihrer Zeit und in ihrer Kirche als chriſtliche Lehre verkündet hat, und ſetzten ein Verdienſt darein, es aufzuzeichnen, und der Nachwelt zu überliefern. Was alſo die Kirchenväter einſtimmig bezeugen, das iſt auch die Lehre der zerſtreuten Kirche, und eben ſo vom Irrthume frei, als die Ausſprüche der allgemeinen Kirchenräthe. Je mehr Zeugniſſe der Kirchenväter vorhanden, und je älter ſie ſind, deſto

beſſer iſt es. Doch iſt es eben nicht nothwendig, daß man Zeugniſſe von allen einzelnen Kirchen anführe; von den apoſtoliſchen Kirchen ſchließt man mit Recht auf die ſpätern; von der Mehr= auf die Minderzahl; man kann nicht einmal mit Recht fodern, daß man von allen apoſtoliſchen Kirchen Zeugniſſe anführe, weil ſo manche im Laufe der Zeit verloren gegangen ſind; man muß ſich hier, wie in ſo manchen andern Fällen, mit dem Beweis ex inductione begnügen. —

105.

Der Primas hat zwar den vorzüglichſten Antheil an der Erhaltung und Fortpflanzung der chriſtlichen Religion; ihm kömmt es zu, über die Einheit in der Lehre zu wachen, entſtandene Streitigkeiten augenblicklich zu entſcheiden, und die Ordnung in der ganzen Kirche zu handhaben. Unfehlbarkeit kann ihm aber eben darum nicht zukommen, weil dieſe der Kirche zukömmt, und der Primas nicht die Kirche iſt, die, wie wir geſehen haben, nur von den Lehrern insgeſammt repräſentirt wird. Wäre der Primas für ſeine Perſon ſchon unfehlbar, ſo fiele die Unfehlbarkeit der Kirche als überflüßig weg; wozu denn zwei Mittel, wo eines hinreicht? Iſt der Primas unfehlbar, ſo kann er allein alle Glaubensſtreitigkeiten entſcheiden, und es bleibt den Chriſten zu ihrer Beruhigung nichts zu wünſchen übrig. Man hat indeß bei entſtandenen Irrlehren oder einer andern dringenden Veranlaſſung immer einen Kirchenrath gehalten, und die Ueberlieferung zu Rath gezogen; dieß beweiſt hinlänglich, daß man nur die Kirche als untrügliche Lehrmeiſterin erkannte. Daraus aber, daß der Primas nicht unfehlbar iſt, folgt keineswegs, daß ſeine Entſcheidungen irrig ſind, oder daß man ſich nicht darum zu bekümmern brauche; unfehlbar ſeyn und irren, ſind ſich nicht contradictoriſch entgegengeſetzt, ſo daß, wo das Eine nicht ſtattfindet, das Andere nothwendig ſtattfinden muß; wir urtheilen und entſcheiden in hundert Fällen richtig, obſchon wir nicht unfehlbar ſind; nur iſt bei dieſen Entſcheidungen immer noch die Möglichkeit des Irrthumes vorhanden; die

Unfehlbarkeit hingegen ſchließt ſelbſt die Möglichkeit aus. Die Entſcheidungen des Primas verdienen darum auch die größte Achtung, und bleiben wenigſtens ſo lange in Kraft, bis die Kirche anders entſcheidet. Da eine Entſcheidung der Kirche nicht ſo leicht zu erhalten iſt, und es doch Fälle geben kann, daß eine augenblickliche Entſcheidung nothwendig, und Gefahr auf dem Verzug iſt, ſo iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß es auſſer der Kirche noch einen, wenn auch nicht unfehlbaren, doch competenten Richter in Glaubensſachen gebe, und ein ſolcher iſt der Primas; ſeine Entſcheidungen ſind für die Chriſten eine einſtweilige Glaubensregel.

106.

Wir haben ſchon gleich anfänglich geſagt, daß die Kirche nur wegen der Lehre Chriſti da iſt, damit nämlich dieſe erhalten und allenthalben in der Welt verbreitet werde. Dadurch ſind auch ſchon die Gränzen der kirchlichen Unfehlbarkeit bezeichnet; ſie erſtreckt ſich nur auf die chriſtliche Religion, und auf das, was mit derſelben zuſammenhängt; mithin auf die Darſtellung und Entwicklung derſelben. So glauben wir mit Recht, daß die Kirche nicht irre, wenn ſie über Orthodoxie entſcheidet, Symbole verfaßt, allgemeine Vorſchriften giebt u. ſ. f. In Dingen alſo, die das Chriſtenthum nicht betreffen, und auch in keinem Zuſammenhange mit demſelben ſtehen, iſt auch die Kirche nicht unfehlbar. Chriſtus ſelbſt vermied es, ſeine Autorität in bloß weltlichen Dingen geltend zu machen; die Kirche aber iſt nicht über ihren Stifter und kann alſo um ſo weniger eine entſcheidende Stimme in dergleichen Dingen haben. Indeß darf man nicht glauben, daß die Kirche, weil ſie in Sachen der chriſtlichen Religion unfehlbar iſt, willkührlich Glaubensartikel machen, oder die ſchon beſtehenden abändern könne; ſie iſt in ihrem Lehr- und Richteramte ſtreng an die Lehre Chriſti und der Apoſtel gebunden, welche allein Gegenſtand des Glaubens ſeyn kann. Nun fragt es ſich, aus welchen Quellen die

Kirche ſchöpfen muß, wenn es ſich um die reine und vollſtändige Lehre Chriſti und der Apoſtel handelt?

107.

Die erſte und älteſte Quelle der chriſtlichen Religion iſt die **Tradition**. Chriſtus lehrte **mündlich**, und gab ſeinen Apoſteln den Auftrag zu **predigen**, nicht aber zu **ſchreiben**. Darum haben auch alle geprediget, während nur wenige geſchrieben haben. Durch dieſe mündliche Predigt, durch die lebendige Tradition iſt die Kirche in ihren erſten Gemeinden gepflanzt worden; die Apoſtel ſtanden als lebendige Zeugen da; ſie kamen, ſprachen und ſiegten. —

Einige Apoſtel haben zwar auch geſchrieben; jedoch nur nach Umſtänden, und ohne die Abſicht, die ganze Lehre Chriſti zu ſchreiben; ſie geſtehen vielmehr offen, daß noch vieles zu ſchreiben wäre. Schon die **Art** alſo, wie die apoſtoliſchen Schriften entſtanden ſind, und ihr **Inhalt** beweiſen, daß ſie nicht beſtimmt ſind, die ältere Tradition zu erſetzen. Wir finden wirklich, daß die Tradition in der erſten Kirche neben den Schriften der Apoſtel noch eine vorzügliche Quelle der Religion war. Paulus ermahnt die Theſſalonicenſer, ſich an die Lehren zu halten, die er ihnen **mündlich** oder **ſchriftlich** mitgetheilt hatte *). Die Kirchengeſchichte zeigt, daß man, wenn eine chriſtliche Glaubenslehre zu beweiſen, oder eine Streitfrage zu entſcheiden war, neben der Schrift immer auch die Tradition zu Rath gezogen hat; die Aechtheit und das canoniſche Anſehen der Schrift ſelbſt läßt ſich nur aus der Tradition beweiſen. Die Schrift iſt auch nicht jene Quelle, aus welcher man eine Religion, die bis an das Ende der Welt dauern ſollte, wie die chriſtliche ſchöpfen kann; denn abgeſehen davon, daß dieſe Schrift, wie jede andere, todter Buchſtab iſt, und als Buchſtabe fähig iſt, Streit und Zweifel zu erregen, aber unfähig als todter Buchſtabe, Zweifel und Streit zu unterſcheiden, mußte ſie allmählig ein altes,

---

*) 2 Theſſ. 2, 14.

in einer fremden Sprache geſchriebenes Document werden. Wirklich muß man gegenwärtig viel hebräiſch und griechiſch wiſſen, ſehr viele andere Bücher geleſen haben, eine unendliche Menge hiſtoriſcher, philoſophiſcher, geographiſcher, phyſikaliſcher und anderer Kenntniſſe beſitzen, um ſie mit Verſtand zu leſen; und dem ohngeachtet wird die Schrift von Verſchiedenen verſchieden verſtanden, und ausgelegt. Es liegt alſo in der Natur der Sache, daß die Tradition der Schrift zur Seite gehe, um ſie aufzuhellen, wo ſie dunkel, und zu ergänzen, wo ſie mangelhaft iſt.

108.

Man nennt jene Schriften, die einen Theil der chriſtlichen Lehre enthalten, vorzugsweiſe heilige Schriften, um ſie von der Menge der andern Schriften zu unterſcheiden, die durch den menſchlichen Fleiß zu Stande gebracht werden. Jene Schriften haben nämlich dieſes voraus, daß ſie unter göttlichem Einfluß verfaßt und alſo göttlich, nicht bloß nach ihrem Inhalte und ihrer Auctorität, ſondern auch nach ihrem Urſprunge ſind. Alle Chriſten ſtimmen darein überein, daß die ſo genannten heiligen Schriften von Gott ſelbſt eingegeben ſind. Woher dieſer allgemeine Glaube kommt, wird gerade nirgends geſagt; daß derſelbe aber einen guten Grund haben müſſe, kann man ſchon daraus ſchließen, daß es eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Büchern iſt, die man von jeher für göttlich hielt, obſchon es zu jeder Zeit noch andere vortreffliche Bücher gab. Zunächſt gieng dieſer Glaube von den Juden aus; dieſe hielten nämlich jene Bücher für göttlich, deren Verfaſſer die Propheten, d. h. von Gott begeiſterte Männer waren. Von den Juden gieng dieſer Glaube auf die Chriſten über, die in demſelben noch um ſo mehr beſtärkt wurden, als Chriſtus die heiligen Bücher der Juden ſelbſt ehrte, und weit entfernt war, die Meinung, die ſie von denſelben hegten, zu mißbilligen. So viel iſt gewiß, daß die Chriſten die heiligen Schriften der Juden annahmen, und als göttlich verehrten: „Die ganze, von Gott eingegebene Schrift, ſagt Paulus,

dient zur Belehrung, zur Zurechtweiſung, zur Beſſerung, zur Unterweiſung in der Gerechtigkeit" *). Die Schriften des neuen Bundes hatten entweder Apoſtel ſelbſt zu Verfaſſern, oder ſolche Männer, die unter den Augen der Apoſtel ſchrieben, wie Lucas. Nun galten aber die Apoſtel allgemein als Männer, die von dem heiligen Geiſte geleitet wurden; kein Wunder alſo, daß man auch ihre Schriften als vom heiligen Geiſte eingegeben betrachtete; mit Recht dehnte man die Verheiſſungen eines höhern Beiſtandes, die Chriſtus den Apoſteln wiederholt gemacht hatte, auch auf das Schreiben aus; denn jene Verheiſſungen wurden von Chriſtus ohne Einſchränkung gemacht, und die Apoſtel bedurften des höhern Beiſtandes gewiß eben ſo ſehr, da ſie ſchrieben, als da ſie predigten. Dieſer Beiſtand ſchloß indeß die natürlichen Kräfte der Schreiber nicht aus, ſondern unterſtützte ſie nur da, wo ſie nicht hinreichten; man darf daher auch annehmen, daß derſelbe nicht überall gleich, ſondern nach der Beſchaffenheit des Gegenſtandes bald größer, bald geringer war. War es z. B. nur darum zu thun, daß die Schriftſteller hiſtoriſche Thatſachen aufzeichneten, ſo reichte die bloſſe Leitung des heiligen Geiſtes hin. Zur Aufzeichnung von Glaubens- und Sittenlehren war zum wenigſten Eingebung nothwendig. Den ſtärkſten Beiſtand foderten begreiflich die Weiſſagungen; hier fiel derſelbe mit der Offenbarung in Eines zuſammen. Die Verfaſſer der heiligen Schriften waren alſo zwar Werkzeuge, aber keineswegs phyſiſche, ſondern moraliſche; hier iſt kein Grund zum gerechten Spott; denn man ſpricht ihnen weder Talente noch Fleiß ab; indeß kömmt es bei einer geoffenbarten Religion, wie die chriſtliche iſt, darauf an, daß der geringſte Zweifel, und die Furcht ſelbſt vor unvorſätzlichen Verfälſchungen entfernt werden; dieß iſt aber unmöglich, wenn der Geiſt Gottes die Schreiber nicht wenigſtens geleitet hat. Waren die Verfaſſer der heiligen Schriften moraliſche Werkzeuge, ſo ſieht man leicht den Grund ein, warum ſie in

*) 2 Tim. 3, 16.

den Worten von einander abweichen; der heilige Geiſt machte nur, daß ſie in der Sache ſelbſt nicht irrten; die Wahl der Worte blieb ihnen überlaſſen, und ſo kam es, daß ein jeder dieſelbe Sache auf die ihm eigenthümliche Weiſe niederſchrieb. — Endlich muß man, um an dem göttlichen Urſprunge der heiligen Schriften nicht irre zu werden, auch noch bemerken, daß ihre Verfaſſer zwar auch Böſes erzählen, aber nicht, weil es von Gott iſt; ſondern, weil es geſchehen iſt, und den Menſchen zur Warnung dienen kann.

109.

Was die Tradition betrifft, ſo wird jeder Vernünftige zugeben müſſen, daß ſie von großem Nutzen iſt; nur daran könnte man allenfalls zweifeln, ob es möglich ſey, ſie zu erkennen, und von einer unächten zu unterſcheiden. Dieſe Bedenklichkeit verſchwindet aber ſogleich, wenn man weiß, daß auch die Tradition ſchriftlich aufgezeichnet worden, zwar nicht von den Apoſteln, doch aber von ihren nächſten Schülern; ſolche waren Ignatius, Polycarpus, Clemens von Rom, und andere ſo genannte apoſtoliſche Männer. Der Erſtere ermahnt die Chriſten, bei den Traditionen der Apoſtel zu bleiben, und ſagt ausdrücklich, daß er es für nothwendig erachtet habe, dieſelben aufzuſchreiben, damit ſie deſto gewiſſer zur Kenntniß der Nachwelt kommen möchten. Von den Schülern der apoſtoliſchen Männer haben Irenäus, und Clemens von Alexandrien einen guten Theil der Tradition aufgezeichnet. Die Schriften der Kirchenväter enthalten im Grunde nichts, als die Tradition. Der Umſtand, daß es auch unächte Traditionen giebt, beweiſt nichts gegen die ächten; man hat ja da und dort auch verſucht, die heiligen Schriften zu verfälſchen; es fällt aber Niemand ein, deßwegen jene Schriften ſammt und ſonders als unächte Waare zu verwerfen. So wie Gott nicht zuließ, daß alle Exemplare der heiligen Schriften verfälſcht wurden, ſo konnte er auch nicht zugeben, daß die Tradition gänzlich verfälſcht wurde. Die falſchen Traditionen können nie lange unentdeckt bleiben; denn ſie ſind alle

ſpätern Urſprunges, als die Kirche, und nichts weniger, als allgemein. So wie man ſich alſo in dem, was die Apoſtel geſchrieben haben, nach den meiſten und älteſten Handſchriften richtet, ſo muß man in dem, was ſie mündlich gelehrt haben, ſich nach der Mehrzahl und dem Alter der Zeugen richten. So beruht alſo die chriſtliche Religion auf der Ausſage von zwei Zeugen — der Schrift und der Tradition, die ſich wechſelſeitig beleuchten und ergänzen, und der Chriſt müßte die Tradition der Schrift gleich achten, wenn der Kirchenrath von Trident dieſes auch nicht ausgeſprochen hätte; denn die Apoſtel waren da nicht weniger glaubwürdig, als ſie mündlich lehrten, als da ſie ſchrieben.

110.

Die Kirche Chriſti umfaßt alle Menſchen aller Zeiten und aller Orte, d. h. ſie iſt allgemein. Chriſtus befahl bekanntlich ſeine Lehre aller Welt zu verkünden; dieſe iſt auch ſo beſchaffen, daß ſie für jede Klaſſe von Menſchen, für jedes Land, und jede Regierungsform paßt; Chriſtus wollte alſo auch, daß alle Menſchen ſeine Lehre annehmen, und gemeinſchaftlich bekennen ſollten. Nun aber machen eben jene Menſchen, welche die Lehre Chriſti gemeinſchaftlich bekennen, die Kirche aus; alſo kann dieſe auch nur allgemein ſeyn. Damit ſoll indeß nur ſo viel geſagt ſeyn, daß es nie an Leuten fehlen wird, die ſich zur Lehre Chriſti bekennen, keineswegs aber, daß die ganze Welt auf einmal chriſtlich ſeyn wird. Die Lehre Chriſti kann ſchon an ſich nur allmählig ſich verbreiten, weil ſie gegeben iſt; dann aber wollte Chriſtus ſeine Lehre Niemand aufdringen; es kann alſo immer Menſchen geben, und wird ſie immer geben, die jene Lehre nicht annehmen, oder wenigſtens nach einiger Zeit wieder verlaſſen. Wo aber die Lehre Chriſti nicht iſt, da iſt auch keine Kirche, die Gränzen der einen ſind auch die Gränzen der andern. Genug, daß die Kirche Chriſti allgemein werden kann, und nur wegen äußern, zufälligen Urſachen es bis jetzt nicht iſt.

111.

Wie ſehr ſich aber die Kirche Chriſti auf Erden ausbreiten mag, ſo kann ſie doch immer und überall nur dieſelbe, d. i. Eine ſeyn; dieſes geht ſchon aus der Natur der Sache hervor. Chriſtus hat befohlen, allen Menſchen daſſelbe Evangelium zu verkünden, und alle auf gleiche Weiſe zu taufen; hiemit fällt der Grund zur Bewegung und zum Wechſel in der Kirche weg, und es iſt Ein Glaube, Eine Taufe und Eine Kirche. Zwar ſind einige Artikel der chriſtlichen Religion wichtiger, als die andern; aber dieß giebt den Chriſten kein Recht, ſich abzuſondern, und beſondere Kirchen zu bilden; denn darin, daß jene Religion göttlich iſt, liegt ein hinreichender Grund, ſie mit allen ihren Artikeln anzunehmen, und allgemein feſtzuhalten. Die vielen und klaren Stellen der heiligen Schriften laſſen keinen Zweifel über die Einheit der Kirche übrig. So ſagt Paulus: „Jeſus Chriſtus iſt geſtern und heute und in Ewigkeit derſelbe. Laſſet euch nicht von mancherlei und fremden Lehren umhertreiben. *) — Ich bitte euch, Brüder! durch den Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti, daß ihr alle einerlei Sprache führet, und keine Spaltungen unter euch ſeyn laſſet, ſondern vielmehr zuſammenhaltet in Einem Sinne und in Einer Meinung **). — Ich ermahne euch, daß ihr euch beeifert, die Einigkeit des Geiſtes zu erhalten durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geiſt — Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe“ ***). — Chriſtus ſelbſt bethet für ſeine Kirche ſo: „Heiliger Vater! erhalte ſie, die du mir gegeben haſt, in deinem Namen, damit ſie Eines ſeyen, wie wir“ ****). Bei einer Vereinigung freier Geiſter ſind Spaltungen freilich ſchwer zu vermeiden, und es hat deren, ſo viel wir wiſſen, ſchon in der erſten

*) Heb. 13, 8.
**) 1 Cor. 1, 10.
***) Epheſ. 4, 3 ff.
****) Joh. 17, 11.

Kirche gegeben; aber die Apoſtel waren nichts weniger, als gleichgiltig dagegen, ſondern thaten alles, um die Einheit herzuſtellen. Als Paulus hörte, daß die Chriſten zu Korinth ſich in mehrere Partheien getheilt haben, ſo ſchrieb er, und fragte ſie: „Iſt denn Chriſtus getheilt“? Er fügte ſodann hinzu: „Niemand kann einen andern Grund legen, als der gelegt iſt, und dieſer iſt Jeſus Chriſtus“ *). — Eben dieſer Apoſtel ſchrieb bei einem ähnlichen Anlaß: „Ich wundere mich, daß ihr euch ſobald habt abwendig machen laſſen von dem, der euch zur Gnade Chriſti berufen hat, zu einem andern Evangelium, da es doch kein anderes giebt; nur einige Menſchen giebt es, die euch irre machen, und das Evangelium zu verkehren ſuchen. Aber wenn auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium verkündigte, als wir euch verkündiget haben, der ſey verflucht. Ich wiederhole noch einmal, was ich ſo eben geſagt habe: wenn jemand euch ein anderes Evangelium verkündigte, als ihr empfangen habt, der ſey verflucht“ **). — Man mag es immerhin eine Beſchränkung der menſchlichen Freiheit nennen, daß es dem Chriſten nicht frei ſteht, von der gegebenen Lehre abzuweichen, und eine beſondere Kirche zu bilden; eine ſolche Beſchränkung findet noch in vielen Fällen ſtatt, ohne daß man etwas dagegen einwenden kann; in allem nämlich, was wahr und gut iſt, muß Einheit ſeyn; Wechſel iſt hier nicht Schönheit, ſondern Unvollkommenheit.

112.

Die Kirche Chriſti iſt im Laufe der Zeit nicht untergegangen, und kann nicht einmal untergehen; es ſtreitet dieſes gegen die ausdrückliche Verheiſſung Chriſti, daß die Pforten der Hölle ſie nicht überwältigen werden. Und wie könnte ſie auch untergehen, ohne daß zugleich die Lehre Chriſti untergeht? Die Kirche Chriſti kann auch nie ſo verunſtaltet wer-

*) 1 Cor. 3, 11.
**) Gal. 1, 6 ff.

den, daß ſie nicht mehr zu erkennen iſt; denn dieſes wäre im Grunde eben ſo viel als untergehen; was wir nicht erkennen, iſt für uns ſo gut, als nicht da. Es bleibt alſo nur auszumitteln, welche von den verſchiedenen Chriſtenpartheien die Kirche Chriſti iſt. Wir ſagen, daß die Kirche der Katholiken, und keine andere die Kirche Chriſti iſt; und zwar mit Recht; denn dieſe Kirche hat, wie wir gleich ſehen werden, im Weſentlichen dieſelbe Verfaſſung, die Chriſtus ſeiner Kirche urſprünglich gegeben hat.

II. Abſchnitt.

Die Kirche der Katholiken.

113.

Die Kirche Chriſti iſt dem Geſagten zufolge eine Lehr-, Heils- und Zuchtanſtalt. Die Gewalt zu lehren, die Heilsmittel auszuſpenden, und die Ordnung zu handhaben hat Chriſtus ausſchließend den Apoſteln gegeben, ſo, daß die Kirche aus Lehrern und Lernenden, aus Prieſtern und Laien, aus Obern und Untergebenen beſteht. Petrus erhielt noch einen beſondern Vorzug vor den übrigen Apoſteln, wodurch ihm die Gerichtsbarkeit über die ganze Kirche eingeräumt wurde. Die Kirche Chriſti iſt als Auslegerin der heiligen Schrift und Richterin bei Glaubensſtreitigkeiten unfehlbar; iſt allgemein, aber immer und überall dieſelbe. — Dieſes iſt aber bis zur Stunde noch die Verfaſſung der katholiſchen Kirche.

Die Biſchöfe der katholiſchen Kirche ſind die rechtmäßigen Nachfolger der Apoſtel; denn als dieſe den zahlreichen Gemeinden nicht mehr vorſtehen konnten, auch wohl wußten, daß ſie nicht ewig leben würden, ſetzten ſie allenthalben Biſchöfe ein; Petrus den Clemens, Paulus den Titus und Timotheus, Johannes den Ignatius und Polykarpus.

Dieſen folgten wieder andere in einer ununterbrochenen Reihe bis auf den heutigen Tag, und noch jetzt führen die verſchiedenen Partikularkirchen den Titel „apoſtoliſche Sitze“.

Der Biſchof von Rom iſt der rechtmäßige Nachfolger des Petrus. Dieſer kam im Jahre 54 nach Rom, und ſtarb daſelbſt, nachdem er den Clemens, oder, wie andere wollen, den Linus zum Biſchof von Rom eingeſetzt hatte. Die Biſchöfe dieſer Kirche haben ſich von jeher als Nachfolger des Petrus betrachtet; auch heißt dieſe Kirche allgemein der Stuhl des Petrus.

Nach den allgemeinen Rechtsbegriffen tritt der Nachfolger in die Rechte ſeines Vorfahrers ein. Sind alſo die Biſchöfe die rechtmäßigen Nachfolger der Apoſtel, ſo ſind ſie auch die Erben jener dreifachen Gewalt, welche Chriſtus den Apoſteln eingeräumt hat, nämlich der Gewalt zu lehren, die Heilsmittel auszuſpenden, und die Ordnung zu handhaben.

Der Biſchof von Rom hat als Nachfolger des Petrus noch überdieß den Vorrang vor den übrigen Biſchöfen und eine Gerichtsbarkeit, die ſich auf die ganze Kirche erſtreckt; er iſt das Oberhaupt derſelben, und der Mittelpunkt der Einheit. Die Biſchöfe von Rom haben auch von Clemens an einen ſolchen Vorrang behauptet, ohne daß ihnen jemand denſelben ſtreitig gemacht hätte; ſie ſtellten allenthalben die Einheit her, riefen die Ketzer vor ihren Richterſtuhl, erließen in Betreff des Glaubens und der Sitten allgemeine Vorſchriften u. ſ. f. Der alte Irenäus ſagt ausdrücklich, daß nach der römiſchen Kirche jede andere ſich richten müſſe, wegen ihres entſchiedenen Vorranges; Cyprian nennt ſie den Stuhl des Petrus, und die erſte Kirche, von welcher die Einheit im Prieſterthume ausgegangen iſt. Selbſt Ketzer, die ſich gekränkt glaubten, appellirten an den Biſchof von Rom.

In der Kirche der Katholiken ſind auſſer den Biſchöfen auch noch Prieſter da. Dieſe waren anfänglich mit den Biſchöfen Eines, oder die Biſchöfe waren zugleich die Prieſter; in mehrern Stellen der Apoſtelgeſchichte heißen die Biſchöfe auch Prieſter. Aber ſchon die Apoſtel haben eigene

Prieſter eingeſetzt; von jetzt an war zwar jeder Biſchof Prieſter; aber nicht jeder Prieſter auch Biſchof; dieſer unterſcheidet ſich indeß von jenem nur durch die Gerichtsbarkeit, nicht aber durch die Weihe. In der Kirche der Katholiken ſind alſo alle Klaſſen von Dienern da, die Chriſtus ſelbſt eingeſetzt hat, nur mit dem Unterſchiede, daß jetzt getrennt beſteht, was in der Perſon der Apoſtel vereiniget war; es dauert in derſelben noch die doppelte Gewalt der Weihe und der Gerichtsbarkeit fort, die Chriſtus den Apoſteln eingeräumt hat, und die Kirche der Katholiken iſt, was die Kirche urſprünglich war, eine Lehr=, Heils= und Zuchtanſtalt. Einrichtungen, die auſſerdem in der Kirche der Katholiken getroffen wurden, ſind zwar nicht zu verwerfen; gehören jedoch nicht zum Weſen der Kirche Chriſti.

114.

Die Kirche der Katholiken hat von Zeit zu Zeit Glaubensſymbole verfaßt, oder zu den ſchon vorhandenen einen neuen Artikel geſetzt; ſie hat diejenigen für Ketzer erklärt, und aus ihrer Mitte geſtoßen, die ſich ihren Entſcheidungen widerſetzten. Dieſes ſetzt aber Unfehlbarkeit voraus; denn ein Menſch darf dem andern keine Glaubensregeln vorſchreiben, noch viel weniger ihn beſtrafen, wenn er ſie unbeachtet läßt. Die Chriſten ehrten allgemein die Entſcheidungen der Kirche, als Ausſprüche des heiligen Geiſtes, und waren bereit, das Leben für dieſelben zu laſſen. „Ich halte mich, ſagt Ambroſius, an die Verhandlungen von Nicäa; weder der Tod noch das Schwert wird im Stande ſeyn, mich davon abwendig zu machen“. — Doch es iſt nicht die Frage, ob die Kirche der Katholiken für unfehlbar gehalten ſeyn will; ſondern ob ſie es auch iſt; dieſes Letztere wollen Viele nicht zugeben. Allein wenn man zugeſtehen muß, daß Chriſtus ſeiner Kirche die Prärogative der Unfehlbarkeit verliehen hat, ſo kann man dieſe der Kirche der Katholiken nicht mehr ſtreitig machen. Die Unfehlbarkeit muß immer bleiben, weil auch die Kirche immer bleibt; ſie iſt alſo von den Apo=

ſteln gleich den übrigen Rechten und Vorzügen auf ihre Nachfolger übergegangen; dieſe ſind aber die Biſchöfe, wie wir gehört haben; alſo auch in Sachen des Glaubens unfehlbar, wie jene. Und wenn die Kirche die Lehre Chriſti erhalten und verbreiten ſoll, bedarf ſie des höhern Beiſtandes noch eben ſo gut, als ehemals.

115.

Die Kirche der Katholiken iſt auch wahrhaft katholiſch d. i. allgemein; denn es hat der chriſtlichen Religion von ihrer Einführung an bis auf dieſen Tag nicht an Bekennern gefehlt; wenn ein Volk ſie von ſich ſtieß, ſo nahm ſie ein anderes mit Freuden auf, und es giebt wenige Völker mehr, die entweder nicht wirklich zum Chriſtenthume bekehrt ſind, oder es doch einmal waren, und durch ihre Schuld darum gekommen ſind. Jene wenigen Völker aber werden noch zum Chriſtenthume berufen werden, wie es Chriſtus vorhergeſagt hat. Die Allgemeinheit der katholiſchen Kirche iſt alſo nicht ſo zu nehmen, daß die ganze Welt chriſtlich ſeyn, oder daß die chriſtliche Religion gerade weiter als jede andere verbreitet ſeyn muß. Es bleibt ja bei aller Vortrefflichkeit der chriſtlichen Religion der Freiheit der Menſchen überlaſſen, ſich zu derſelben zu bekennen, oder nicht, und darum kann es wenigſtens auſſer derſelben noch andere Religionen geben, die ſogar noch weiter verbreitet ſind; genug, daß die chriſtliche ſie überlebt.

116.

Endlich iſt die Kirche der Katholiken in der ganzen weiten Welt nur Eine, überall dasſelbe Symbolum, dieſelben Heilsmittel, dasſelbe Kirchenregiment; die Kirchen in Europa haben hierin vor den Kirchen des entlegenſten Welttheiles nichts voraus; es iſt, als hätten die katholiſchen Chriſten nur Eine Seele, und als bewohnten ſie Ein Haus. Man ſtellt es auch nicht in Abrede, daß die Kirche der Katholiken Eine iſt; iſt jedoch weit entfernt, dieſes als einen Vorzug derſelben

anzuſehen; es kann, meint man, auch in der chriſtlichen Kirche nicht immer bei dem Alten bleiben, und nur ein unmündiges dem Selbſtdenken entfremdetes Volk kann dem Princip der Verjährung huldigen. — Doch die Kirche der Katholiken wäre nicht mehr die Kirche Chriſti, wenn ſie ihre Verfaſſung nach den Anſichten und Weiſen jeder Zeit umändern würde; in der Kirche Chriſti fällt der Grund zur Bewegung und zum Wechſel weg, wie wir ſchon oben bemerkt haben; folglich auch in der Kirche der Katholiken, und dieſe bleiben bei ihrer Verfaſſung, nicht weil ſie ſich verjährt hat, ſondern weil Chriſtus, der ſie gegeben hat, ein göttlicher Geſandter iſt, den man jederzeit hören muß. —

117.

Aus dem bisher Geſagten ergiebt ſich, daß die Kirche, die Chriſtus zur Erhaltung und Verbreitung ſeiner Lehre geſtiftet hat, bis auf dieſen Tag fortdauert, und eben dieſelbe iſt, welche die katholiſche heißt. Ehe wir daraus die Folgeſätze ableiten, müſſen wir einigen Einwürfen begegnen. Man ſagt, es haben ſich Mißbräuche in die chriſtliche Kirche eingeſchlichen, die eine Reform nothwendig machten; ſolche waren der Stolz und die Habſucht der Biſchöfe überhaupt, die Anmaßungen des Papſtes, die Vervielfältigung der Dogmen u. ſ. f. Wir entgegnen: Mißbräuche ſind unter Menſchen nicht zu verhüten, und Menſchen ſind auch die Biſchöfe; ihr Amt macht ſie weder allwiſſend noch heilig. Es iſt indeß Uebertreibung, wenn man die ganze Hierarchie als eine Ausgeburt der Heuchelei, des Stolzes und der Habſucht verſchreit; der Mißbrauch iſt nur Ausnahme von der Regel, und benimmt der rechtmäßigen Gewalt der Biſchöfe nichts. Was würde aus der menſchlichen Geſellſchaft werden, wenn die Fehler der Perſonen jede auch noch ſo rechtmäßige Gewalt aufheben würden? Wenn der Papſt allgemeine Vorſchriften giebt, Glaubensſtreitigkeiten entſcheidet, die Ungehorſamen ſtraft, ſo iſt dieſes keine Anmaßung; denn alles dieſes liegt ſchon in dem Begriffe des Primates, und zielt nur auf

das Beſte der Kirche ab. — Auf den allgemeinen Kirchenräthen wurde zwar über Dogmen entſchieden, und das Symbolum von Zeit zu Zeit um einen Artikel vermehrt. Dadurch erhielt jedoch der Glaube ſelbſt keinen Zuwachs; denn jene Dogmen waren ſchon in den ausdrücklich geoffenbarten Wahrheiten enthalten, und wurden ſchon vor dieſen Entſcheidungen von der zerſtreuten Kirche wenigſtens *ſtillſchweigend* geglaubt; bei Gelegenheit der allgemeinen Kirchenverſammlungen wurden ſie bloß feyerlich ausgeſprochen. Was man alſo bis dahin dunkel glaubte, das erkannte man von nun an klar als eine chriſtliche Lehre. Man wird keine Entſcheidung irgend eines Kirchenrathes anführen können, wofür die Gründe nicht in den heiligen Schriften und der Tradition enthalten ſind. Der Kirchenrath von *Nicäa* hat entſchieden, daß Chriſtus der Sohn Gottes und mit dieſem gleichen Weſens ſey; nun kömmt zwar das Wort ὁμουσιος, d. i. gleiches Weſens in der heiligen Schrift nicht vor; wohl aber die Sache; denn wäre Chriſtus nicht der Sohn Gottes, und gleichen Weſens mit ihm, dann wären alle jene Stellen, in denen Chriſtus von ſeinem Verhältniße zu Gott ſpricht, ganz ſinnlos. Die Lehre von Einer Perſon in Chriſtus, von zwei Naturen u. ſ. f. ſind weiter nichts als Conſectarien aus dem Hauptdogma: Chriſtus iſt Gott-Menſch. Die Kirchenräthe von *Epheſus* und *Chalcedon* haben alſo keine neue Lehre vorgetragen, ſondern nur aus der alten die Folgeſätze entwickelt, als *Neſtorius* die Einheit der Perſon, und *Eutyches* die Zweiheit der Naturen läugnete.

118.

Wir ſind von der Frage ausgegangen, welche denn die *wahren* Chriſten ſind. Dieſe Frage können wir nun beantworten. Die wahren Chriſten ſind allein die *Katholiken*; dieſe gehören nämlich der Kirche an, die Chriſtus zur Erhaltung und Fortpflanzung ſeiner Lehre geſtiftet hat, und ſind folglich auch im Beſitze der *ganzen* und *unverfälſchten* Lehre, und dieſes iſt es, worauf es bei der obigen Frage

ankömmt. Alle jene alſo, die im Laufe der Zeit ſich von den Katholiken getrennt, und ſich ein eigenes Glaubensſyſtem gebildet haben, ſind nur vorgebliche Chriſten, und müſſen ſich mit den Katholiken wieder vereinigen.

119.

Von Seite der getrennten Partheien will man auch noch entdeckt haben, daß in dem Katholizismus zwar nicht die nothwendige, jedoch nahe Veranlaſſung zu Verirrungen liege, welche dem Staate nicht gleichgiltig ſeyn können, da von der Sündenvergebung leicht eine ſchädliche Anwendung gemacht werden, und leichter, als von dem Proteſtantismus der Fanatismus ausgehen kann. — Aber die Veranlaſſung zu ſolchen Verirrungen liegen nicht ſo nahe, als jene Partheien vorgeben; wenigſtens dürfte der Beweis ſchwer zu machen ſeyn, daß die Katholiken die Sündenvergebung auf eine dem Staate nachtheilige Weiſe angewendet haben; die Thatſachen, die man anführt, ſind entweder erdichtet oder wenigſtens ſehr entſtellt; nur ſo viel iſt gewiß, daß die katholiſche Beichtanſtalt unendlich viel Gutes ſtiftet und Böſes verhindert, und zur Ruhe der Staaten das Meiſte beiträgt. Der Fanatismus kann von dem Proteſtantismus wenigſtens eben ſo leicht ausgehen, als von dem Katholizismus; und iſt wirklich ausgegangen; wir erinnern hier nur an die Hugenoten in Frankreich, die aus Fanatismus die Waffen gegen ihren rechtmäßigen Herrn ergriffen; an Cromwel, deſſen Fanatismus mehr Unheil über England gebracht hat, als alle Mißbräuche der Katholiken je hätten bringen können. —

120.

Wenigſtens ſoll die proteſtantiſche Kirche den Staatszweck glücklicher befördern, als die katholiſche — warum? Erſtens weil da, wo keine Hierarchie iſt, ein Gährungsſtoff und ein Hinderuiß zeitgemäßer Bildung weniger vorhanden iſt; zweitens weil die proteſtantiſche Kirche in dieſer Zeit einen größern Einfluß auf die allgemeine Denkart und die

Sitten äußert, als die katholiſche. Wir könnten der proteſtantiſchen Kirche die Ehre laſſen, daß ſie den Staatszweck beſſer befördere als die katholiſche; es iſt dieſes immerhin nur Nebenſache; die katholiſche Kirche befördert das ewige Wohl der Menſchen, und darum iſt es ja vorzüglich zu thun. Doch die Wahrheit zu ſagen, iſt der Katholizismus auch die beſte Stütze des Staates. Was wir oben von dem Einfluße des Chriſtenthumes auf den Staat geſagt haben, gilt vorzugsweiſe von dem katholiſchen Chriſtenthume. Die Hierarchie hat nur moraliſche Zwecke, und bedient ſich moraliſcher Mittel, und der Staat, wenn er ſein Intereſſe verſteht, ſoll ſie daran nicht hindern wollen. In der Hierarchie liegt es alſo nicht, wenn ſich Gährungsſtoff verſammelt; dieſer kömmt immer von den menſchlichen Leidenſchaften. Aber ſollte man, um die Leidenſchaften nicht aufzureitzen, die moraliſche Ordnung aufopfern? Man weiſe die Leidenſchaften in die gebührenden Schranken zurück, und es wird nie zu einer Gährung kommen. Ueber das Zeitgemäße der Bildung ſind die Anſichten verſchieden; man hält es gerade jetzt für zeitgemäß, das poſitive Chriſtenthum mit dem Rationalismus zu vertauſchen; dieſer Bildung iſt die Hierarchie freilich nicht günſtig, man muß aber auch einen eigenen Begriff von Bildung haben, wenn man im Ernſte glauben kann, daß das poſitive Chriſtenthum ſich mit derſelben nicht vertrage; des Glaubens an das poſitive Chriſtenthum hat ſich kein, auch noch ſo gebildeter Menſch zu ſchämen, und wenn es dahin gekommen iſt, daß man dieſen Glauben nicht mehr zeitgemäß findet, dann iſt es auch um die religiöſe und moraliſche Bildung geſchehen, wie die Erfahrung von Jahrhunderten lehrt. Wem es um wahre, nicht gerade zeitgemäße Bildung zu thun iſt, der wird an der Hierarchie nicht nur kein Hinderniß, ſondern ein treffliches Hilfsmittel finden. Daß die proteſtantiſche Kirche einen größern Einfluß auf die Denkart und die Sitten hat, wollen wir nicht läugnen; iſt aber die Welt ſeitdem auch frömmer und beſſer geworden? Wenn ich nicht irre, ſo hat in der proteſtantiſchen Kirche der Pyrrhonismus und

der *Epikuräismus* ſehr überhand genommen; wenn dieſes die Wirkungen jenes Einflußes ſind, dann hat die proteſtantiſche Kirche wahrlich nicht Urſache, ſich desſelben zu rühmen.

121.

Als in dem franzöſiſchen Nationalconvent die katholiſche Religion zur Sprache kam, ſo kam unter andern Aeußerungen auch folgende vor: „Ich geſtehe es offen, daß ich die katholiſch = chriſtliche Religion für die unſinnigſte auf dem Erdboden halte, weil ſie das höchſte Weſen zugleich für den höchſten Tyrannen erklärt, indem ſie behauptet, daß man nur in derſelben allein ſelig werden könne, und in allen andern verdammt ſey. Nach dieſer ſchändlichen Lehre wären mehrere Milliarden von Menſchen zur ewigen Qual verdammt, weil ſie am Tigris oder Niger das Licht der Welt erblickt, und nie den Namen Chriſtus haben ausſprechen hören. Kann man ſo etwas von dem allgütigen Schöpfer der Welt wohl denken, ohne ein Narr oder Betrüger zu ſeyn?“ So viel ich weiß, denken noch Viele ſo, wenn ſie ihre Gedanken ſchon nicht auf dieſe Weiſe laut werden laſſen. Wir haben alſo auch noch zu unterſuchen, ob und in wie ferne nur in der *katholiſchen* Religion Heil zu finden iſt. Man muß gegen Religion überhaupt gleichgiltig geworden ſeyn, wenn man der katholiſchen das Prädikat „allein ſelig machend“ ſtreitig machen, oder wohl gar Unſinn ſchuld geben will. Die katholiſche Religion iſt eine göttliche, d. h. von Gott unmittelbar geoffenbarte; alſo können auch nur jene Menſchen ſelig werden, die dieſe Religion annehmen; denn wenn man in jeder andern Religion auch ſelig werden kann, dann wäre die Offenbarung in und durch Chriſtus zwecklos. Müſſen aber alle Menſchen, um ſelig zu ſeyn, Chriſten ſeyn, ſo ſagt man mit Recht, daß die chriſtliche oder die katholiſche Religion, die allein ſeligmachende ſey. Daraus folgt indeß nicht, daß jene, welche am Tigris oder Niger das Licht der Welt erblickt und den Namen Chriſtus nie haben nennen hören, verdammt werden; es verſteht ſich von ſelbſt, daß man die katholiſche

Religion kennen muß, ehe man verpflichtet ſeyn kann, dieſelbe anzunehmen. Alſo nur jene, welche Gelegenheit haben, die katholiſche Religion kennen zu lernen, und doch gleichgiltig dagegen ſind, oder wohl gar eine andere derſelben vorziehen, ſind von der Seligkeit ausgeſchloſſen; und hier iſt wahrlich kein Unſinn; denn wenn Gott jene verdammt, die vorſätzlich dem Lichte die Augen verſchließen, ſo handelt er nur ſeiner Gerechtigkeit gemäß.

122.

Es iſt nicht genug; daß man kein Verächter des Chriſtenthumes iſt, wie die Atheiſten und Naturaliſten in Frankreich; man muß an eine unmittelbare Offenbarung Gottes durch Chriſtus glauben. Die Rationaliſten, die keine unmittelbare Offenbarung erkennen, ſind um nichts beſſer, als die franzöſiſchen Naturaliſten; denn darum, daß Chriſtus von der Vorſehung erweckt worden iſt, hört ſeine Lehre nicht auf, eine menſchliche zu ſeyn, weil ja alles, was in der Welt geſchieht, das Werk der Vorſehung iſt, wie denn vor und nach Chriſtus Männer aufgeſtanden ſind, die ſich um die Bildung des Menſchengeſchlechtes verdient gemacht haben. Nur dann, wenn die chriſtliche Religion unmittelbar geoffenbart iſt, hat ſie einen Vorzug, und verdient allgemein reſpectirt zu werden.

Iſt die katholiſche Religion geoffenbart, und eben darum die allein ſeligmachende, ſo kann auch der Eifer des Katholiken, Proſelyten zu machen, nie zu groß ſeyn. Die Unwiſſenden belehren, und die Irrenden zurechtweiſen, iſt immer lobenswürdig, ja ſogar Pflicht; es muß alſo auch löblich ſeyn, alle, die entweder das Chriſtenthum nicht kennen, oder wenigſtens in dem einen oder andern Punkte irren, zum wahren, d. i. katholiſchen Chriſtenthum zurückzuführen; oder warum ſollte denn gerade die Religion eine Ausnahme machen? Es iſt nichts als leidiger Indifferentismus, wenn man will, daß ein jeder bei der Religion bleiben ſoll, in der er erzogen iſt, ohne zu unterſuchen, ob er auch

recht daran iſt, oder wenn man den Eifer des Katholiken, ſeiner Religion Anhänger zu verſchaffen als Intoleranz erklärt. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß man ſich, um Proſelyten zu machen, nur erlaubter Mittel bedienen darf. Jetzt iſt nur noch die Frage übrig, welches denn die Summe, der von Chriſtus vorgetragenen und in der Kirche hinterlegten Lehren ſey. — Wir kommen alſo jetzt zum zweiten Theile der katholiſchen Glaubenslehre, der die einzelnen Lehren des katholiſchen Glaubensſyſtemes umfaßt.

Beſondere Glaubenslehre.

Eintheilung.

1.

Die beſondere Glaubenslehre läßt ſich auf drei Punkte zurückführen — auf Gott, auf Chriſtus und auf das künftige Leben nach dem Ausſpruche Chriſti: „Das iſt das ewige Leben, daß ſie dich, den allein wahren Gott, erkennen und Jeſus Chriſtus, den du geſandt haſt.“ Wir theilen darum jene Lehre zuvörderſt in drei Kapitel ein, und tragen im erſten die katholiſche Lehre von Gott; im zweiten die Lehre von Chriſtus, und im dritten die Lehre von dem zukünftigen Leben vor.

I. Kapitel.

Die Lehre von Gott.

2.

Dieſes Kapitel zerfällt wieder in zwei Abſchnitte, von denen der erſte die Lehre von dem Weſen Gottes, d. h. von ſeinen Vollkommenheiten; der andere die Lehre von ſeinem Verhältniß zur Welt in ſich begreift.

Digitized by Google

I. Abſchnitt.

Von dem Weſen Gottes.

3.

Vor allem fragt es ſich, ob Gott *iſt*. Erſt wenn dieſe Frage durchgängig mit Ja beantwortet werden muß, kann von den Vollkommenheiten Gottes, und von ſeinem Verhältniße zur Welt die Rede ſeyn. Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob man Gottes Daſeyn aus der Vernunft beweiſen könne, und welches Gewicht die ſogenannten philoſophiſchen Beweiſe für das Daſeyn Gottes haben; ſondern ſchreiten ſogleich zu dem *bibliſchen* Beweis, an dem uns als *Chriſten* zunächſt gelegen ſeyn muß.

Die heilige Schrift beweiſt eigentlich das Daſeyn Gottes nicht; ſondern ſetzt dasſelbe voraus, und beleuchtet nur die Idee von demſelben, indem ſie ſagt, daß Gott erſchienen ſey, Wunder gethan und künftige Ereigniſſe vorhergeſagt habe. Aber im Grunde ſetzen wir auch bei den Vernunftbeweiſen für das Daſeyn Gottes die Idee desſelben voraus; wir ſchließen von den endlichen Weſen auf ein unendliches, von der Welt und ihrer Einrichtung auf einen verſtändigen Urheber, von dem Moralgeſetze auf einen oberſten Geſetzgeber; aber um ſo ſchließen zu können, müſſen wir ſchon die Idee von einem unendlichen Weſen haben, das alle Dinge auſſer ſich hervorbringen kann; ſie wird uns durch die vernünftige Betrachtung unſerer ſelbſt und der Welt auſſer uns nur erſt klar. Ein anderer Beweis für das Daſeyn Gottes iſt auch nicht möglich, weil es über Gott hinaus kein Princip giebt; aber auch nicht nothwendig; denn um einzuſehen, daß etwas wahr iſt, braucht man nur die Idee *aufzuweiſen*, d. h. zum deutlichen Bewußtſeyn hervorzuheben. Es hängt nicht von uns ab, zu glauben, daß ein Zirkel ein Dreieck, und umgekehrt ſey. Woher kömmt es, daß es uns unmöglich iſt, dieſe Dinge mit einander zu verwechſeln? Daher, weil die Vernunft ihre Ideen zu Rath zieht, und nach dieſen ein Zirkel von einem Dreiecke verſchieden

iſt. Man vernünftle, ſo viel man will; es iſt keinem Menſchen möglich, eine ſeiner klaren Ideen zu bezweifeln; nie beurtheilen wir eine derſelben, ſondern legen ſie unſerm Urtheile zu Grunde. Wenn wir irren, ſo kömmt dieſes daher, daß wir ſie nicht immer mit hinlänglicher Genauigkeit vor das Bewußtſeyn ziehen. So verhält es ſich auch mit der Idee von Gott; obſchon wir Gott nicht erfaſſen können, ſo kennen wir ihn doch ſo, daß wir alles von ihm ſagen, was er nicht iſt, und ihm andererſeits alle Vollkommenheiten beilegen, ohne Furcht zu irren. Es iſt vergeblich, eine Unterſuchung anzuſtellen, wie wir zu der Idee von Gott gekommen ſind; wir haben ſie, und dieſe Thatſache iſt entſcheidend. Was man Beweiſe für das Daſeyn Gottes nennt, iſt eigentlich nichts, als eine Entwickelung des Glaubens an daſſelbe aus unſerer Geiſtesnatur ſelbſt. —

Daß aber Gott ſich geoffenbart hat, giebt die heilige Schrift durch dieſe und ähnliche Formeln hinlänglich zu verſtehen „Gott erſchien, Gott ſtieg herab, Gott ſprach.“ — Alle dieſe Formeln laufen auf Eines hinaus, nämlich auf eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf den Geiſt der erſten Menſchen, wodurch ihre Vernunft angeregt, und zur erſten Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge gebracht wurde. Daß eine ſolche unmittelbare Einwirkung möglich iſt, und ſchlechterdings nothwendig war, damit die erſten Menſchen einige Kenntniß von Gott erlangten, haben wir ſchon weiter oben gezeigt.

Die heilige Schrift enthält überdieß eine Reihe von Wundern und Weiſſagungen. Dieſe waren eben ſo viele Offenbarungen der Allmacht und Allwiſſenheit Gottes, und nicht bloß Beweiſe ſeines Daſeyns, ſondern auch ſeiner Vorſehung. Die gewöhnlichen Begebenheiten machen auf den Menſchen keinen Eindruck, und werden, wenn ſie nicht vorhergeſagt ſind, dem Zufalle zugeſchrieben. Dieſes mußte um ſo mehr der Fall bei den erſten Menſchen ſeyn, als ſie noch ungeübt im Denken waren. Je enger jene Wunder und Weiſſagungen mit dem Schickſale einer Familie oder eines ganzen Volkes ver=

knüpft waren, deſto größer mußte der Eindruck ſeyn; deſto mehr mußte der Glaube an Gott und ſeine Vorſehung unter jenen Menſchen befeſtiget werden.

4.

Wenn man die Thatſache zugiebt, daß Gott ſich geoffenbaret hat, ſo iſt das Daſeyn desſelben factiſch erwieſen. Es giebt indeß Menſchen, die das Daſeyn Gottes ſchon von vorneherein läugnen, nicht weil ſie die Idee desſelben nicht in ſich haben, ſondern weil ſie dieſelbe nicht gehörig vor das Bewußtſeyn ziehen. Für dieſe Gattung Menſchen iſt der bibliſche Beweis freilich nicht; allein wer Gott nicht in ſich findet, der kann auch auf keine andere Weiſe von deſſen Daſeyn überzeugt werden. Zur Ehre der Menſchheit iſt jedoch die Zahl der Atheiſten verhältnißmäßig nur klein.

Der Atheismus hat entweder keinen oder doch einen ſehr ſeichten Grund, es iſt nichts in der Welt, was mit der Vorausſetzung, daß Gott iſt, im Widerſpruche wäre; hingegen vieles, was ſich ſchlechterdings nicht begreifen läßt, wenn es keinen Gott giebt. Der Atheiſt will zwar den Urſprung der Welt ohne Gott erklären; allein er verfällt dabei in das Ungereimte und Lächerliche; denn entweder muß er ſagen, daß die Welt ewig, oder daß ſie durch Zufall entſtanden iſt; im erſten Falle macht er die Welt ſelbſt zu Gott; denn Ewigkeit iſt ein Prädikat, das ausſchließend Gott zukömmt; im andern Falle iſt er genöthiget, die Ordnung aus dem Chaos, die moraliſche Freiheit aus der phyſiſchen Nothwendigkeit, den Geiſt aus der Materie abzuleiten. — Der Atheismus zerſtört die moraliſche Ordnung; denn wenn kein Gott iſt, ſo fällt jeder Antrieb zur Tugend weg; mit der Tugend die Glückſeligkeit. Wenn ein Atheiſt moraliſch iſt, ſo geſchieht es nur darum, weil das Herz beſſer iſt, als der Kopf; es iſt eine glückliche Inconſequenz. —

5.

Aber was iſt denn Gott? Es wäre Vermeſſenheit, das Weſen Gottes begreifen oder erklären zu wollen. Schon im Hiob leſen wir: „Kannſt du etwa die Spuren Gottes entdecken, und des Allmächtigen verborgenes Weſen erfaſſen? Himmelshöhen ſind es, was beginnſt du? Orkustiefen, was ergründeſt du? Der Erde Umkreis faßt ihn nicht, und nicht des Oceans Weite.“ *) — Gott wäre nicht Gott, wenn er von dem Menſchen begriffen werden könnte. Können wir aber Gott ſchon nicht erkennen, wie er iſt, ſo iſt uns doch nicht alle Kenntniß von ihm benommen, und es wäre ſehr unrecht, dem Menſchen bloß darum alle Erkenntniß Gottes abzuſprechen, weil er nicht eine vollkommene erlangen kann. Es iſt immerhin ſchon Gewinn, zu wiſſen, was Gott nicht iſt. Gott ſelbſt hat dem Menſchen eine zweifache Quelle eröffnet, aus der er ſo viel Kenntniß ſchöpfen kann, als gerade zur Tugend und Glückſeligkeit nothwendig iſt. Die erſte dieſer Quellen iſt die Vernunft, durch deren Hülfe der Menſch allenthalben in der Welt Spuren, Bilder und Stimmen der Gottheit entdeckt; die zweite iſt die Offenbarung, die die Vernunft unterſtützt und erſetzt, was dieſe nicht mehr vermag.

6.

Das Weſen Gottes beſteht in ſeinen Eigenſchaften oder Vollkommenheiten. Man theilt ſie nicht ohne Grund ein in die metaphyſiſchen, phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften; Gott iſt nämlich nach der Offenbarung der Urheber und Regent der Körper- und Geiſterwelt; es müſſen ihm alſo auch alle Eigenſchaften zukommen, ohne welche ſich das Daſeyn und die Regiernng dieſer zwei Welten nicht begreifen laſſen, und ſo ergeben ſich die phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften Gottes. Dieſer würde aber ſeyn, und nicht weniger vollkommen ſeyn, wenn er keine

*) 11, 7 ff.

Welt erſchaffen hätte; man muß ihm alſo auch alle erdenkliche metaphyſiſche Eigenſchaften beilegen. So viel über die Eintheilung der Eigenſchaften Gottes. Jetzt müſſen wir von dieſen Eigenſchaften oder Vollkommenheiten ausführlich reden, um uns das Weſen Gottes ſo viel als möglich klar zu machen, und machen den Anfang mit den metaphyſiſchen Vollkommenheiten.

7.

Gott heißt in den heiligen Schriften der lebendige und wahre Gott — der wahre den falſchen Göttern der Heiden gegenüber; der lebendige im Gegenſatze zu den Götzen, die auſſer der Form, die ihnen Menſchen verliehen haben, keine Kraft beſitzen; die zwar einen Mund haben, aber nicht reden; Augen, aber nicht ſehen; Ohren, aber nicht hören ... Pſ. 113, 4 ff. Der bibliſche Gott iſt aus und durch ſich; der Erſte und Letzte Iſ. 44. 6, vor dem kein Gott war, und nach dem keiner ſeyn wird. Iſ. 43, 10. Er iſt ewig; d. h. ohne Anfang und ohne End; um dieſes anſchaulich zu machen, bedient ſich die heilige Schrift der Bilder, wie man in der folgenden Stelle ſehen kann: „Herr! du biſt unſere Zuflucht von Geſchlecht zu Geſchlecht. Ehe noch die Berge beſtanden; ehe die Erde und der Weltkreis geſchaffen wurden — von Ewigkeit zu Ewigkeit biſt du ... Tauſend Jahre ſind vor deinen Augen, wie der geſtrige Tag, der vergangen iſt — „Pſ. 89, 11 ff.“ Deine Jahre dauern von Geſchlecht zu Geſchlecht. Du haſt, o Herr! ehedem die Erde gegründet, und die Himmel ſind deiner Hände Werk, ſie werden vergehen, du aber bleibſt. Sie alle werden alt, wie ein Kleid; du legſt ſie ab, wie ein Kleid ... Du aber biſt immer derſelbe, und deine Jahre enden nie — „Pſ. 101, 25 ff. Der bibliſche Gott bedarf keines Dinges auſſer ſich; im Gegentheile giebt er ſelbſt allen das Leben, den Odem und alles Act. 17, 25 ff.; ſelbſt unſere Tugend macht ihn nicht reicher und ſeliger Job 22, 3; mit Einem Worte, Gott iſt unabhängig. Er iſt ferner unveränderlich, ſo daß

bei ihm nicht einmal ein Schatten von einem Wechſel ſtatt findet. Jac. 1, 17. Der bibliſche Gott iſt das *Weſen der Weſen* oder der *Vater* im vorzüglichſten Sinne; von ihm hat alles, was Vater heißt, im Himmel und auf Erde, ſeine Benennung. Epheſ. 3, 15; aus ihm, durch ihn, und in ihm ſind alle Dinge. Röm. 11, 36. Faſſen wir alle dieſe Eigenſchaften zuſammen, ſo ergiebt ſich, daß Gott das *unendliche, allvollkommene* Weſen iſt; dieſes lehrt auch die heilige Schrift: „Groß iſt Gott, überaus preiswürdig, und ſeiner Größe iſt kein Ende“. Pſ. 144, 3. „Wer mißt in hohler Hand die Meere, umfaßt die Himmel mit der Spanne, und die weite Erde mit dem Dreiling? Wer wiegt die Berge in der Wage, und die Hügel in der Wagſchale? Nationen ſind ihm ein Tropfen am Eimer, gleich dem Stäubchen in der Wagſchale, Inſeln wirft er wie Staub hin. Der Libanon hat nicht Holz, nicht Vieh genug zum Opfer. Alle Völker ſind vor ihm nichts; ein Hauch, gar nichts ſind ſie vor ihm. Er wandelt Fürſten in ein Nichts, und wie ein Hauch vergehen durch ihn die Großen der Erde. Er haucht ſie an, und ſie welken hin; wie die Spreu wirbelt ſie der Sturm hinweg“ — Iſ. 40, 12 ff.

8.

Die obigen Eigenſchaften müſſen wir Gott vermöge der *Idee* beilegen, die wir von ihm in unſerer Vernunft haben. Vorausgeſetzt nun, daß Gott der *Schöpfer* und *Regent* der Welt iſt, müßen wir ihn auch noch als den *vollkommenſten Geiſt* denken; darauf wird die Vernunft ſchon durch Daſeyn der Welt, noch mehr aber durch die in derſelben herrſchende Ordnung geführt. Die Offenbarung ſetzt dieſes auſſer Zweifel; denn da wird nicht nur alles von Gott entfernt was ungeiſtig iſt, als Sinnenwerkzeuge, Einſchränkung an einen gewiſſen Ort, ein Bild u. ſ. f., ſondern es iſt ausdrücklich geſagt, daß Gott ein *Geiſt* iſt. Joh. 4, 24. Daraus mag man abnehmen, was von den *Anthropomorphismen*, d. h. von jenen Stellen der heiligen Schriften

Digitized by Google

zu halten iſt, die Gott eine menſchliche Geſtalt und menſchliche Affecte beilegen. Es ſind analoge Vorſtellungen, wodurch die heiligen Schriften das Verhältniß Gottes zur Welt begreiflich machen wollen, und dieſe Art von Anthropomorphismus, den man den ſymboliſchen nennt, iſt unzertrennlich mit dem moraliſchen Glauben an Gott verbunden. Der eigentliche oder dogmatiſche Anthropomorphismus ſteht im Widerſpruche mit den heiligen Schriften, wie man aus den oben angeführten Stellen erſieht, und mag ohne Bedenken dem Spotte der Atheiſten preisgegeben werden. —

9.

In dem Begriffe Geiſt ſind drei Merkmale — Verſtand, Wille und Macht enthalten. Daraus ergiebt ſich folgende nähere Beſtimmung der phyſiſchen Eigenſchaften Gottes. Gott, der Schöpfer und Regent der Welt, beſitzt einen unendlichen Verſtand, einen vollkommenen Willen, und eine Macht, der nichts unmöglich iſt. Jede dieſer Vollkommenheiten wird Gott noch beſonders in den heiligen Schriften beigelegt.

10.

Gott hat, wie die heiligen Schriften ſagen; Wiſſenſchaft von allen Dingen, eine unerforſchliche Wiſſenſchaft; er kennt alle Sterne namentlich; er hat den Sand des Meeres, die Tropfen des Regens, und die Tage der Ewigkeit gezählt; kein Haar fällt von unſerm Haupte ohne ſein Wiſſen; kein Weſen iſt vor ihm verborgen, ſondern alles liegt bloß und offen vor ſeinen Augen. Heb. 4, 13. Gott weiß das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige. Der entgegengeſetzte Irrthum wird in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt: Erkennet es, ihr Unvernünftigen im Volke, und werdet doch einmal klug, ihr Thoren! Der das Ohr gepflanzt hat, ſollte der nicht hören? Der das Aug gebildet hat, ſollte der nicht ſehen?“ Pſ. 93, 8 ff.

Man hat einmal gezweifelt, ob Gott das Zukünftige

wiſſen könne, ohne daß dadurch die Freiheit des Menſchen vernichtet wird, allein ohne Grund; denn nicht darum geſchieht etwas; weil Gott es weiß, ſondern weil es geſchieht, weiß es Gott ſchon vorher; nur könnte man vielleicht meynen, daß, wenn Gott das Böſe vorher weiß, er dasſelbe vermöge ſeiner Heiligkeit hindern müſſe; allein Gott iſt nicht bloß ein moraliſches Weſen, ſondern auch der Regent der moraliſchen Welt; als ſolcher kann er das Böſe wenigſtens zulaſſen, und läßt es wirklich zu; beſtraft es aber hintenher. Auf jeden Fall entſpringt aus dem Vorherwiſſen Gottes nur eine nachfolgende Nothwendigkeit, die an der Natur der moraliſchen Handlungen nichts ändert. —

11.

Gott, ſagt die heilige Schrift ferner, thut alles, was er will Pſ. 113, 11; er will indeß nicht das Unrecht Pſ. 5, 4; ſondern immer nur das Gute 1 Tim. 2, 4; er iſt untadelhaft Deut. 32, 4. Gerade darin aber beſteht die Vollkommenheit des Willens, daß er das Böſe haßt und beſtändig auf das Gute gerichtet iſt. Das Böſe geſchieht zwar auch nicht ohne den Willen Gottes; jedoch will er dieſes nicht auf gleiche Weiſe wie das Gute; dieſes will er ſchlechthin; jenes läßt er bloß geſchehen, verabſcheut es aber und beſtraft es. Man muß alſo Acte des ordnenden und des zulaſſenden Willen Gottes unterſcheiden, und wenn etwas geſchieht, immer erſt fragen, ob es Gott veranſtaltet oder bloß zugelaſſen hat. Ferner iſt der Wille Gottes ein anderer, wenn er bloß von ſeinem Verſtande geleitet wird; ein anderer, wenn er Rückſicht auf die menſchliche Freiheit nimmt; es giebt alſo auch Acte des abſoluten und des bedingten Willen; zur erſten Gattung gehört die Schöpfung; denn dazu wurde er lediglich durch ſein Wohlwollen gegen die Geſchöpfe beſtimmt; zur andern gehört die Beſeligung; denn Gott will die Seligkeit der vernünftigen Geſchöpfe nur unter der Bedingung, daß dieſe dazu mitwirken. Anfänglich hat man dieſen Unterſchied nicht gemacht; daher kömmt es, daß in den

heiligen Schriften dem Willen Gottes Gutes und Böſes auf gleiche Weiſe zugeſchrieben wird.

12.

Für die Allmacht Gottes zeugen auſſer vielen andern Stellen der heiligen Schriften folgende: „Ich weiß, daß du alles vermagſt, und kein Gedanke bleibt dir verborgen“ — Job 42, 2; „der Herr macht, was er nur immer will, im Himmel, auf Erde, im Meere, und in allen Tiefen.“ Pſ. 134, 6; „bei Gott iſt kein Ding unmöglich“ Luc. 1, 37. Gott heißt der allein Mächtige 1 Tim. 6, 15, der überſchwänglich mehr zu thun vermag, als wir bitten und verſtehen. — Epheſ. 3, 20.

13.

Eben darum, weil Gott ein unendlicher Geiſt iſt, kann er allenthalben gegenwärtig ſeyn, und iſt es auch wirklich; in ſo fern Gott auſſer dem Raume vorhanden iſt, heißt er der Unermeßliche; in ſo ferne alles im Raume ihm gegenwärtig und ſeiner geiſtigen Wirkſamkeit unterworfen iſt, der Allgegenwärtige; beide Eigenſchaften legen ihm die heiligen Schriften bei; hier nur einige Stellen: „Wir reden hier nicht, ohne daß Gott deſſen Zeuge iſt, der uns hier ſteht“ Gen. 31, 50; „Wo ſoll ich hingehen vor deinem Geiſte? wohin fliehen vor deinem Angeſichte? Steige ich in den Himmel, ſo biſt du da; ſteige ich in die Hölle hinunter, ſo biſt du auch da. Würde ich mich auf den Flügeln der Morgenröthe am Ende des Meeres niederlaſſen, ſo würde mich deine Hand auch dahin geleiten, und deine Rechte mich feſthalten Pſ. 138, 6 ff.; „Wird jemand ſich verbergen können, ſo daß ich ihn nicht ſehe, ſpricht der Herr? erfülle ich denn nicht Himmel und Erde?“ Jerem. 23, 24; „Wenn du Almoſen giebſt, ſo ſoll deine linke Hand nicht wiſſen, was die rechte thut, daß dein Allmoſen verborgen bleibe, und dein Vater, der auch im Verborgenen ſieht, es dir vergelte“ Matth. 6, 3 ff.

Die phyſiſchen Vollkommenheiten machen Gott zum

höchſten und unumſchränkten Herrn. In dieſer Hinſicht heißt er auch in den heiligen Schriften der Gott der Götter und der Herr der Herrſcher. Deut. 10, 17.

14.

Gott muß von uns auch als Urheber und Regent der moraliſchen Welt gedacht werden, weil dieſe mit der phyſiſchen nur Ein Ganzes ausmacht. Die Vollkommenheiten, die ihm in dieſer Beziehung zukommen, heißen die moraliſchen, und laſſen ſich auf vier zurückführen, als: Weisheit, Heiligkeit, Güte und Gerechtigkeit. Jede dieſer Vollkommenheiten wird Gott in den heiligen Schriften beigelegt.

15.

Nach den heiligen Schriften kömmt die Weisheit Gott ausſchließend zu: „Ihm, dem allein weiſen Gott ſey Ehre“ Röm. 16, 27. „Gebricht es einem aus euch an Weisheit, ſo erbitte er ſie von Gott“ — Jac. 1, 5. Alles hat er geſchaffen mit Weisheit Pſ. 103, 25; ſeine Weisheit hat keine Gränzen. Pſ. 146, 5. Hieher gehört auch der Ausruf: „O welch eine Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntniß Gottes: Wie unbegreiflich ſind ſeine Gerichte! wie unerforſchlich ſeine Wege! Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt? Wer iſt ſein Rathgeber geweſen?“ Röm. 11, 33.

16.

So ſchildern uns die heiligen Schriften Gott auch vorzugsweiſe als heilig: „Heilig, heilig, heilig iſt der Herr, der Gott der Heerſchaaren.“ Iſ. 6, 3; „Gott iſt Licht, und Finſterniß iſt in ihm keine.“ 1 Joh. 1, 5. Er will eben darum, weil er ſelbſt heilig iſt, daß auch die Menſchen heilig ſeyn ſollten Levit. 19, 2, und hat denſelben dieſen ſeinen Willen durch alle Perioden der Offenbarung kund gegeben; denn in jeder derſelben ſtellt er ſich uns als den heiligen Geſetzgeber dar.

Zur Heiligkeit Gottes gehört zwar auch die Wahrhaftigkeit; ſie iſt indeß keine beſondere Vollkommenheit, ſondern nur die Heiligkeit in ihrer Beziehung zu den Verheiſſungen und Drohungen Gottes. Die Wahrhaftigkeit iſt nach den heiligen Schriften Gott dergeſtalt eigen, daß jeder Menſch dagegen als Lügner zu achten iſt Röm. 3, 4; er hält, was er verheiſſen hat Heb. 10, 23; erfüllt aber auch ſeine Drohungen: „Er läßt ſeiner nicht ſpotten.“ Gal. 6, 7. —

17.

Die Güte Gottes, von der hier die Rede iſt, begreift zunächſt nur das Wohlwollen desſelben gegen ſeine Geſchöpfe; ſie heißt die reſpective Güte Gottes, um ſie von der abſoluten zu unterſcheiden, welche Chriſtus im Auge hatte, als er ſagte: „Gut iſt Niemand als Gott allein.“ Marc. 10, 18. Die reſpective Güte Gottes wird in den heiligen Schriften ſehr hervorgehoben; es heißt darin, daß Gott ſchon anfänglich alles wohl gemacht habe Gen. 1, 31; daß er überhaupt gut ſey Pſ. 105, 1, und ſeine Sonne aufgehen laſſe über Gute und Böſe Math. 5, 45; daß er die Liebe ſelbſt ſey. 1 Joh. 4, 8.

Die Güte macht, daß Gott ſich der Unglücklichen annimmt, und die Uebel entweder abwendet, wenn ſie drohen, oder entfernt, wenn ſie da ſind; in dieſem Falle heißt die Liebe Barmherzigkeit. Von dieſer ſteht geſchrieben: „Er liebt die Barmherzigkeit und das Recht; die ganze Erde iſt voll von der Barmherzigkeit des Herrn.“ — Pſ. 32, 5. Der Herr iſt gütig und barmherzig ..; huldreich iſt er gegen alle; ſeine Erbarmungen erſtrecken ſich über alle ſeine Werke“. — Pſ. 144, 8 ff. Die Güte macht auch, daß Gott dem Sünder Zeit zur Buſſe läßt, und ihm, wenn er Buſſe thut, auch verzeiht. In dieſer Beziehung heißt ſie auch Milde, Langmuth oder Geduld; wenigſtens werden dieſe Dreie Gott in den heiligen Schriften noch beſonders beigelegt. Moſes ruft aus: „Herr Gott, barmherzig und gnädig, langmüthig und von vieler Erbarmung“ — Exod. 34; 6; und Paulus

ſagt: „Verachteſt du den Reichthum ſeiner Güte, Langmuth und Geduld? Bedenkeſt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buſſe leitet?“ Röm. 2, 4.

18.

Die Gerechtigkeit Gottes beſteht darin, daß er das Gute belohnt und das Böſe beſtraft. Zwar giebt der Menſch Gott nichts, wenn er tugendhaft iſt, und nimmt ihm nichts, wenn er böſe iſt, und man möchte demnach meynen, daß Gerechtigkeit in dieſem Sinne Gott gar nicht zukomme; *allein* wenn Gott das Gute belohnt, ſo geſchieht es nicht deßwegen, weil der tugendhafte Menſch ein Verdienſt um Gott hat, das belohnt werden muß, ſondern nur deßwegen, weil er eine Belohnung verheiſſen, und ſich, ſo zu ſagen, *ſelbſt* zum Schuldner gemacht hat. Das Böſe aber ſtraft Gott, nicht um ſich wegen einer perſönlichen Beleidigung zu rächen, ſondern um die moraliſche Ordnung aufrecht zu erhalten. Man legt alſo mit Recht Gott eine belohnende und ſtrafende Gerechtigkeit bei.

Nichts zu ſagen von jenen auſſerordentlichen Erſcheinungen, wodurch Gott ſich den Menſchen als moraliſchen Richter geoffenbart hat, die eben ſo viele Beweiſe ſeiner Gerechtigkeit ſind, wird dieſe in den heiligen Schriften auch namentlich angeführt, wie aus folgenden Stellen zu erſehen iſt: „Das ſey ferne von dir, daß du den Gerechten mit dem Gottloſen tödteſt, und daß der Gerechte gleiches Schickſal mit dem Gottloſen hat; das findet bei dir nicht ſtatt“ — Gen. 18, 25. „Deine Gerechtigkeit iſt wie die hohen Gebirge; deine Urtheile ſind wie der tiefſte Abgrund“ — Pſ. 35, 6.

Ein Theil der Belohnung und Strafe erfolgt ſchon in dieſem Leben; denn die innern Gefühle der Freude, der Scham, der Reue u. ſ. f. entſtehen natürlich, ſind allgemein, und haben einige Proportion mit dem ſubjectiven Zuſtand des Handelnden. Indeß hängt die Wirkſamkeit derſelben von der Reflexion und dem äuſſern Zuſtande ab, und darum können ſie allein der Sinnlichkeit nicht das Gleichgewicht halten.

Es müſſen alſo zu den natürlichen Belohnungen und Strafen in dieſer Welt noch andere poſitive, in der andern kommen, worüber freilich nur die Offenbarung befriedigende Aufſchlüße geben kann. Sehen wir uns in den heiligen Schriften um, ſo finden wir, daß Gott jede gute Handlung noch eigens belohnen, aber auch alles Böſe, ſelbſt das Wort, noch eigens beſtrafen werde: „Die Menſchen werden am Tage des Gerichtes über jedes liebloſe Wort Rechenſchaft geben müſſen.“ — Matth. 12, 36.

19.

Gott, das vollkommenſte Weſen, hat nicht mehr ſeines Gleichen; es iſt kein Gott mehr weder über noch unter ihm; er iſt der einzige, nicht dem Grade, ſondern der Art nach, und der alleinige Schöpfer und Regent der Welt.

Wir wollen nicht darüber ſtreiten, ob ſich die Einheit Gottes aus der bloſſen Vernunft beweiſen laſſe. Gewiß iſt es, daß gerade die aufgeklärteſten Völker des Alterthums dem Polytheismus gehuldiget haben. Wir wenden uns ſogleich an die heiligen Schriften; dieſe lehren vom Anfange an, daß nur Ein Gott iſt: „Höre Iſrael, der Herr unſer Gott iſt nur Ein Herr“ — Deut. 6. 4; „Herr! du haſt unter den Göttern nicht deines Gleichen; nichts gleicht deinen Werken. Alle Völker, die du geſchaffen haſt, werden einſt kommen, und dich anbethen, o Herr! und werden verherrlichen deinen Namen; denn groß biſt du, thueſt Wunder; du allein biſt Gott.“ — Pſ. 85, 8. Chriſtus ſetzt die Lehre von der Einheit Gottes als bekannt voraus, und bezieht ſich nur gelegenheitlich darauf. Paulus hingegen ſagt ausdrücklich: „Obwohl es ſogenannte Götter giebt, ſey es im Himmel oder auf Erden, ſo haben wir doch nur Einen Gott …“ 1 Cor. 8, 5 ff.

Bei der Frage, ob Monotheismus oder Polytheismus die erſte Religion geweſen iſt, kömmt alles darauf an, ob der Menſch in Sachen der Religion ſich ſelbſt überlaſſen, oder ob er von Gott unmittelbar darin unterrichtet wurde. War dieß Letztere der Fall, ſo verſteht es ſich von ſelbſt,

daß Monotheismus die erſte Religion iſt; denn der göttliche Unterricht kann nur von der Wahrheit, nicht aber von dem Irrthume anfangen. In keinem Falle kann Polytheismus die erſte Religion geweſen ſeyn; denn wenn der Menſch ſich ſelbſt überlaſſen war, ſo würde er noch bis zur Stunde ohne alle Religion ſeyn, weil er, um ſeine Vernunft gebrauchen zu können, des Unterrichtes bedarf. Wie aber aus dem Monotheismus ſpäter Polytheismus werden konnte, haben wir ſchon oben geſagt. —

20.

Auſſer dem lehrt Chriſtus noch, daß der Eine Gott ſey Vater, Sohn und heiliger Geiſt. Dieſes iſt eine ganz eigenthümliche Lehre, wodurch ſich die chriſtliche Religion nicht nur von der Vernunftreligion, ſondern von jeder andern weſentlich unterſcheidet. Wir müſſen alſo auch noch beweiſen, daß Gott der Vater Jeſu Chriſti im eigentlichen Sinne; daß Chriſtus der wahre und natürliche Sohn Gottes, des Vaters, und daß der heilige Geiſt eine göttliche Perſon iſt. Daraus ergiebt ſich dann von ſelbſt, daß Vater, Sohn und heiliger Geiſt nicht bloſſe Namen, auch nicht bloſſe Eigenſchaften oder Wirkungen des Einen Gottes ſind. Von den hiehergehörigen Zeugniſſen beziehen ſich einige auf das Ganze der Trinitätslehre; andere auf die Theile derſelben; wir ſchicken dieſe voraus.

21.

Chriſtus nennt Gott ausſchließend ſeinen Vater; „Warum habt ihr mich geſucht? Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem ſeyn muß, was meines Vaters iſt?“ Luc. 2, 49. Daraus müſſen wir ſchließen, daß Chriſtus auſſer Gott keinen Vater erkannt hat; iſt aber dieſer Schluß richtig, ſo folgt vou ſelbſt, daß das Wort Vater hier im eigentlichen oder ſtrengen Sinne zu nehmen iſt; denn im weitern oder moraliſchen Sinne iſt ja Gott der Vater aller Menſchen. Die Juden haben dieſes auch recht gut eingeſehen; denn als er wieder einmal nicht ohne

Nachdruck ſagte: „Mein Vater wirkt bisher, und ich wirke auch“ — ſo wollten ſie ihn ſteinigen, weil er nicht nur den Sabbat gebrochen, ſondern auch Gott ſeinen Vater genannt, und ſich Gott gleich geſetzt hatte. — Joh. 5, 17 ff. Noch verdient folgende Stelle angeführt zu werden: „Es iſt mein Vater, der mich ehrt, von dem ihr ſaget, daß er euer Gott iſt.“ — Joh. 8, 54. Dieſe Lehre von Gott, dem Vater Jeſu Chriſti, wird im hellſten Lichte erſcheinen, wenn wir erſt das Verhältniß Jeſu Chriſti zu Gott dem Vater dargelegt haben; denn Vater und Sohn ſind *relative* Begriffe, die ſich wechſeitig beſtimmen.

22.

Chriſtus ſagt, daß er der *Sohn Gottes* ſey; ob im eigentlichen, oder nur im moraliſchen Sinne, muß ſich aus dem ergeben, was Chriſtus auſſerdem noch von ſeiner Perſon und ſeinem Verhältniße zu Gott dem Vater ausſagt.

Chriſtus legt ſich nun auſſer dem Namen *Sohn Gottes* noch bei *Selbſtſtändigkeit* Joh. 5, 26; *ewiges Daſeyn* Joh. 8, 58; 17, 5; ferners eine *übermenſchliche Erkenntniß* Joh. 10, 15 und eine *unumſchränkte Macht*. Matth. 28, 18. Ueberdieß nennt ſich Chriſtus den *Weg*, die *Wahrheit* und das *Leben* Joh. 14, 6; ſelbſt von der *moraliſchen Weltregierung* eignet er ſich einen Theil zu, als die *Geſetzgebung* Joh. 15, 12; das *Richteramt* Joh. 5, 22; *Erweckung der Todten*. Joh. 5, 21. — Iſt Chriſtus nicht mehr, als *Salomon* oder als jeder andere weiſe und gute Menſch, dann iſt ſchwer zu ſagen, was dieſe Reden für einen Sinn haben.

Chriſtus legt ſich auch noch *Gleichheit mit dem Vater* bei. Joh. 10, 30. Schon deßwegen allein muß man Chriſtus für den wahren und eigentlichen Sohn Gottes halten, ſobald erwieſen iſt, daß er in der angeführten Stelle von einer *Einheit des Weſens* ſpricht. Betrachtet man nun die obige Rede Chriſti in ihrem Zuſammenhange, ſo ſieht man ohne Mühe, daß ſie ſich auf eine Gleichheit der *Macht* bezieht;

Chriſtus ſagt nämlich von ſich eben dasſelbe, was er gleich darauf von dem Vater ſagt — daß Niemand ſeine Schafe aus ſeinen Händen reißen könne, und rechtfertiget dieſes durch ſein Einesſeyn mit dem Vater. Die Juden ſahen auch recht gut ein, daß Chriſtus durch jene Rede ſich zu Gott mache; nur meynten ſie, daß er Gott läſtere, weil er ja doch nur ein Menſch wäre, und hoben deßwegen Steine auf, um ihn als einen Gotteslästerer zu ſteinigen. Man kann hier nicht einwenden, daß die Juden die Rede Chriſti mißverſtanden haben; denn in dieſem Falle hätte Chriſtus nicht unterlaſſen können, ſich deutlicher auszuſprechen und dadurch das Mißverſtändniß zu beſeitigen. Er begnügte ſich indeß, den Juden aus ihren heiligen Schriften zu beweiſen, daß ſie ihn mit Unrecht der Gotteslästerung beſchuldigten, weil ja ſchon Könige und Richter Götter heißen; es vergleicht alſo bloß ſeine Auctorität mit jener der Könige und Richter, er widerſpricht es aber keineswegs, daß man ihn als Eines mit Gott und Gott ſelbſt achten müſſe; vielmehr legt er ſich die Gottheit von Neuem bei, indem er fortfährt: „Thue ich nicht die Werke meines Vaters, ſo glaubet mir nicht; thue ich ſie aber, ſo glaubet, wenn ihr auch mir nicht glauben wollet, doch den Werken, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir iſt, und ich im Vater bin. — Zur Erläuterung können auch noch folgende Stellen dienen: „Wer mich ſieht, ſieht auch den Vater.“ Joh. 14, 9. „Alles was der Vater hat, iſt mein.“ — Joh. 16, 15. Endlich will Chriſtus auch göttlich verehrt ſeyn Joh. 5, 23; und zwar muß dieſe Verehrung eine innere ſeyn; denn er verſpricht die Bitten zu erhören, die man an ihn richten würde Joh. 14, 14; er fodert, daß man an ihn eben ſo, wie an den Vater glaube Joh. 14, 1 und macht dieſen Glauben zur Bedingniß des ewigen Lebens: „Das iſt das ewige Leben, daß ſie dich, den allein wahren Gott erkennen, und Jeſus Chriſtus, den du geſandt haſt.“ — Joh. 17, 3.

Wenn man alſo nicht bei der bloſſen Ausſage Chriſti, daß er der Sohn Gottes iſt, ſtehen bleibt, ſondern damit in

Verbindung bringt, was er anderweitig von ſeiner Perſon und ſeinem Verhältniße zu Gott dem Vater ſagt, ſo ſieht man leicht ein, daß er der Sohn Gottes im eigentlichen Sinne oder Gott von Gott iſt. Er heißt darum auch der Eingeborne Joh. 3, 16, um ihn von jedem zu unterſcheiden, der im weitern oder moraliſchen Sinne Sohn Gottes heiſſen kann. Aber wie, wenn die Jünger die angeführten Reden Chriſtus bloß in den Mund gelegt haben, um ihm ein übermenſchliches Anſehen zu verſchaffen? Nein, Chriſtus hat wirklich ſo von ſeiner Perſon und ſeinem Verhältniße zu Gott geſprochen; dieſes kann man ſchon daraus abnehmen, daß die Juden gerade darum ihm den Proceß gemacht haben, weil er für den Sohn des lebendigen Gottes gehalten ſeyn wollte; man vergleiche Matth. 26, 63 ff. Das Wort Sohn Gottes in der moraliſchen Bedeutung war denſelben ſchon längſt bekannt, und hatte für ſie nichts Anſtößiges; hat nun Chriſtus ſich weiter nichts Göttliches beigelegt, ſo war kein Grund da, ihn der Gottesläſterung zu beſchuldigen, viel weniger, ihm den Proceß zu machen. Wenn übrigens in den heiligen Schriften auch einige Aeußerungen Chriſti über ſeine Perſon vorkommen, die mit den obigen im Widerſpruche zu ſtehen ſcheinen, ſo muß man ſie, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ſo deuten, daß ſie mit den übrigen klaren im Einklange erſcheinen, weil man ja vernünftiger Weiſe nicht annehmen darf, daß Chriſtus ſich ſelbſt widerſprochen habe. Wenn alſo Chriſtus Joh. 17, 3 ſich von dem Einen wahren Gott unterſcheidet; wenn er ſich auch des Menſchen Sohn, oder geradezu einen Menſchen nennt, wie dieſes öfters geſchieht; wenn er Joh. 14, 28 ſagt, daß der Vater größer iſt, als er: ſo muß man annehmen, daß er von ſich als Meſſias und als Menſch ſpricht, was er ja auch wirklich war; darum hörte er nicht auf, in einer andern Hinſicht Eines mit dem Vater, d. i. Gott zu ſeyn. Matth. 20, 23 will ſchwerlich etwas anders ſagen, als dieſes, daß im Reiche des Meſſias alles auf Moralität ankomme, worüber Gott allein entſcheidet. Daß hier nicht ein Mangel an Macht

bezeichnet werde, iſt gewiß; denn Chriſtus ſagt anderswo: Im Hauſe meines Vaters ſind viele Wohnungen. — Ich gehe hin, euch einen Platz zu bereiten.“ Joh. 14, 2 ff. In der Stelle Matth. 24, 36 iſt offenbar, nur das Wiſſen der Menſchen und Engel dem Wiſſen des Vaters entgegengeſetzt; nicht aber das Wiſſen Chriſti, das folglich nicht nothwendig ausgeſchloſſen wird. Dieſe anſcheinende Widerſprüche in den heiligen Schriften ſind ein neuer Beweis, daß die Jünger Chriſtus keine jener Reden in den Mund gelegt haben, die ihn über einen Menſchen erheben; denn hätten ſie die Abſicht gehabt, ihren Meiſter zu vergöttern, ſo würden ſie ſich wohl gehütet haben, ſich auch nur dem Scheine nach zu widerſprechen, und etwas anzuführen, was ſeine Gottheit wieder zweifelhaft macht. —

Wenn es ſich um die Perſon Chriſti handelt, muß man auch ſeine Jünger hören; ihre Stimme iſt hierin entſcheidend, weil ſie nur als der Wiederhall deſſen betrachtet werden kann, was ſie darüber aus dem Munde Chriſti vernommen haben.

23.

Daß Chriſtus von ſeinen Jüngern durchgängig der Sohn Gottes genannt wird, iſt hinlänglich bekannt. Wir haben alſo bloß zu zeigen, daß die Jünger dieſen Namen Chriſtus nicht bloß wegen ſeiner Frömmigkeit und der Liebe Gottes zu ihm beigelegt haben. Zu dem Ende führen wir die verſchiedenen Aeuſſerungen derſelben über die Perſon Chriſti und ſein Verhältniß zu Gott an.

Von den Jüngern Chriſti ſteht Johannes der Täufer oben an. Dieſer ſagt, daß Chriſtus vor ihm geweſen iſt Joh. 1, 27; daß er taufe mit heiligem Geiſte Joh. 1, 33; daß er wegnehme die Sünden der Welt Joh. 1, 29 u. ſ. f. Dieſe Reden des Täufers hat uns Johannes der Evangeliſt aufbewahrt, und in ſeine Chriſtologie aufgenommen, die wir jetzt ausführlich darlegen wollen. Die Bemerkungen dieſes Jüngers über die Perſon Chriſti ſind beſonders wichtig, nicht weil er der Liebling Chriſti war, ſondern

deßwegen, weil er abſichtlich gegen ſolche Leute ſchrieb, die Chriſtus für nichts weiter, als den Sohn des Joſeph und der Maria hielten, und alſo die natürlichſte Veranlaſſung hatte, alles, was er an Chriſtus geſehen, und von ihm gehört hatte, zuſammenzuſtellen.

Johannes ſagt nun gleich im Eingange ſeines Evangeliums, daß Chriſtus der Fleiſch gewordene Logos iſt, daß er im Anfange war; daß er bei Gott, und Gott ſelbſt war; daß alles durch ihn gemacht iſt u. ſ. f. Johannes legt alſo Chriſtus geradezu den Namen Gott bei; der Logos iſt = Gott; Chriſtus = Logos; alſo Chriſtus = Gott. Ueberdieß legt er ihm Dinge bei, die nur Gott zukommen, als ewiges Daſeyn, die Schöpfung u. ſ. f. Daß aber der Logos kein anderer als Chriſtus iſt, beweiſt der Nachſatz: „Er hat unter uns gewohnet, und wir haben ſeine Herrlichkeit geſehen“ u. ſ. f. Das Wort Logos iſt zwar aus der damals gangbaren Philoſophie genommen; aber von Johannes auf die Perſon Chriſti übertragen. Man darf alſo den Logos des Johannes nicht verwechſeln mit dem Logos der Philoſophie; jener iſt eine hiſtoriſche Perſon; dieſer ein Ideal; jener hat mit dieſem nichts gemein, als den Namen, den Johannes bloß in der Abſicht entlehnt hat, damit man nicht dem hiſtoriſchen Chriſtus den idealen unterſchieben, und den chriſtlichen Begriff verkehren möchte.

Johannes kömmt in der Folge noch öfters auf die Gottheit Chriſti zurück. So ſagt er am Schluße ſeines Evangeliums: „Jeſus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen ſeiner Jünger gethan, welche nicht in dieſem Buche geſchrieben ſind. Dieſe aber ſind geſchrieben, damit ihr glaubet, Jeſus ſey Chriſtus, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in ſeinem Namen“ — „Wir wiſſen auch, daß der Sohn Gottes gekommen iſt, und daß er uns den Sinn gegeben hat, den wahrhaftigen Gott zu erkennen; ja wir ſind in dem Wahrhaftigen, in ſeinem Sohne Jeſus Chriſtus. Dieſer iſt der wahrhaftige Gott, und das ewige Leben“. — 1 Joh. 5, 20. In der

Apokalypſe nennt er ihn den Ewigen 1, 8; den Herzenskundigen 2, 23; den Wahrhaftigen 3, 14 u. ſ. f. Doch genug von der Chriſtologie des Johannes; man giebt ja gerne zu, daß Johannes ſeinen Chriſtus vergöttert hat; nur meynen einige, er habe dieß zuerſt und allein gethan, und ſey dazu durch ſeine übertriebene Verehrung gegen die Perſon desſelben verleitet worden. Wir wollen alſo auch andere Apoſtel hören; zunächſt den Apoſtel Paulus.

24.

Paulus hat Chriſtus nicht einmal gekannt; was er alſo von der Perſon desſelben ausſagt, muß von ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthum herbeigeleitet werden. Dieſes giebt ſeiner Chriſtologie ein großes Gewicht, weil eine beſondere Vorliebe für Chriſtus keinen Einfluß gehabt hat.

Nach Paulus iſt nun Chriſtus das Ebenbild des unſichtbaren Gottes; durch ihn iſt alles erſchaffen im Himmel und auf Erde; er iſt vor allen, und alles beſteht in ihm — Col. 1, 15 ff. Er hat die Kraft, ſich alle Dinge zu unterwerfen, Philipp 3, 21; iſt Gott gleich, Philipp 2, 6; in ſeinem Namen müſſen ſich alle Kniee beugen derer, die im Himmel und auf Erden, und unter der Erde ſind, Philipp 2, 10. Paulus legt Chriſtus auch mehrmal das Prädikat Gott bei, als Röm. 9, 5; Tit. 2, 13; Heb. 1, 8. Dieſe Stellen beleuchten einander hinlänglich, ſo daß es nicht zweifelhaft ſeyn kann, ob in Röm. 9, 5. Chriſtus gemeynt ſey. Obſchon alſo Paulus ſeine Chriſtologie unter ganz andern Umſtänden geſchrieben hat, als Johannes, ſo ſtimmt er doch mit dieſem überein, und legt auf gleiche Weiſe Chriſtus die Gottheit bei.

25.

Von den übrigen Jüngern Chriſti haben wir zwar keine ſo vollſtändige Chriſtologien, wie von Johannes und Paulus; dieß kömmt aber daher, weil ſie entweder gar nichts, oder nur ſehr wenig geſchrieben haben. Indeß haben alle die

Gottheit Chriſti mündlich verkündiget, wie die älteſten Kirchenſchriftſteller einſtimmig bezeugen. Es iſt alſo ein großer Irrthum, wenn man ſagt, Johannes habe zuerſt und allein Chriſtus die Gottheit beigelegt. Aber wenn denn die Jünger ſo allgemein an die Gottheit ihres Meiſters geglaubt haben, warum haben ſie ihn denn nicht angebethet? Nun ja; ſie haben ihn wirklich angebethet — Thomas ſpricht zu ihm: „Mein Herr und mein Gott“, Joh. 20, 28. Dieſe Worte ſtehen keineswegs abgeriſſen da, wie bei einem bloſſen Ausrufe; ſondern ſind an Chriſtus gerichtet, und müſſen alſo auch auf ihn bezogen werden. „Als dann Chriſtus von ſeinen Jüngern ſchied, ſo betheten ſie ihn an.“ Luc. 24, 62. Nach der Himmelfahrt richten ſie Gebethe an ihn, wie Stephanus Act. 7, 58 ff., und verherrlichen ihn gemeinſchaftlich mit dem Vater in den Briefen. Z. B. Ihm ſey Ehre jetzt und in Ewigkeit. 2 Pet. 3, 18. Wir wiſſen alſo wenigſtens ſo viel, daß die Jünger Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung und Himmelfahrt angebethet haben; warum ſie ihn aber nicht früher angebethet haben, läßt ſich leicht erklären; die Jünger mußten erſt überzeugt ſeyn, daß Chriſtus der wahre Sohn Gottes iſt, ehe ſie ihn als ſolchen anbethen konnten; mit dieſer Ueberzeugung aber gieng es nur langſam, und erſt die Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti haben ſie völlig bewirkt.

26.

Chriſtus erwähnt auch noch des heiligen Geiſtes. Dieſes Wort hat aber in den heiligen Schriften verſchiedene Bedeutungen; oft iſt es gleichbedeutend mit Gott; noch öfters aber bedeutet es eine gewiſſe Kraft oder Wirkung Gottes. Was Chriſtus mit jenem Worte andeuten wollte, muß man aus den anderweitigen Aeußerungen deſſelben über die Natur des heiligen Geiſtes abnehmen. Man darf von dem alten Teſtamente nicht auf das neue ſchließen.

Nach der Lehre Chriſti nun iſt der heilige Geiſt zunächſt eine Perſon; denn Chriſtus legt demſelben erſtlich bei moraliſche Handlungen, als Lehren und Eingeben Joh. 14, 26;

Zeugniſs geben Joh. 15, 26 u. ſ. f. Ueberdieſs unterſcheidet er den heiligen Geiſt von dem Vater als den, der geſandt wird, und von ſich ſelbſt als ſeinen Nachfolger und Stellvertretter Joh. 14, 16; der heilige Geiſt muſs alſo eine vom Vater und Sohn verſchiedene Perſon ſeyn; denn wozu jene Unterſcheidung, wenn er entweder ein bloſſer Name oder ein abſtracter Begriff wäre? Nein, Chriſtus ſpielte nicht mit Worten und Begriffen; denn es war darum zu thun, ſeine Jünger, die über ſein Hinſcheiden traurig waren, zu tröſten. —

27.

Der heilige Geiſt iſt indeſs kein Geſchöpf, ſondern gleich dem Vater und dem Sohne eine göttliche Perſon. Chriſtus nennt den heiligen Geiſt zugleich mit dem Vater und dem Sohne, und ſetzt ihn dadurch auf gleiche Linie mit dieſen; nun aber ſetzt gleicher Rang auch gleiche Würde voraus; alſo muſs der heilige Geiſt auch Gott ſeyn. Gegen dieſe Schluſsfolge findet keine Einwendung mehr ſtatt, nachdem wir vorher ſchon die Perſönlichkeit des heiligen Geiſtes erwieſen haben. Auch die Apoſtel nennen den heiligen Geiſt beſonders, ſchreiben ihm gewiſſe Wirkungen ausſchlieſsend zu, z. B. die Erleuchtung, Beſſerung u. ſ. f. und erweiſen demſelben gleiche Ehre, wie dem Vater und dem Sohne. Dadurch geben ſie deutlich genug zu verſtehen, daſs derſelbe eine göttliche Perſon iſt; oder wozu denn der beſondere Name, wenn er nicht eine vom Vater und Sohn verſchiedene Perſon iſt; wäre er aber nicht eine göttliche Perſon, wie konnten ſie ihm göttliche Ehre erweiſen? Wir wollen hier den Umſtand nicht geltend machen, daſs die Apoſtel die Worte heiliger Geiſt und Gott für einander ſetzen, z. B. Petrus Act. 5, 3 ff., obſchon dieſer Umſtand für die Gottheit des heiligen Geiſtes entſcheidend iſt, da die Perſönlichkeit desſelben nicht erlaubt, das Wort heiliger Geiſt für gleichbedeutend mit Gott zu halten.

Was aber das Verhältniſs des heiligen Geiſtes zum

Vater und Sohn betrifft, ſo geht derſelbe vom Vater aus Joh. 15, 26, und wird vom Sohne geſendet, was im Grunde mit dem Ausgehen auf Eines hinauslauft; denn anderswo heißt es auch vom Vater, daß er den heiligen Geiſt ſende. Joh. 14, 26. Ferners heißt der heilige Geiſt eben ſo der Geiſt des Sohnes, wie der Geiſt des Vaters; folglich muß auch das Verhältniß dasſelbe ſeyn. Gehört der heilige Geiſt zur Gottheit, ſo kann es nicht fehlen, daß er auch zum Sohne in irgend einem Verhältniße ſtehe; warum ſollte man Anſtand nehmen, zu glauben, daß er auch vom Sohne ausgehe, da nur die Worte verſchieden ſind, die Sache aber dieſelbe iſt?

28.

Das Ganze der Trinitätslehre iſt zuſammengefaßt in dem Auftrage Chriſti an ſeine Jünger: „Gehet hin, lehret alle Völker, und taufet ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes". — Matth. 28, 19. Daß der Vater, Sohn und heilige Geiſt drei verſchiedene Principien oder Perſonen ſind, zeigen die drei verſchiedene Namen an; denn wenn es auch für dieſelbe Perſon oder Sache mehrere Namen giebt, ſo werden ſie doch nicht in demſelben Satze gebraucht, wie dieß hier geſchieht. Wir erſehen ferner, daß der Sohn und heilige Geiſt göttliche Perſonen ſind; denn dadurch, daß die Völker im Namen des Sohnes und des heiligen Geiſtes getauft werden müſſen, werden dieſe mit Gott dem Vater auf gleiche Linie geſetzt, was man unter Namen auch immer verſtehen mag. Was die Einheit dieſer Dreie betrifft, ſo kann man ſie daraus abnehmen, daß Name in der einfachen Zahl ſteht, und folglich allen Dreien gemein iſt. Es würde ſich übrigens von ſelbſt verſtehen, daß Vater, Sohn und heiliger Geiſt nicht drei Götter ſind; denn es iſt eine Fundamentallehre aller vorhergehenden Offenbarungen, daß Gott nur Einer iſt; eine nachfolgende Offenbarung aber kann eine frühere nicht aufheben. Chriſtus war auch weit entfernt, jener ältern Lehre zu widerſprechen; im Gegentheile

gab er zu verſtehen, daß er ſie ſelbſt anerkenne, und auch in ſeiner Lehre obenan ſetze, wie wir aus Joh. 17, 3 erſehen. Wir können alſo in keinem Falle die Dreie — Vater, Sohn und heiliger Geiſt uns anders, als in dem Einen göttlichen Weſen denken.

29.

Aber wie läßt ſich die chriſtliche Lehre von der Trinität mit der Vernunft vereinigen? Hier müſſen vor allem die Gränzen der Vernunft genau beſtimmt werden. Um vernünftiger Weiſe an eine poſitive Lehre glauben zu können, muß ſie einen hinreichenden Grund in der Geſchichte haben, darf mit keiner Vernunftidee im Widerſpruche ſtehen, und auch nicht von der Art ſeyn, daß man dabei gar nichts denken kann; es iſt aber ganz und gar nicht nothwendig, daß jede poſitive Lehre ſich auf eine Vernunftidee zurückführen laſſe. Bleibt nun die Vernunft innerhalb ihrer Gränzen, ſo dürfte ſie gegen die Lehre von der Trinität nicht viel einzuwenden haben.

In der Lehre von der Trinität ſtimmen Katholiken, Proteſtanten und Kalviniſten überein; dieſes beweiſt unwiderſprechlich, daß dieſelbe in den heiligen Schriften enthalten iſt; wie könnte denn ſonſt jene Lehre ſo allgemein ſeyn, dann die Proteſtanten und Kalviniſten bekanntlich keine andere Quelle der chriſtlichen Religion erkennen, als die heilige Schrift. Den Katholiken zu Gefallen haben Luther und Kalvin die Lehre von der Trinität ſchwerlich beibehalten. —

Die Lehre von der Trinität ſteht in keinem Widerſpruche mit der Vernunft; wir ſehen zwar die Möglichkeit der Trinität nicht ein; aber auch nicht die Unmöglichkeit, und ſo lange dieſe nicht klar dargethan iſt, ſucht man vergebens zu beweiſen, daß ſie einen Widerſpruch enthalte. Das göttliche Weſen kann zwar nicht zugleich einfach und dreifach ſeyn; aber es iſt gar wohl denkbar, daß Dreie etwas miteinander gemein haben, aber dieſes Eine ſo beſitzen und ſo gebrauchen,

daß ſie in dieſer Hinſicht wirklich verſchieden ſind; gerade ſo verhält es ſich aber mit der Trinität; die Einheit bezieht ſich auf das *Weſen* Gottes, die Dreiheit auf die *Perſonen* in dieſem Einem Weſen. Eben darum, weil man von dem Weſen nicht auf die Perſon und umgekehrt ſchließen darf, kann man gegen die Trinität nicht den Satz der *Identität* geltend machen; es wäre dieſes gerade ſo viel, als wenn jemand den Schluß machen wollte: Petrus iſt ein Menſch, und Paulus iſt ein Menſch; alſo iſt Paulus Eine Perſon mit Petrus. — So lange es nun dabei bleibt, daß wir bloß die Möglichkeit der Trinität nicht einſehen, ſo ſind wir nicht berechtiget, die Lehre davon als falſch zu verwerfen, weil wir ja noch viele andere Dinge glauben, und glauben müſſen, deren Möglichkeit uns eben ſo wenig einleuchtet.

Man kann ſich von der Trinität wenigſtens eine analoge Vorſtellung machen. In dem menſchlichen Geiſte unterſcheiden wir das Vermögen, ſich ſelbſt anzuſchauen, ſodann die Anſchauung oder den Gedanken, endlich das Wollen, das aus der Anſchauung mittels der Reflexion entſpringt; dieſe Dreie ſind dem Weſen nach Eines, weil ſie innerhalb des menſchlichen Geiſtes, und Modifikationen desſelben ſind; unter ſich aber ſind ſie verſchieden, weil das Denkende nicht der Gedanke, und dieſer nicht das Wollen ſeyn kann. Alſo analog dem Menſchengeiſte kann und darf man ſich die Trinität denken, nur mit dem Unterſchiede, daß, weil Anſchauen, Anſchauung und Wollen in Gott immanent, und jedes ſelbſt wieder etwas abſolut Vollkommenes iſt, ſie auch *Perſonen* genannt werden können, was bei dem Menſchen nicht der Fall iſt, weil in demſelben alles nur vorübergehend iſt.

30.

Man weiß nicht, ob man mehr über die Unwiſſenheit oder Unverſchämtheit ſtaunen ſoll, wenn man da und dort hört oder auch liſt, daß die Lehre von der Trinität dem erſten Chriſten ganz unbekannt geweſen, und die Gottheit *Chriſti* und des *heiligen Geiſtes* zuerſt auf dem Kirchenrathe zu

Nicäa von den dort verſammelten Biſchöfen decretirt worden ſey. Wäre dem wirklich ſo, dann hätten wir freilich mit Unrecht die Trinität für einen Artikel des chriſtlichen Glaubens ausgegeben; denn eine Lehre, die chriſtlich ſeyn ſoll, muß gleich anfänglich bekannt geweſen ſeyn, um ſo mehr, wenn ſie von ſo großer Wichtigkeit iſt, wie die Lehre von der Trinität. Wir müſſen nun beweiſen, daß man lange vor dem Kirchenrath zu Nicäa an die Gottheit Chriſti und des heiligen Geiſtes, folglich auch an die Trinität geglaubt hat. Daraus wird ſich von ſelbſt ergeben, daß jener Kirchenrath zur eigentlichen Lehre von der Trinität nichts gethan hat.

Die Chriſten der erſten drei Jahrhunderte ſprechen von Chriſtus nie anders, als von Gott; ſo ſchreibt Ignatius M: „Ich preiſe Jeſus Chriſtus, den Gott ... Ich wünſche, daß ihr euch wohl befinden möget in unſerm Gott, Jeſus Chriſtus“ — Clemens von Rom: „Brüder! wir müſſen uns Jeſus Chriſtus denken als Gott und den Richter der Lebendigen und Todten.“ — Daß dieſes der allgemeine Glaube der Chriſten geweſen iſt, erſieht man am Beſten aus den Bekenntniſſen der Martyrer; dieſe wiederholten nämlich vor ihren Richtern nur das, was man ihnen von Seite der Kirche zum Glauben vorgelegt, und eingeſchärft hatte. Wir führen hier ein ſolches Bekenntniß an, damit man von dieſem auf die übrigen ſchließen kann. Eine chriſtliche Matron, Namens Symphoroſa, die um das Jahr 120 den Martyrtod litt, ſagte zu ihrem Richter: „Deine Götter können mich nicht als Opfer annehmen; aber wenn ich um des Namens Chriſti meines Gottes willen verbrannt ſeyn werde, dann werde ich deine Teufel nur um ſo mehr quälen.“ — Selbſt Heiden können wir in dieſer Sache als Zeugen anführen; Plinius ſchreibt an den K. Trajan, daß die Chriſten unter andern auch Chriſtus als Gott ein Lied ſingen, und Lucian ſpottete derſelben gerade deßhalb, weil ſie einen Gekreuzigten als ihren Gott verehrten.

Daß auch der heilige Geiſt ſchon lange vor dem Kirchenrathe von Nicäa als die dritte Perſon in der Gottheit erkannt

wurde, hat der heilige Baſilius erwieſen. Dieſer durchforſchte nämlich mit großem Fleiße die Schriften der erſten Kirchenväter, um zu ſehen, was dieſe von dem heiligen Geiſte gehalten haben, und legte das Reſultat ſeiner Forſchung in einem eigenen Buche nieder; es lautet ſo: „Man muß bekennen Gott den Vater, Gott den Sohn, und Gott den heiligen Geiſt.“ — Demnach kann die Lehre von der Gottheit des heiligen Geiſtes nicht ſpäteren Urſprunges ſeyn, als die übrigen Artikel des chriſtlichen Glaubens. Mit der Lehre von der Gottheit Chriſti und des heiligen Geiſtes hängt die Lehre von der Trinität zuſammen; iſt alſo einmal erwieſen, daß man in den erſten drei Jahrhunderten an jene geglaubt hat, ſo folgt von ſelbſt, daß man auch an dieſe geglaubt hat. Indeß wollen wir auch für das Letztere noch beſonders Zeugniſſe anführen.

Oben an ſteht die Taufformel, die im beſtändigen Gebrauche war, und den Glauben an die Trinität in ſich ſchließt. Auſſerdem giebt ſich dieſer Glaube kund in den Bekenntniſſen chriſtlicher Martyrer. Polykarp, einer der Erſten, die den chriſtlichen Glauben mit ihrem Blute verſiegelt haben, bethete kurz vor ſeinem Ende ſo: „Vater deines Eingebornen und geprieſenen Sohnes Jeſu Chriſti, ich preiſe dich durch Jeſus Chriſtus, deinen Eingebornen Sohn, durch welchen dir mit ihm in dem heiligen Geiſte Ehre ſey in Ewigkeit.“ — Vincentius, ein Diakon, der im Jahre 303 den Martyrtod erlitt, ſprach ſeinem heidniſchen Richter gegenüber: „Ich bekenne den Herrn Chriſtus, den Sohn des höchſten Vaters, den alleinigen Sohn des alleinigen Vaters; ich bekenne, daß er mit dem Vater und dem heiligen Geiſte ein einziger Gott iſt.“ — Ein anderer Martyrer, Eupolemus mit Namen, ſagte: „Ich bethe an den Vater, den Sohn, und den heiligen Geiſt; ich bethe an die heilige Dreieinigkeit.“ — Daß aber dieſes der allgemeine Glaube der Chriſten ſchon in den erſten drei Jahrhunderten geweſen iſt, bezeugt Irenäus mit folgenden Worten: „Die Kirche, die in der ganzen Welt verbreitet iſt, hat von den Apoſteln und ihren Schülern den

Glauben an den Einen Gott, den allmächtigen Vater, und an Jeſus Chriſtus, den Fleiſch gewordenen Sohn Gottes, und an den heiligen Geiſt überkommen.“ *) — Gerade dieſer Glaube an die Trinität war es auch, der den Chriſten den Vorwurf des Polytheismus von Seite der Heiden zuzog. —

Bei dieſem einfachen Glauben an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt würde es ohne Zweifel geblieben ſeyn, wenn nicht in der Folge Irrlehren entſtanden wären, wodurch jener Glaube gefährdet wurde. Erſt als Arius die Gottheit Chriſti und des heiligen Geiſtes läugnete, da wurde zu Nicäa ein allgemeiner Kirchenrath gehalten, und die bibliſche und kirchliche Lehre von dem Sohne und dem heiligen Geiſte genau beſtimmt. Indeß wurde nichts Neues gelehrt, ſondern nur das Alte neu vorgetragen, und es verräth wenig Einſicht in das Weſen der Kirche, wenn man meint, ein Kirchenrath könne neue Dogmen machen; die Kirche hat das Wort Gottes auszulegen, und die Streitigkeiten, die allenfalls darüber entſtehen, zu entſcheiden; mehr als dieſes konnte und wollte auch der Kirchenrath von Nicäa nicht thun. —

Die chriſtliche Lehre von der Trinität iſt übrigens ganz originel, und von jener der Philoſophen weſentlich verſchieden. Es wäre daher auch vergebliche Mühe, dieſelbe aus der Philoſophie herleiten zu wollen. Juſtinus, den man vor andern beſchuldigte, daß er die Trinität auf das Gebieth des chriſtlichen Glaubens verpflanzt habe, verwahrt ſich feyerlich dagegen, indem er ſagt: „Ich bekümmere mich nicht um den Plato, nicht um den Pythagras. — Es hat vor dieſen Menſchen gegeben, die aus Antrieb des göttlichen Geiſtes redeten; dieſen verdanke ich meine Philoſophie.“ — Damit ſtimmt Tertullian überein: „Unſere Philoſophie, ſagt er, datirt ſich von der Halle Solomons her.“ — Gerade die Lehre von der Trinität macht das eigentliche Chriſtenthum aus; denn nimmt man aus der chriſtlichen Religion die Lehren von

*) Lib.I advers. haeres. c. 10.

Chriſtus und dem heiligen Geiſte weg, ſo bleibt von dieſer nichts mehr übrig, als jene Lehren, die ſie mit der natürlichen Religion gemein hat, und es iſt klar, daß mit der Trinität das Chriſtenthum ſelbſt fällt.

Nachdem wir nun das Weſen Gottes kennen, ſo weit dieſes dem Menſchen gegönnt iſt, ſo ſtellen wir ſein Verhältniß zur Welt ſo gut, als möglich, dar.

II. Abſchnitt.

Von dem Verhältniße Gottes zur Welt.

31.

Gott ſteht zur Welt in dem zweifachen Verhältniſſe des Schöpfers und des Regenten; die Offenbarung, die allein befriedigenden Aufſchluß über das Verhältniß Gottes geben kann, läßt darüber nicht den geringſten Zweifel übrig. Wir handeln zuerſt

Von der Schöpfung.

32.

Im Anfange hat Gott Himmel und Erde erſchaffen, d. h. aus Nichts hervorgebracht, wie es 2 Machab. 7, 28 ausdrücklich heißt. Unter dieſem Grundbegriffe des Schöpfers wird Gott in den heiligen Schriften angekündiget, und dieſer ſodann als der eigenthümliche Charakter, wodurch der wahre Gott ſich von den falſchen Göttern unterſcheidet, immer mehr entwickelt: „Weg mit deu Göttern, die Himmel und Erde nicht gemacht haben.“ — Jerem. 10, 11. Auch Chriſtus und ſeine Apoſtel gehen davon aus, daß Gott Himmel und Erde erſchaffen hat, wie man aus Matth. 11, 25; Act. 14, 14 und andern Stellen erſieht.

Die Welt iſt nun einmal da; iſt ſie nicht von Gott in der Zeit erſchaffen worden, ſo muß ſie entweder *ewig* ſeyn, oder ſie iſt durch *Zufall* entſtanden; nun aber ſtreitet das Eine, wie das Andere gegen die Vernunft; wäre die Welt ewig, ſo würde folgen, daß ſie entweder mit Gott identiſch, oder daß Gott nicht das abſolute Weſen iſt. Durch Zufall entſteht nicht die kleinſte Hütte; um ſo viel weniger kann die Welt auf dieſe Weiſe entſtanden ſeyn. Die Vorſtellung, daß dieſe Welt von Gott erſchaffen worden iſt, ſagt alſo auch der *Vernunft* am meiſten zu.

Wie die Schöpfung in den heiligen Schriften erzählt wird, iſt allgemein bekannt; es fragt ſich bloß, was von dieſer Erzählung zu halten iſt; ob ſie mehr als ein *Lehrgedicht* oder als ein *Philoſophem* iſt. Man kann dieſe Erzählung nicht wohl für ein Gedicht oder Philoſophem halten, weil man der alten Welt keinen ſo hohen Grad von Bildung zutrauen darf, als die Erzählung vorausſetzt, die auch dem gebildetſten Volke Ehre machen würde. Wenn wir es aber der alten Welt zutrauen wollten, daß ſie ſo ſinnig dichten oder philoſophiren konnte, ſo iſt doch nicht abzuſehen, was mit einer bloſſen Dichtung geholfen ſeyn ſollte, wenn es ſich um den Urſprung der Welt handelt. Am allerwenigſten aber hätte es einem Manne, wie *Moſes* war, in den Sinn kommen können, ſeine Conſtitution, die auf die Dauer von Jahrhunderten berechnet war, auf das wandelbare Gebild menſchlicher Phantaſie zu bauen; hier war es vor allem darum zu thun, die Hebräer über ihr Verhältniß zu Gott, und folglich auch über den Urſprung der Welt zu belehren. Nein, was die heiligen Schriften von dem Urſprunge der Welt erzählen, iſt der Hauptſache nach *Geſchichte*; dieſes iſt die wahrſcheinlichſte Meinung, und biethet auch am wenigſten Schwierigkeiten dar. Ich ſage: der Hauptſache nach; denn daß Gott wirklich geſprochen habe: Es werde Licht, laßt uns machen u. ſ. f., wird Niemand im Ernſte behaupten. Man muß die *Sache* wohl von der *Darſtellung* unterſcheiden; dieſe kann nicht anders, als höchſt einfach und

ſinnlich ſeyn, und beweiſt gerade dadurch das hohe Alter der Erzählung. Die Sache ſelbſt läßt ſich mit einer Geſchichte recht gut vereinigen; ja, wenn wir heute über den Urſprung der Welt-philoſophiren, ſo können wir uns denſelben nicht beſſer erklären, als dieſes in der alten Urkunde geſchieht. Wie aus Nichts Etwas wird, oder der eigentliche Act der Schöpfung muß uns immerhin unbegreiflich bleiben; denn die Schöpfung iſt das originelſte Wunder. Unſere Vorſtellung iſt alſo bloß beſchränkt auf die Ordnung, in welcher ſich die Dinge entwickelt haben, und dieſe iſt gerade ſo, wie die reflectirende Vernunft ſich dieſelbe denkt. — Zuerſt war Waſſer da, und unter dieſem ein ungeheuerer Granit, der ſich aus dem Waſſer niedergeſchlagen hat. Hierauf wurde Licht, und durch dieſes wurde zunächſt die Scheidung des Waſſers bewirkt; die feinern Theile ſtiegen in die Höhe, und bildeten den Dunſtkreis; die gröbern Theile ſetzten ſich nach unten, und ſuchten einen Ruhepunkt in den Vertiefungen des Felſen; ſo wurden die Meere, Seen, Flüße u. ſ. f. Nachdem das Waſſer ſich in den Vertiefungen geſammelt hatte, wurde der Fels, der den Kern unſerer Erde bildet, ſichtbar, und aus den Erdtheilchen, die das Waſſer zurückgelaſſen hatte, ſproßten allmählig Gräſer, Kräuter und Bäume hervor. Sobald die Erde da war, begann auch der Einfluß der Sonne, des Mondes, und der übrigen Himmelskörper auf dieſelbe; die Sonne fieng an, die Erde zu beleuchten, Wärme zu entwickeln; der Mond, das Meer in Bewegung zu ſetzen; die Bewegung der Erde um die Sonne bewirkte den Wechſel der Jahreszeiten, von dem das Wachsthum und Gedeihen der Früchte abhangen u. ſ. f. Aus einem guten Grunde wird alſo ſogleich nach der Bildung der Erde das Entſtehen der Himmelskörper geſetzt, und ſo viel geſagt, als der angehende Erdebewohner zu wiſſen brauchte, nämlich daß jene Körper erſchaffen ſeyen, und auch einigen Einfluß auf die Erde haben. Jetzt wurden lebende Weſen geſchaffen, und da kam die Reihe zuerſt an die Fiſche und Vögel, weil die Elemente, in welchen dieſe Thiergattungen leben — Waſſer und Luft —

vorhanden waren. Sodann kamen die Landthiere, und zwar die Graßfreſſenden zuerſt, hierauf die Fleiſchfreſſenden, weil erſt für Nahrung geſorgt ſeyn mußte, ehe Thiere geſchaffen wurden, und die Letzteren ja ſich von den Erſteren nähren. Noch fehlte der Menſch; er wurde geſchaffen, als die Erde bewohnbar war, und im Ueberfluß alles darboth, was derſelbe zu ſeinem Unterhalte bedurfte.

Unſere Tradition läßt zwar die Welt innerhalb ſechs Tagen erſchaffen werden; indeß darf man dieſes nicht ſo genau nehmen. Konnte Gott ſchon vermöge ſeiner Allmacht die Welt auf einmal ſchaffen, ſo ſcheint doch ein allmähliges Hervorbringen der mannigfaltigen Geſchöpfe ſeiner Weisheit angemeſſener zu ſeyn; wenigſtens kann man die Schöpfung auf ſolche Art leichter begreifen, und entgeht vielen Schwierigkeiten, die auſſer dem unauflösbar ſind. Die Erde war gleich anfangs, was ſie jetzt iſt; es gab Berge und Thäler. Nun mag es ziemlich lange gedauert haben, bis der Granitfels, der den Kern der Erde bildet, ſeine gegenwärtige Geſtalt angenommen hat. Nimmt man auch an, daß einmal mit unſerer Erde eine große Veränderung vorgegangen, und was früher feſtes Land war, Meeresgrund, der frühere Meeresgrund aber feſtes Land geworden iſt, ſo wird dadurch an der Sache ſelbſt nichts geändert; denn auch auf dem Meeresgrunde giebt es bekanntlich Berge; dieſe traten alſo bei der allgemeinen Fluth hervor, und bildeten fortan die Berge des Feſtlandes, die vorigen Berge aber verſanken mit der Oberfläche der Erde, und bildeten die Inſeln, Untiefen u. ſ. f. Bis das Waſſer verdünſtete, und die Atmosphäre bildete, oder ablief und ſich in den Vertiefungen ſammelte, vergieng ſicherlich wieder eine längere Zeit; dasſelbe mußte auch der Fall bei der Vegetation ſeyn. — Weil es aber über die Schöpfung des Menſchen hinaus weder Geſchichte, noch Zeitrechnung giebt, ſo konnten jene längere oder kürzere Zeiträume füglich umgangen, und die ganze Schöpfung auf gemeine Tage zurückgeführt werden. Fragt man alſo, ob die Welt alt oder jung iſt, ſo kann man eben ſo gut ſagen, daß

ſie alt, als daß ſie jung iſt; es kömmt darauf an, wo man zu rechnen anfängt; ſie iſt jung, wenn man von dem Entſtehen des Menſchengeſchlechtes an rechnet; alt, wenn man auf die Zeit ſieht, in der ſich die Welt bis zu ihrer gegenwärtigen Geſtalt empor gearbeitet hat. Man hat verſchiedene Erdſchichten entdeckt, und in dieſen Gerippe von Thieren, verſteinerte Pflanzen u. d. g. Dieſes läßt ſich jetzt ganz natürlich erklären; die Erde hat nämlich ſo manche Revolution erfahren, ehe ſie für den Menſchen bewohnbar wurde; da wurden denn ganze Geſchlechter von Thieren und Pflanzen weggeſchwemmt, und Schichten auf Schichten gehäuft. —

Jetzt bleibt nur noch die Frage zu beantworten übrig, worauf denn die Tradition von der Erſchaffung der Welt beruhe. Moſes hat ſie uns zwar erhalten, aber nicht aus ſich ſelbſt genommen, ſondern ſchon zu ſeiner Zeit vorgefunden; dieſes beweiſt ſchon die Kürze der Erzählung, dann aber die Schreibart, die von der Moſaiſchen ganz verſchieden iſt. Aber ſelbſt die erſten Menſchen konnten nichts von dem Entſtehen der Welt wiſſen, weil ſie ja erſt zuletzt geſchaffen wurden. Man muß, um den Grund jener alten Tradition zu finden, auf den Schöpfer zurückgehen. Die erſten Menſchen hatten eben ſo gut, als die nachfolgenden, die Beſtimmung, Religion und Tugend zu üben; ſie mußten alſo auch ihr Verhältniß zu Gott erkennen, und eben darum auch wiſſen, woher die Welt, und ſie ſelbſt ſind. Dieſe Kenntniß aber konnten ſie nicht aus ſich ſelbſt ſchöpfen, weil ihre Vernunft noch nicht ſo entwickelt war; es blieb alſo nichts übrig, als daß der Schöpfer ſie unmittelbar über jenes Verhältniß belehrte. Die Stammeltern theilten ſodann die göttliche Belehrung ihren Kindern mit, und ſo wurde ſie durch beſtändige Ueberlieferung, ſey es nun mündliche oder ſchriftliche, bis auf Moſes gebracht.

33.

Das vornehmſte Geſchöpf dieſer Erde iſt der Menſch; er beſteht aus einem organiſchen Körper, und einer unſterblichen Seele; ſo lehrt die Offenbarung: „Sey eingedenk deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugend ehe... der Staub zur Erde zurückkehrt, und der Geiſt zu Gott zurückgeht, der ihn gegeben hat.“ — Ecclesiaſtes 12, 1 ff. „Fürchtet nicht diejenigen, die den Leib tödten; die Seele aber nicht tödten können.“ — Matth. 10, 28. Den organiſchen Körper hat der Menſch mit den Thieren gemein, nur daß derſelbe alle Vorzüge in ſich vereiniget, die jene einzelne beſitzen, und eine Welt im Kleinen iſt. Die unſterbliche Seele hingegen iſt, ein dem Menſchen ganz eigenthümlicher Vorzug, wodurch er ſich nicht nur von der Pflanze, ſondern auch von dem Thiere weſentlich unterſcheidet.

Der Urſprung des Menſchengeſchlechtes iſt der: Gott bildete aus Schlamm den Körper, und hauchte ihm den belebenden Geiſt ein; ſo wurde zuerſt der Mann, den die alte Tradition, weil er dem Leibe nach aus Erde beſteht, Adam, d. i. Erdmann nennt. Nach einiger Zeit ſchuf Gott das Weib, während Adam ſchlief, und zwar aus einer Rippe, die er aus der Seite des ſchlafenden Adam genommen hatte, wie die alte Tradition ſagt; Adam ſelbſt legte ihr den Namen Männin bei, der in der Folge mit Heva, d. i. Mutter der Lebendigen vertauſcht wurde. — Geneſ. 2, 5 f. f.

Was iſt aber von dieſer Erzählung zu halten? Sollte ſie mehr als ein Mythus ſeyn? Iſt es ſchon nicht ausgemacht, daß die vorſtehende Erzählung baare Geſchichte iſt, ſo darf man es doch nicht dahingeſtellt ſeyn laſſen, ob ſie Mythus oder Geſchichte iſt, ſondern muß jener Meinung den Vorzug geben, welche die meiſten Gründe für ſich hat. Demnach muß man annehmen, daß jene Erzählung auf hiſtoriſchen Thatſachen beruhe; denn Moſes, der uns dieſelbe aufbewahrt hat, verbindet ſie mit dem Geſchlechtsregiſter der Zeitrechnung, den Künſten und Erfindungen, ohne den leiſeſten Wink

zu geben, daß man ſie anders verſtehen müſſe, als die letztern, offenbar hiſtoriſchen Notizen. Dieſes beweiſt wenigſtens ſo viel, daß Moſes an der hiſtoriſchen Wahrheit der Erzählung nicht zweifelte. — Und wozu hätte es nützen können, ein bloſſes Hirngeſpinnſt in ſeine Geſchichte aufzunehmen? Ueberhaupt hielt der Hebräer die Erzählung von dem Urſprunge des Menſchen für eine wahre Geſchichte, wie man aus Ecclſtes 12, 17; Tob. 8, 8; Ecclſtcus 17, 1; f. f. erſieht; und Chriſtus, weit entfernt, dieſen Glauben zu mißbilligen, beſtätigte ihn vielmehr, indem er ſagte: „Habt ihr nicht geleſen, daß der, welcher den Menſchen urſprünglich geſchaffen hat, ihn als Mann und Weib geſchaffen hat?“ Matth. 19, 4. Moſes und die Hebräer thaten auch klug daran, daß ſie die Erzählung für Geſchichte hielten; denn es kömmt in derſelben nichts vor, was mit einer Geſchichte unvereinbar iſt. Der Menſch iſt von den übrigen Geſchöpfen dieſer Erde weſentlich verſchieden; auſſer dem organiſchen Körper, den er mit den Thieren gemein hat, beſitzt er eine vernünftige Seele oder einen Geiſt; dieſer konnte aber nicht aus der Materie kommen, ſondern mußte anderswoher gegeben werden; der Menſch konnte darum nicht auf gleiche Weiſe, wie die übrigen Thiere, erſchaffen werden; es ſolle jedoch nur dieſes geſagt ſeyn, daß der Menſch aus Leib und Geiſt beſtehe, und jener aus Erde, dieſer aber von Gott ſey; daß man ſich Gott als Töpfer vorſtelle, fodert die Erzählung nicht. Das Weib ſoll zwar aus einer Rippe des Mannes gebildet worden ſeyn; allein man ſieht leicht, daß damit nicht die Art und Weiſe, wie das Weib erſchaffen wurde, ſondern nur die Aehnlichkeit mit dem Manne angedeutet werden ſollte; denn nur von dieſer konnte Adam Zeugniß geben, nicht aber von jener, weil ja das Weib geſchaffen wurde, während er ſchlief. Dieſe Aehnlichkeit iſt ausgedrückt in den Weſen: Das iſt Bein von meinem Gebeine, und Fleiſch von meinem Fleiſche — von denen das Uebrige, nämlich daß das Weib aus einer Rippe des Mannes gebildet iſt, nur eine Umſchreibung zu ſeyn ſcheint. Unſere Naturphiloſophen erklären im Grunde

den Urſprung des Menſchen gerade ſo, wie unſere alte Tradition; denn ſie laſſen denſelben aus dem Urſchlamme entſtehen; ihre Erklärung unterſcheidet ſich von der ältern nur dadurch, daß in derſelben Gottes nicht gedacht, ſondern die ſchöpferiſche Kraft der Materie beigelegt wird, obſchon die Erfahrung von Jahrtauſenden lehrt, daß die Materie aus ſich nichts hervorbringt. Selbſt davon, daß das Weib nicht gleichzeitig mit dem Manne geſchaffen wurde, läßt ſich ein Grund einſehen; der erſte Menſch konnte nur durch ein Wunder zum Gebrauche ſeiner Vernunft und der Sprache gelangen; weil aber Gott nicht Wunder ohne Noth wirkt, ſo ſchuf er zuerſt den Mann, und regte in demſelben die Vernunft und Sprache an; ſodann das Weib, welches, weil es an dem Manne ihres gleichen hatte, von dieſem lernen konnte. Uebrigens muß man auch hier die Sache von der Art, wie ſie erzählt wird, wohl unterſcheiden; dieſe iſt ſehr ſinnlich, Gott geht da mit ſich ſelbſt zu Rath; ſpricht: Laßt uns machen u. ſ. f., ſie beweiſt das hohe Alter der Erzählung; gehört aber nicht zur Geſchichte, wie es ſich von ſelbſt verſteht.

34.

Gott hat die Welt, wie man leicht erachten kann, nicht ohne Zweck erſchaffen; es fragt ſich nur, wo dieſer Zweck zu ſuchen iſt. Daß Gott die Welt nicht ſeinetwegen erſchaffen hat, leuchtet ein; denn Gott genügt ſich ſelbſt, und Millionen Welten können ihn nicht ſeliger machen. Man muß alſo annehmen, daß Gott die Welt der Geſchöpfe wegen hervorgebracht habe, und zwar wegen der moraliſchen, als welche die vornehmſten ſind. Dieſe aber zeichnen ſich vor den übrigen Geſchöpfen aus durch das Erkenntniß-, Begehrungs- und Gefühlvermögen, demnach kann der Zweck der Schöpfung kein anderer ſeyn, als daß die moraliſchen Weſen durch Streben nach Wahrheit und Tugend ſo glückſelig als möglich, oder Gott ähnlich werden ſollen. Dieſes geht auch aus allen Offenbarungen Gottes hervor; ſie ſind ſämmtlich auf Wahrheit, Tugend und Glückſeligkeit berechnet; denn ſie

enthalten nichts, als Glaubenslehren, Sittengeſetze und Verheiſſungen. Jener Zweck iſt aber auch deutlich in den heiligen Schriften ausgeſprochen: „Fürchte Gott, und halte ſeine Gebothe; denn dieſes iſt Sache eines jeden Menſchen. Und was immer geſchieht, ſey es gut oder böſe, wird Gott vor ſeinen Richterſtuhl ziehen.“ Eccſtes 12, 13. — Dieſer eben ſo vernünftigen, als chriſtlichen Lehre von dem Schöpfungszwecke iſt entgegengeſetzt der Epikuräismus, der nur nach Glückſeligkeit haſcht, und Tugend nur für ein Hirngeſpinſt hält; dann der Stoicismus, der auf Glückſeligkeit ganz verzichten, und ſich mit der hohlen Maske einer phantaſtiſchen Tugend begnügen will. —

Hier iſt auch der Ort, die Frage zu beantworten, ob dieſe Welt wohl auch die beſte ſey. Sie hängt mit dem Schöpfungszweck zuſammen, und die Antwort geht aus dieſem ungezwungen hervor. Wir nennen ein Ding gut, wenn dasſelbe einen guten Zweck hat, und ſo beſchaffen iſt, daß es dieſem Zwecke auch entſprechen kann. Die Frage, ob dieſe Welt die beſte ſey, lautet alſo mit andern Worten ſo, ob ſich ein beſſerer Zweck der Schöpfung denken läßt, als der oben angegebene, und ob dieſe Welt ſo eingerichtet iſt, daß ſie dem Streben nach Wahrheit, Tugend und Glückſeligkeit nicht nur nicht hinderlich, ſondern auf alle Weiſe förderlich iſt. Hierauf antworten wir ſo: Unſere Vernunft kennt keinen höhern Zweck, als Wahrheit, Tugend und Glückſeligkeit; was man auſſer dieſen Dreien ſich als Zweck der Schöpfung denken mag, iſt eines vernünftigen Weſens unwürdig. Die phyſiſche Welt iſt der moraliſchen untergeordnet, und muß ihr als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke dienen. Ueberdieß hat Gott noch auſſerordentliche Anſtalten getroffen, um den Menſchen zu ſeiner Beſtimmung hinzuführen, ſo daß derſelbe auch nach dem moraliſchen Zerfalle, noch hinlängliche Mittel hat, jene Beſtimmung zu erreichen. Dieſe Welt iſt alſo die beſte, man mag auf den Zweck oder auf die Mittel ſehen, und wer über den ſogenannten Optimismus ſpottet, trägt nur ſeine Unwiſſenheit zur Schau. Um indeß an der beſten Welt nicht irre zu werden,

muß man ſtets im Auge behalten, wie die Welt aus Gottes Hand hervorgegangen iſt, und was die Menſchen aus derſelben gemacht haben; die Welt würde zur Stunde noch ein Paradies ſeyn, wenn die Menſchen ihre Leidenſchaften beherrſchen wollten, wie ſie ſollten. Man muß ferners die wahre Glückſeligkeit von der fälſchlich ſogenannten wohl unterſcheiden; wer nicht ſo viel hat, als er gerade wünſcht, iſt darum nicht unglücklich. Endlich muß man auch noch die Fortdauer jenſeits, oder die Unſterblichkeit in Anſchlag bringen; was uns hier an Glückſeligkeit mangelt, wird noch erſetzt, und ſo Tugend und Glückſeligkeit in das vollkommenſte Gleichgewicht gebracht werden.

35.

Unmittelbar hat Gott nur *Ein Paar* Menſchen, Mann und Weib erſchaffen; alle übrigen ſtammen zunächſt von dieſem Einen Paare ab, und Gott iſt nur inſoferne auch ihr Schöpfer, als er jene Kraft, durch welche das Menſchengeſchlecht ſich fortpflanzt, bis zur Stunde wirkſam erhält, und mit dem todten Leibe eine vernünftige Seele vereiniget.

Es iſt auch nicht die leiſeſte Spur vorhanden, daß es *auſſer* und *neben* dem Adam und der Eva noch andere Menſchen gegeben hat. Im Gegentheile ſagt die alte Tradition: „Vor dem Adam war kein Menſch da, der die Erde bebaute, und vor der Eva fand ſich keine dem Adam ähnliche Gehilfin;“ die Stammtafel des menſchlichen Geſchlechtes fängt vom Adam an, der darum auch der Vater des Erdkreiſes heißt. *) Ein Paar Menſchen war auch mehr, als hinreichend, die Erde allmählig zu bevölkern; daß aber dieſe nicht auf einmal bevölkert worden iſt, beweiſt ſchon der Umſtand, daß es jetzt noch viele Inſeln, und ſelbſt große Strecken des feſten Landes giebt, die nicht bewohnt ſind, und auch nie bewohnt waren. Die Wege, auf denen ſich die Menſchen verbreitet haben, namentlich, wie ſie nach Amerika gekommen ſind,

*) Weish. 10, 1.

können wir jetzt freilich nicht mehr angeben; aber wer weiß, ob dieſer Welttheil nicht auch einmal mit den übrigen zuſammengehangen iſt, wie Europa mit Aſien? Dann ſind ja die Menſchen im Weſentlichen alle gleich; der Körperbau iſt bei allen derſelbe; Farbe, Größe und andere zufällige Verſchiedenheiten kommen hier in keinen Betracht. Von dieſer Gleichheit aber ſchließt man mit Recht auf eine gemeinſchaftliche Abſtammung. Zwar reden die Menſchen jetzt mancherlei, und dem Anſcheine nach ganz verſchiedene Sprachen; die neueſten Sprachforſchungen haben es aber auſſer Zweifel geſetzt, daß die verſchiedenen Sprachen im Grunde nur verſchiedene Dialekte einer einzigen, der ſemitiſchen Sprache ſind; die Verſchiedenheit der Sprachen iſt alſo erſt ſpäter, vermuthlich nach der erſten großen Völkerwanderung entſtanden, und beweiſt darum nichts gegen die gemeinſame Abſtammung der Menſchen. Und wenn Gott wollte, daß alle Menſchen ſich als Eine Familie betrachten, und als Brüder und Schweſtern ſich wechſelſeitig lieben ſollten, ſo war es gewiß beſſer, daß er zuerſt ein Paar ſchuf, und ſie zu den Stammeltern der übrigen machte, als daß er deren mehrere zu gleicher Zeit hervorbrachte, die von einander nichts wußten. Jetzt iſt noch die Frage zu beantworten übrig, welches denn der phyſiſche und moraliſche Zuſtand der erſten Menſchen geweſen iſt.

36.

Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß die erſten Menſchen eben dieſelbe Beſtimmung hatten, die ihre Nachkommen haben; oder ſollten etwa Tauſende für Einen, die vorhergehende Geſchlechter für das letzte, alle Individuen für die Gattung hervorgebracht ſeyn? Nein, ſo ſpielt Gott nicht; jedes ſeiner Geſchöpfe iſt, obſchon es zu einem unabſehbaren Ganzen gehört, für ſich ein Ganzes, und trägt den göttlichen Charakter ſeiner Beſtimmung an ſich. Es bleibt uns alſo bloß zu zeigen, daß die erſten Menſchen auch im Stande waren, ihre Beſtimmung zu erfüllen.

Die erſten Menſchen wußten nichts von der Schwachheit und Unbehilflichkeit der Kinder, weil ja ihr Körper unmittelbar von Gott gebildet, und daher ſchon vollkommen und kräftig war; ſie konnten alſo ſogleich den Garten bearbeiten, die Thiere bezähmen, ihre Gattung fortpflanzen u. ſ. f. Ueberdieß wußte Adam die Thiere mit Namen zu nennen; dieſes und der Umſtand, daß ihm und dem Weibe verbothen war, von der Frucht eines gewiſſen Baumes zu eſſen, beweiſen, daß auch die Vernunft der erſten Menſchen bis zu einem gewiſſen Grade ausgebildet war; denn wo die Vernunft fehlt, da kann es auch keine Sprache, noch viel weniger ein Geboth oder Verboth geben. Der Wohnplatz der erſten Menſchen war eine anmuthige und fruchtbare Gegend, deren Lage die alte Tradition wohl auch angiebt, die man aber jetzt vergebens ſuchen würde, weil unſere Erde ſeitdem manche Revolution erlitten hat. Dadurch, daß Gott den neugeſchaffenen Menſchen in einen milden und fruchtbaren Himmelsſtrich verſetzte, verhütete er, daß derſelbe nicht aus Mangel an Kleidung und Nahrung ſchon im erſten Geſchlechte wieder untergieng.

Zu dieſen *natürlichen* Vorzügen fügte Gott noch *übernatürliche* hinzu; er offenbarte ſich den erſten Menſchen *unmittelbar*. Waren ſie ſchon mit den herrlichſten Anlagen ausgeſtattet, ſo waren dieſe doch noch unentwickelt, und die Menſchen trotz der phyſiſchen Vollkommenheit am Geiſte Kinder. Durch die Offenbarung wurde alſo erſt die Vernunft geweckt und gebildet; ohne dieſe äuſſere Anregung würde der Menſch ſchwerlich je zur Vernünftigkeit gelangt ſeyn. Insbeſondere aber iſt es dieſer unmittelbaren Offenbarung Gottes zuzuſchreiben, daß der Menſch auch eine Kenntniß von *überſinnlichen* Dingen hat; zu den Wahrheiten: Gott, Tugend, Unſterblichkeit und ähnlichen kömmt die menſchliche Vernunft nur durch Unterricht, der bei den erſten Menſchen nur ein göttlicher ſeyn konnte. — Die *Tugend* war zwar den erſten Menſchen nicht ſchon anerſchaffen, weil ſie ja erworben werden muß; aber das Erwerben war mit keinen Schwierigkeiten verbunden; denn der Wille derſelben war zu allem Guten tüchtig: „Gott

hat den Menſchen gut gemacht.“ *) — Aus der Drohung: Geneſ. 2, 17 zu ſchließen, war der Menſch urſprünglich unſterblich auch dem Leibe nach. Dieſes kann indeß nur ſo zu verſtehen ſeyn, daß der Menſch in eine andere Welt hinüber gerückt worden wäre, ohne ſo gewaltſam und ſchmerzlich aufgelöſt zu werden, als dieſes geſchieht, ſeitdem er von der verbothenen Frucht gegeſſen hat. In keinem Falle würde der Menſch ewig auf dieſer Erde geblieben ſeyn; denn die volle Befriedigung ſeiner höhern Bedürfniſſe kann er nur in Gott finden. Der Tod iſt nach dem, was wir davon aus der Offenbarung wiſſen, eine Strafe der Sünde und hängt mit dieſer zuſammen: „Gott hat den Tod nicht gemacht, noch hat er eine Freude an dem Verderben der Menſchen.“ — Weish. 1, 13. „Gott hat den Menſchen unverweslich geſchaffen; durch den Neid des Teufels aber iſt der Tod in die Welt gekommen.“ — Weish. 2, 23 f. Und wahrlich, wenn der Tod nicht eine Strafe der Sünde, ſondern dem Menſchen ſchon anfänglich geſetzt iſt, ſo ſind die Güte und Gerechtigkeit Gottes kaum zu rechtfertigen; denn der Tod iſt nicht bloß eine Unvollkommenheit, ſondern ein wahres Uebel; hierin ſtimmen alle Menſchen vom König bis zum Bettler herab überein. Man wende nicht ein, daß man Gott keinen Entſchluß beilegen dürfe, der ohne Erfolg bleibt. Die Unſterblichkeit des Leibes hieng mit der Freiheit zuſammen; entweder hätte alſo Gott den Menſchen nicht frei ſchaffen dürfen, oder er mußte geſchehen laſſen, daß ſein Entſchluß ohne Erfolg blieb.

37.

Die Vernunft ſieht zwar ein, daß durch die Erſchaffung des Menſchen, die Idee der moraliſchen Welt nur unvollkommen realiſirt iſt; auch kann ſie es nicht wahrſcheinlich finden, daß die zahlloſen Weltkörper, die faſt alle an Größe unſere Erde weit übertreffen, ohne vernünftige Bewohner

*) Eccles 7, 30.

ſeyn ſollen. Indeß muß ſie es dahingeſtellt ſeyn laſſen, ob es auſſer dem Menſchen noch andere moraliſche Weſen giebt. Hierüber kann nur die Offenbarung entſcheiden, und dieſe läßt keinen Zweifel übrig, daß Gott auſſer dem Menſchen noch andere moraliſche Weſen geſchaffen hat, und dieſe ſind die Engel.

Das Wort Engel ſteht zwar in den heiligen Schriften auch in uneigentlicher Bedeutung; nicht bloß Menſchen, die zur rechten Zeit erſcheinen, und helfen, ſondern ſelbſt Naturerſcheinungen, z. B. der Wind oder der Bliß heißen dort Engel. In der Regel aber bezeichnet das Wort Engel moraliſche Weſen, die in der Mitte zwiſchen Gott und den Menſchen ſtehen. Wir führen hier nur ſolche Stellen an, die keinen uneigentlichen oder figürlichen Sinn zulaſſen; dergleichen ſind: „Hütet euch, daß ihr keines dieſer Kleinen ärgert; denn ich ſage euch: ihre Engel im Himmel ſchauen immerfort das Angeſicht meines Vaters, der im Himmel iſt.“ *) — „So ſage ich euch, freuen ſich die Engel Gottes über einen Sünder, der Buſſe thut.“ **) — „In der Auferſtehung nimmt und giebt man nicht zur Ehe; ſondern da werden ſie alle ſeyn, wie die Engel Gottes im Himmel.“ ***) — „Wenn des Menſchenſohn in ſeiner Herrlichkeit kommen wird, und alle Engel mit ihm, dann wird er auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit ſitzen.“ ****) — Höchſtens könnte man bei dieſen und ähnlichen Stellen denken, Chriſtus habe ſich den irrigen Begriffen ſeiner Zeitgenoſſen anbequemt; allein nichts davon zu ſagen, daß er bei andern Gelegenheiten die Vorurtheile und Irrthümer nachdrücklich gerügt hat, würde er den Glauben an Engel, wenn er ihn als irrig erkannt hätte, wenigſtens ſeinen Jüngern benommen, oder es doch vermieden haben, gefliſſentlich der Engel zu erwähnen, wie dieſes in den angeführten Stellen geſchieht.

*) Matth. 18, 10.
**) Luc. 15, 10.
***) Matth. 22, 30.
****) Matth. 25, 31.

Man kann darum auch dem Gedanken an eine Accomodation nicht Raum geben.

Die Engel ſind ihrer Natur nach Geiſter, Heb. 1, 14; ſtärker und mächtiger, als die Menſchen, 2 Pet. 2, 11; jedoch von Gott erſchaffen und endlich, wie dieſe Col. 1, 16. Folgendes iſt die Erklärung des vierten Kirchenrathes im Lateran über dieſen Gegenſtand: „Es giebt nur Einen Grund aller Dinge, Einen Schöpfer alles Sichtbaren und Unſichtbaren, Geiſtigen und Körperlichen, der durch ſeine allmächtige Kraft gleich vom Anbeginn der Zeit beide Kreaturen, die geiſtige und körperliche, nämlich die Engel und die Welt aus Nichts hervorgebracht hat; dann die des Menſchen als eine gemeinſchaftliche, aus Geiſt und Körper beſtehende.“ — Wann übrigens die Engel geſchaffen worden ſind, und wie es dabei zugegangen iſt, darüber ſagt die Offenbarung weiter nichts.

Wenn man bedenkt, daß zwiſchen Gott und dem Menſchen ein unendlicher Abſtand iſt, und daß in der Geiſterwelt eben ſo wenig, als in der Körperwelt eine Lücke ſtatt findet, ſo muß man ohne höhere Belehrung ſchon einſehen, daß die Zahl der Engel groß iſt. Die Offenbarung läßt darüber keinen Zweifel übrig; die heiligen Schriften ſprechen von himmliſchen Heerſchaaren, Luc. 2, 13; von Legionen Engel, Matth. 26, 52. — Man hat die Engel in neun Klaſſen eingetheilt, insgemein Chöre genannt; der Grund davon iſt, weil neun verſchiedene Benennungen von Engeln in den heiligen Schriften vorkommen, als Engel, Erzengel, Cherubim, Seraphim, Thronen u. ſ. f., die auf eine Verſchiedenheit unter jenen Weſen ſchließen laſſen. Die Namen der Engel und die darauf gegründete Rangordnung ſind zwar eine Erfindung der Menſchen; man hat nämlich die Rangordnung, die man an den Höfen der Könige bemerkte, auch auf die himmliſchen Geiſter übertragen, und denſelben einen ihrer Verrichtung entſprechenden Namen beigelegt. Dadurch wird aber an der Sache ſelbſt, nämlich, daß es Engel giebt, und daß ſie gewiſſe Abſtufungen bilden, nichts geändert. —

Der Glaube an Engel findet ſich, wenn gleich unter verſchiedenen Formen, bei allen Völkern; was wir Chriſten Engel nennen, nannten die Griechen Dämonen, die Römer Genien. Dieſe Allgemeinheit erlaubt nicht, denſelben von zufälligen Urſachen, z. B. von Polytheismus, Unwiſſenheit u. d. g. abzuleiten. Die Stammeltern der Hebräer waren nie Polytheiſten, und glaubten doch an Engel; Spuren davon findet man ſchon in der Geſchichte Abrahams; daß aber der Engel nicht früher gedacht wird, kömmt daher, daß die Lehre von den Engeln früher nur mündlich fortgepflanzt worden war, Unwiſſenheit kann man doch nicht dem ganzen Alterthum zur Laſt legen; auch wird dadurch der Urſprung des Glaubens an Engel keineswegs erklärt; denn wenn der Menſch gewiſſe Wirkungen ſolchen unſichtbaren Weſen zuſchreibt, ſo hebt er nur gelegenheitlich die Idee davon zum Bewußtſeyn hervor, und es fragt ſich immer wieder, woher dieſe Idee kömmt. Der Glaube an Engel hat gleichen Urſprung mit dem Glauben an Gott; die Idee von Engeln iſt in der menſchlichen Vernunft verſchloſſen; durch die Offenbarung wurde ſie angeregt, und der Glaube daran theils durch auſſerordentliche Wirkungen, theils auch durch wirkliche Erſcheinungen der Engel entwickelt, und befeſtiget.

38.

Von den Engeln haben einige geſündiget, und ſind der Seligkeit verlurſtig geworden. Es iſt zwar in den heiligen Schriften nicht geſagt, wann und wodurch ſie geſündiget haben; aber ſo viel geht aus denſelben deutlich hervor, daß ſie urſprünglich alle gut waren. Chriſtus ſagt von dem Teufel, daß er nicht in der Wahrheit beſtanden iſt, (Joh. 8, 44) und Petrus führt es als ein Beiſpiel göttlicher Strafgerechtigkeit an, daß ſie der Engel, die da ſündigten, nicht ſchonte, (2 Pet. 2, 4). Gott hat alſo nicht böſe Engel erſchaffen, ſondern ſie ſind durch eigene Schuld böſe geworden. Wahrſcheinlich hat auch dieſe Gattung moraliſcher Weſen ihre Probezeit gehabt, und während dieſer mag ein

Theil derſelben von Gott abgefallen ſeyn, wie dieſes ſpäter auch bei den Menſchen der Fall war. Damit ſtimmt auch überein, was der Apoſtel Judas in ſeinem Briefe ſagt: „Auch die Engel, welche ihre Würde nicht bewahrten, ſondern ihre Wohnung verließen, hat er zum Gerichte jenes großen Tages aufbehalten.“ — Jud. 6. Worin die Sünde der Engel auch immer beſtanden ſeyn mag, ſo iſt ſo viel gewiß, daß es böſe Engel giebt; darüber haben wir unverwerfliche Zeugniſſe. Als die Juden vorgaben, Chriſtus treibe die Teufel durch Beelzebub, den Oberſten der Teufel aus, ſo widerſprach er es nicht, daß er Teufel austreibe, ſondern machte denſelben nur begreiflich, daß er die Teufel durch den Finger Gottes austreibe, obſchon er hier Gelegenheit hatte, und gewiſſermaßen aufgefodert war, den Glauben an böſe Engel oder Teufel als irrig zu zerſtreuen. Dann ſagt ja Chriſtus nicht ohne Nachdruck: „Ich ſah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“*) — „Simon, Simon! ſieh, der Satan hat euch gefodert, um euch, wie den Weitzen zu ſichten.“**) — Der Menſchenſohn wird zu denen auf der Linken ſprechen: „Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt!“ ***) Auf gleiche Weiſe zeugen auch die Apoſtel für das Daſeyn böſer Engel; man ſehe, Epheſ. 2, 2; 1 Joh. 3, 8; Jac. 2, 19.

Die chriſtliche Lehre von dem Teufel iſt himmelweit verſchieden von dem Dualismus der Manichäer, und nichts weniger, als widerſprechend; der Teufel iſt kein abſolutes böſes Weſen, ſondern ein Geſchöpf, das urſprünglich gut war, und durch eigene Schuld böſe geworden iſt, der Teufel iſt auch nicht nothwendig bös; ſondern nur im Böſen verhärtet. Solche in der Bosheit verhärtete Weſen findet man ja ſchon unter den Menſchen. Daß die böſen Engel bloß eingebildete Weſen, nämlich die abſtracten Urſachen des

*) Luc. 10, 18.
**) Luc. 22, 31.
***) Matth. 25, 41.

phyſiſchen und moraliſchen Uebels ſind, wie einige meynen, iſt ſchon aus dem Grunde unwahrſcheinlich, weil die böſen Engel uns zugleich als unglückſelig geſchildert werden, was denn doch nur von wirklichen Weſen ausgeſagt werden kann. Um auf den letzten Grund des Glaubens an den Teufel zu kommen, muß man auf die Stammeltern zurückgehen, dieſe hatten ſchon eine Kenntniß von ſolchen böſen Weſen; denn ſie ſchrieben ja ihre Sünde einer Verſuchung des Teufels zu; woher ihnen dieſe Erkenntniß gekommen iſt, läßt ſich leicht errathen. Die Hebräer haben die Lehre von dem Teufel von den Chaldäern erhalten, aber nicht von jenen, die ſie in die Gefangenſchaft geführt haben; denn wie könnte denn ſonſt ſchon in dem Buche Hiob, und in den Büchern der Könige von dem Teufel eine Rede ſeyn? ſondern von Abraham, ihrem Stammvater, der von Geburt ein Chaldäer war. Mittelbar aber haben ſowohl die Hebräer, als Chaldäer die Lehre von böſen Engeln durch die Stammeltern überkommen.

39.

Obſchon die Engel einer höhern Ordnung angehören, ſo ſind ſie doch unſerer Welt nicht ſo ganz fremd, daß ſie nicht auch in dieſe eingreifen. Ein ſolcher Verkehr der Engel mit unſerer Welt kann gar wohl ſtatt finden; denn einerſeits iſt der Menſch mit der Geiſterwelt verwandt, und darum auch für die Einwirkungen derſelben empfänglich; andererſeits beſitzen die Engel höhere Kräfte, als die Menſchen, und können folglich auf dieſe wirken. Die Einwirkung iſt, wie die Engel ſelbſt, entweder wohlthätig oder ſchädlich, die Einwirkung der guten Engel heißt Schutz; die der böſen Anfechtung.

In Beziehung auf den Schutz der guten Engel ſagen die heiligen Schriften: „Er hat deinethalben ſeinen Engeln Befehle ertheilt, dich zu ſchützen auf allen deinen Wegen; ſie ſollen dich auf den Händen tragen, damit du deinen Fuß

nicht an einen Stein anſtoſſeſt.“ *) — Mehr noch, als dieſes aber ſprechen für den Schutz der guten Engel folgende Thatſachen. Ein Engel eröffnet Maria der Jungfrau, daß ſie auserſehen ſey, die Mutter des Meſſias zu werden; Engel verkündigen die Geburt des Meſſias, dienen ihm in der Wüſte, und unterrichten die Jünger von ſeiner Auferſtehung; ein Engel befreyt den Petrus aus dem Kerker, ein ſolcher erſcheint dem Paulus im Meeresſturm u. ſ. f. Sey es auch, daß die Erſcheinungen von Engeln manchmal nur Schilderungen einer auſſerordentlichen und unerwarteten Hilfe ſind, entweder von Menſchen oder auch von der Natur, ſo iſt dieſes doch nicht immer der Fall, am allerwenigſten im neuen Teſtamente; denn die Wirkungen, die hier den Engeln zugeſchrieben werden, überſteigen die uns bekannten Kräfte der Natur und der Menſchen, z. B. die Befreiung des Petrus. — Da, wo Engel wirklich thätig ſind, geſchieht es entweder um zu retten, wie bei Petrus, oder um den Menſchen die Rathſchlüße Gottes zu verkünden, wie bei Maria; beide Zwecke aber ſind Gottes würdig. Die Fragen, wie man eine Engelerſcheinung von einer Täuſchung der Phantaſie unterſcheiden kann; wie ein überſinnliches Weſen auf unſere Sinnenorgane wirken kann; warum nicht jetzt noch Engel erſcheinen u. d. g., ſind nicht geeignet, die Beweiſe für den wirkſamen Schutz der guten Engel zu entkräften; wir wiſſen von hundert Dingen das Wie nicht zu erklären, und zweifeln doch nicht an der Wahrheit derſelben.

Ob jeder Menſch einen Engel zu ſeinem Schutze habe, iſt zwar nicht ausgemacht; aber mehr, als wahrſcheinlich, und auch unter den Chriſten ziemlich allgemein angenommen. Die Hebräer ſind uns hierin vorangegangen; denn ſchon Jakob ſpricht von einem eigenen Engel, der ihn aus allen Nöthen errettet hat, Gen. 48, 16. Chriſtus widerſprach dem herrſchenden Glauben nicht, ſondern beſtätigte ihn vielmehr, indem er verſicherte, daß die Engel der Kleinen täglich das Angeſicht

*) Pſ. 90, 11.

ſeines himmliſchen Vaters ſehen. (Matth. 18, 10). Daß die Apoſtel an eigene, jedem Menſchen beigegebene Schutzgeiſter geglaubt haben, geht unwiderſprechlich hervor aus: Act. 12, 15.

40.

Durch den Abfall der böſen Engel wurde zwar ihre moraliſche Natur zerrüttet, aber keineswegs vernichtet, ſo daß denſelben noch immer Kräfte genug blieben, um ſchaden zu können; es fragt ſich alſo bloß, ob Gott denſelben geſtatte, ihre Kräfte zum Nachtheile der Menſchen zu gebrauchen.

Nach den Aufſchlüſſen nun, welche uns die Offenbarung giebt, reitzen die böſen Engel den Menſchen zur Sünde, und haben folglich einen, wenn auch noch ſo beſchränkten Einfluß auf die Moralität. Die nächſte Quelle des Böſen iſt und bleibt freilich die menſchliche Freiheit; dieſe wird indeß nur zu oft von Auſſen zum Böſen angereitzt, und dieſer äuſſere Reitz iſt wenigſtens eine entfernte Quelle des Böſen. Schon die Sünde der erſten Menſchen wird einer Verſuchung des Teufels zugeſchrieben; ein böſer Geiſt giebt dem König David ein, ſein Volk zählen zu laſſen. Chriſtus ſpricht zu Petrus: „Der Satan hat euer begehrt, um euch, wie den Weitzen zu ſichten.“ *) Ja Chriſtus wurde ſelbſt vom Teufel verſucht; dieſer Umſtand läßt keinen Zweifel über den moraliſchen Einfluß des Teufels übrig, es wäre denn, daß man Chriſtus ſelbſt des Aberglaubens beſchuldigen wollte; denn die Erzählung von der Verſuchung kann nur von Chriſtus ſelbſt herrühren, weil nur dieſer allein darum wußte. Die Apoſtel nehmen es als eine ausgemachte Sache an, daß der Teufel die Menſchen verſuche, und ermahnen darum zur Wachſamkeit und zum Widerſtand; ſo Petrus: „Seyd nüchtern und wachet; denn euer Widerſacher, der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe, und ſucht, wen er verſchlinge;

*) Luc. 22, 31.

widerſtehet ihm feſt im Glauben.“ *) — So Paulus 2 Cor. 2, 11; ſo Jacobus 4, 7. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Teufel Niemand zur Sünde zwingen kann; wenn er aber die Menſchen verſucht, ſo iſt dieſes nur ein Hinderniß der Tugend mehr, das aber eben ſo, wie die übrigen Hinderniſſe überwunden werden kann. —

41.

Die Macht der böſen Engel erſtreckt ſich ſelbſt auf die Leiber der Menſchen. Der Satan ſchlägt den Job mit einem bösartigen Ausſatze; ein böſer Geiſt beunruhiget den Saul; ein Dämon tödtet ſieben Männer, an die Raguel ſeine Tochter Sara nacheinander verheirathet hatte. — Was man auch von dieſen Erzählungen halten mag, ſo bleibt wenigſtens ſo viel gewiß, daß der Glaube an einen phyſiſchen Einfluß der böſen Engel mehr oder weniger immer allgemein war; ob mit Grund, muß man aus andern unzweideutigen Zeugniſſen entnehmen. Solche biethen die heiligen Schriften N. T. dar; da heißt es, daß Chriſtus wiederholt Teufel ausgetrieben habe; wir verweiſen hier nur auf Matth. 4, 24; 8, 28; 17, 18; Luc. 13, 11. Daß dieſe Erzählungen buchſtäblich zu nehmen ſeyen, beweiſt ſchon die Ausführlichkeit derſelben; es ſind die kleinſten Umſtände bemerkt, z. B. in Matth. 8, 28. Dann werden die Dämoniſchen, d. h. jene, deren Krankheit man dem Einfluß eines Dämon zuſchrieb, eigens erwähnt, und nicht wie bei den übrigen Kranken geſagt, daß er ſie geheilt, ſondern daß er den Dämon ausgetrieben habe. Wären auch die Menſchen vor Chriſtus ſo einfältig geweſen, daß ſie gewiſſe Krankheiten dem Einfluße böſer Engel zuſchrieben, ſo hätte dieſer nicht unterlaſſen können, einen ſo ſchädlichen Wahn zu zerſtören, oder doch wenigſtens ſeine Jünger eines Beſſern zu belehren; es wäre ja noch immer Ruhm genug für ihn geweſen, die Kranken geheilt zu haben; allein Chriſtus, weit entfernt, ſeine Zeit-

*) 1 Pet. 5, 8.

genoſſen eines Andern zu belehren, ſchrieb ſelbſt den krankhaften Zuſtand des Jünglings, Matth. 17, 14; des Weibes, Luc. 13, 11 dem Einfluß des Teufels zu.

Chriſtus ließ es aber nicht dabei bewenden, daß er Teufel austrieb; er gab dieſe Gewalt auch ſeinen Apoſteln, Matth. 10, 8; und ſogar denen, die durch die Apoſtel zum Chriſtenthum bekehrt werden würden. Marc. 16, 17. Um ſo weniger kann man daran zweifeln, daß Chriſtus wirklich Teufel ausgetrieben hat; denn wenn es nie Dämoniſche gegeben, oder wenn Chriſtus keine Gewalt über ſie gehabt hat, ſo iſt ſchwer zu begreifen, wie er eine ſolche Gewalt ſeinen Jüngern geben konnte, noch ſchwerer aber, wie dieſe davon Gebrauch machen konnten. Daß aber die Apoſtel und die erſten Chriſten überhaupt Teufel ausgetrieben haben, unterliegt keinem Zweifel; Beiſpiele davon findet man in der Apoſtelgeſchichte angeführt; die Kirchenväter der erſten drei Jahrhunderte berufen ſich darauf, und fodern die Heiden zu Zeugen auf; ſie führen eine Menge hieher gehöriger Thatſachen an. So hielt Tertullian die Gewalt über Dämoniſche für eine ſo unausbleibliche Eigenſchaft eines Chriſten, daß er die Römer auffoderte, jeden, der dieſe Gewalt nicht hat, ohne weiters zu tödten. —

Aber warum giebt es denn jetzt keine Dämoniſchen mehr? Wir ſtellen es in Abrede, daß es keine mehr giebt, wenn deren auch noch ſo wenige ſind. Die Frage iſt alſo nur die, warum es jetzt nicht mehr ſo viele Dämoniſche giebt, wie ehmals, und darauf antworten wir: Es gehört zu den Verdienſten Chriſti, daß er das Reich des Satans zerſtört, d. h. ſeinen Einfluß beſchränkt hat; man muß ſich wohl hüten, von der chriſtlichen Periode auf die vorchriſtliche zu ſchließen. Zu einer Zeit, da der größte Theil der Menſchen eine teufliſche Geſinnung hegte, konnte Gott wohl zulaſſen, daß der Teufel auch ihre Leiber in Beſitz nahm, und Krankheiten über ſie brachte. —

42.

Noch ein paar Worte über Zauberei. Man hat einmal ziemlich allgemein geglaubt, daß der Teufel ſeine Gewalt auch an böſe Menſchen übertragen, und mittelbar durch dieſe allerlei ſchädliche Wirkungen, z. B. Hagelwetter, Viehſeuche u. ſ. f. hervorbringen könne; man nannte ſolche Menſchen Zauberer oder, wenn es Weiber waren, Hexen. Es fragt ſich nun, was von der Zauberei zu halten iſt. Das Wahre an der Sache iſt dieſes: Es giebt ſchadenfrohe Menſchen, die zum Unglück gewiſſe Geheimniſſe beſitzen, und dieſelben benützen, um andern zu ſchaden; es geht alſo bei der vermeintlichen Zauberei ganz natürlich zu; nur iſt die Urſache der verderblichen Wirkung nicht allgemein bekannt. Daß ein Menſch durch Hilfe des Teufels ſchädliche Wirkungen hervorbringen könne, läßt ſich durch Nichts beweiſen. Die ägyptiſchen Magier, die Hexe von Endor, der Zauberer Simon u. a., waren Taſchenſpieler oder Gaukler, wie dieſes die heiligen Schriften auch nicht undeutlich zu verſtehen geben. Es iſt ſchon ſchlimm, daß der Teufel den Menſchen ſchaden kann; wenn er auch noch mittels Zauberei wirken könnte, dann wäre es um die Glückſeligkeit des Menſchen in dieſer Welt ſo gut, als geſchehen; denn der ſchadenfrohen Menſchen giebt es viele, und es wäre des Schadens kein Ende. Wir wiſſen zwar, daß Viele der Zauberei beſchuldiget, und hingerichtet worden ſind; aber es zweifelt heute kaum mehr jemand, daß ſie als Opfer des Aberglaubens gefallen ſind. —

Von der Weltregierung.

43.

Die Schöpfung ſteht nun ſchon Jahrtauſende da, ohne eine weſentliche Veränderung erlitten zu haben; alle Gattungen von Geſchöpfen ſind noch vorhanden, und wenn eines derſelben untergeht, ſo folgt ein anderes nach, beide Geſchlechter entſtehen und vergehen immer im gleichen Ver-

hältniß. Die Geſtirne durchlaufen regelmäßig ihre Bahnen; auf die Nacht folgt der Tag, auf den Winter der Frühling, und auf dieſen der Sommer u. ſ. f. Auch in der *moraliſchen* Welt herrſcht, trotz der anſcheinenden Anomalien eine bewunderungswürdige Ordnung; das Laſter gewinnt nie allgemein die Oberhand; ja die Böſen wirken zum Guten mit, ohne es zu wiſſen oder zu wollen. Jeder Menſch kann in ſeiner eigenen Geſchichte mehr oder weniger Beweiſe finden, daß es nicht immer von ihm abhieng, das zu werden, was er iſt. Es fragt ſich nun, ob die Erhaltung der Welt, und die Ordnung in derſelben das Werk des blinden Zufalls oder einer eiſernen Nothwendigkeit iſt, oder ob Gott die Welt auch erhält und regiert. Bekanntlich ließen alle heidniſche Philoſophen in der Welt nur Zufall oder Schickſal walten; die Vernunft muß indeß die obige Frage dahingeſtellt ſeyn laſſen, nur die Offenbarung kann darüber befriedigenden Aufſchluß geben. Dieſe lehrt nun, daß Gott ſein Werk nicht ſich ſelbſt überlaſſen habe, ſondern daß er dasſelbe auch erhalte und regiere. „Wie könnte etwas fortbeſtehen, wenn du nicht wollteſt, oder erhalten werden, ohne daß du es zum Daſeyn beſtimmt hätteſt?“ *) „Du haſt die Erde gegründet, und ſie beſteht fort; gemäß deiner Anordnung währt der Tag; denn alles dient dir.“ **) „Er hat ſie (die Himmelskörper) hingeſtellt, und ihnen ein Geſetz vorgeſchrieben, von dem ſie nie abweichen werden.“ ***) — Den Beleg für die moraliſche Weltregierung liefert die Geſchichte des Joſeph; man muß erſtaunen, in dieſer Zeit ſchon einen ſolchen Begriff von Vorſehung zu finden, den man bei den aufgeklärten Griechen und Römern vergeblich ſucht. „Erſchrecket nicht, und ſehet es für kein Unglück an, daß ihr mich in dieſe Gegenden verkauft habt, ſpricht Joſeph zu ſeinen Brüdern; denn zu eurem Wohle hat mich Gott vor euch nach Aegypten

*) Weish. 11, 26.
**) Pſ. 118, 90.
***) Pſ. 148, 6.

geſendet . . . nicht durch euern Anſchlag, ſondern durch den Willen Gottes bin ich hieher geſendet worden.« *) — Fürchtet euch nicht; können wir denn dem Willen Gottes widerſtehen? Ihr habt mir zwar Uebels zugedacht; aber Gott hat dasſelbe zum Guten gewendet, um mich, wie ihr ſehet, zu erhöhen, und viele Völker zu retten.« **) — Die hiſtoriſchen Bücher der Hebräer ſind im Grund nichts, als die Annalen der Theokratie, und Daniel ſagt im Allgemeinen von Gott, daß er die Zeiten und die Alter ändere; daß er Reiche vergebe, und neue gründe. ***) Chriſtus ſchildert die Vorſehung mit den lebhafteſten Farben, wie man bei Matth. 6, 25 f. f. ſehen kann.

Die Regierung Gottes umfaßt alles Erſchaffene: „Er hat das Kleine und das Große gemacht, und ſorgt gleichmäßig für alles.« ****) Einer beſondern Fürſorge haben ſich indeß, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die vernünftigen Geſchöpfe, und unter dieſen wieder die Frommen zu erfreuen; darauf gründet ſich die bekannte Eintheilung der Weltregierung in eine allgemeine, beſondere und ganz beſondere. In der Regel bedient ſich zwar Gott bei der Weltregierung der natürlichen oder Zwiſchenurſachen; doch wird ihm Niemand die Macht ſtreitig machen wollen, auch unmittelbar einzugreifen, d. h. Wunder zu thun. Man kann alſo die Weltregierung noch überdieß in die ordentliche und auſſerordentliche eintheilen.

Um an der Regierung Gottes nicht irre zu werden, muß man wohl merken, daß Gott anders die phyſiſche, anders die moraliſche Welt regiert; in jener erfolgt alles, entweder nach Naturnothwendigkeit oder Naturtrieben; in dieſer alles mit Freiheit.

*) Geneſ. 45, 5.
**) Daſelbſt 50, 19.
***) Dan. 2, 21.
****) Weish. 6, 8.

44.

Von den Philoſophen glaubten einige die Weltregierung deßwegen läugnen zu müſſen, weil ſie dieſelbe nicht mit der menſchlichen Freiheit zu vereinigen wußten; ſo Cicero. Um dieſe zu retten, unterwarfen ſie die Welt dem blinden Zufall oder dem Schickſal. Allein die göttliche Weltregierung und die menſchliche Freiheit können nebeneinander beſtehen, ohne daß die eine die andere aufhebt; es kann hier nur von der moraliſchen Welt die Rede ſeyn. Gott regiert die moraliſche Welt, heißt nur ſo viel: Gott giebt den vernünftigen Geſchöpfen Geſetze, die ſie befolgen ſollen, aber nicht befolgen müſſen; er wirkt zur Vollſtreckung dieſer Geſetze mit, aber nicht durch phyſiſchen Zwang; ſondern durch moraliſche Mittel, er reſpectirt auch im Sünder noch die Freiheit, ohne die eine moraliſche Welt nicht denkbar iſt, und macht nur, daß der Mißbrauch derſelben den Endzweck der Schöpfung nicht vereitle. Der, welcher die Quelle ſchuf, muß wohl auch jeden Ausfluß derſelben kennen, vorherſehen, und ſo zu lenken wiſſen, daß der ausſchweifendſte Bach ſeinen Händen nicht entrinnen kann; in der Natur des Menſchen aber wird dadurch nichts geändert, er iſt und bleibt ein freies Geſchöpf, obgleich Gott ihn auch in ſeiner Thorheit umfaßt, und dieſe zu ſeinem, und dem allgemeinen Beſten lenkt.

In ſo fern aber der Weltregent nur das einzelne Böſe zum Guten im Allgemeinen lenkt, ſteht die menſchliche Freiheit auch der Weltregierung nicht entgegen, ſondern ändert nur die Art der Regierung, und darauf kömmt es durchaus nicht an, ob Gott ſeinen Zweck ſo oder anders erreicht.

45.

Was iſt nun aber von dem Gebeth zu halten? Man ſollte meynen, das Gebeth ſey ganz überflüßig, oder höchſtens als Uebung des Vertrauens und als Erhebung des Herzens zu Gott zuläßig und von einigem Nutzen; denn wenn Gott die Welt nach einem weiſen Plane regiert, ſo ſoll

der Menſch ſein Schickſal in die Hand Gottes legen, und ruhig abwarten, was dieſer beſchließt; in keinem Falle kann das Gebeth den Rathſchluß desſelben ändern. Doch gerade darum, weil Gott die Welt nach einem weiſen Plane regiert, kann er unſer Gebeth auch erhören, und erhört es wirklich. Das Gebeth iſt ein feyerliches Bekenntniß unſerer Abhängigkeit von Gott, ein Act der Religion, der unbedingt gut iſt. Würde nun Gott das Gebeth in keinem Falle erhören, ſo würde folgen, daß es einerlei iſt, ob man das Gute thue oder unterlaſſe; dieſes widerſpricht aber der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes; alſo fodert es ſelbſt die Weisheit, daß Gott unſer Gebeth auch erhöre. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß der Zweck des Gebethes nie ſeyn kann, Gott mit unſern Anliegen bekannt zu machen, oder ihn zur Abhilfe zu bewegen, als der Allwiſſende weiß er, was wir bedürfen, und als der Gütige iſt er bereit, uns dasſelbe zu geben, ehe wir ihn darum bitten.

46.

Nun haben wir noch folgenden Einwendungen zu begegnen: Wenn Gott die Welt regiert, warum läßt er denn das phyſiſche und moraliſche Uebel zu? dieſes ſtreitet gegen ſeine Heiligkeit, jenes gegen ſeine Güte; woher kömmt das ungleiche Loos der Guten und Böſen in dieſer Welt, das mit ſeiner Gerechtigkeit im Widerſpruche ſteht? Die Beantwortung dieſer Einwürfe macht die eigentliche Theodicee aus.

Wenn von zwei Uebeln eines gewählt werden muß, dann iſt es auch immer klug gethan, wenn man das kleinere wählt; das iſt aber der Fall bei dem moraliſchen Uebel; wollte Gott dieſes hindern, ſo müßte er dem Menſchen die Freiheit nehmen, und dieſes wäre ohne Vergleich ein größeres Uebel, als die Sünde, weil mit der Freiheit auch die Tugend aufgehoben würde; genug, daß der Weltregent in dieſem Falle die Folgen des Böſen beſchränkt. —

Die ſo genannten phyſiſchen Uebel kommen entweder von

den menſchlichen Leidenſchaften her, oder ſie werden von Gott verhängt; kommen ſie von den Leidenſchaften her, ſo ſind ja die Menſchen ſelbſt ſchuld daran; werden ſie aber von Gott verhängt, ſo ſind ſie keine Uebel mehr; denn ſie haben entweder den Zweck, die Tugendhaften zu prüfen, oder die Sünder zu beſſern.

Unſer Urtheil über den moraliſchen Werth oder Unwerth iſt ſehr trügeriſch, weil wir nur das Aeuſſere ſehen, und darum können wir nie mit Gewißheit ſagen, daß ein Unglücklicher gut, und ein Glücklicher böſe iſt. Dann ſteht es ja nirgends geſchrieben, daß die Rechnung mit dieſem Leben ſchon geſchloſſen iſt; und iſt dieſes nicht, ſo iſt man auch nicht berechtiget, ſchon in dieſer Welt das vollkommene Verhältniß zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit zu erwarten. Endlich kann man einen guten Menſchen nie eigentlich unglücklich nennen, weil er in ſeinem Innern Ruhe genießt; ſo kann man aber auch den böſen nicht glücklich nennen, weil ihm die innere Ruhe, die erſte Bedingung aller Glückſeligkeit, mangelt. Die älteſte Theodicee iſt das Buch Hiob; der Verfaſſer zeigt darin, daß Unglück nicht immer ein Zeichen der Schuld, ſo wie das Glück kein Zeichen der Unſchuld iſt. —

II. Kapitel.

Die Lehre von Christus.

47.

Um einzuſehen, wie dieſe Lehre mit der vorausgehenden zuſammenhängt, müſſen wir einen Blick auf den moraliſchen Zuſtand des Menſchen werfen.

Der Menſch, wie er jezt iſt, hat einen überwiegenden Hang zum Böſen, heiſſe man dieſes das Radikalböſe, oder Sündhaftigkeit oder moraliſche Verdor-

benheit. Davon überzeugt ſchon jeden ſeine eigene Erfahrung; wir loben das Gute und bewundern es auch, thun aber gerade das Gegentheil; das Gute koſtet uns viele Mühe, das Böſe hingegen lernt ſich von ſelbſt, und beſchäftiget uns das ganze Leben hindurch. —

Die Geſchichte biethet unzählige Belege für die moraliſche Verdorbenheit oder Laſterhaftigkeit der Menſchen dar. Schon der Erſtgeborne des Adam war ein Brudermörder, und in dem Maße, als die Menſchen ſich vermehrten, nahm auch die Laſterhaftigkeit zu: „Die Erde war verdorben vor Gott, und mit Boßheit erfüllt.“ *) Die weltbekannte Ueberſchwemmung, wodurch das ganze, damals lebende Menſchengeſchlecht mit Ausnahme einer einzigen Familie hingerafft wurde, war nach Geneſ. 6, 5. nur die Strafe der allgemeinen Sündhaftigkeit, weßwegen ſie auch insgemein die Sündfluth heißt. Aber auch nach dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe nahmen die Laſter wieder allmählig überhand; ſelbſt die Nachkommen des Abraham blieben davon nicht frei, wie die Klagen ihrer Propheten beweiſen. Zu dieſen Thatſachen kommen noch die klaren Zeugniſſe der heiligen Schriften, von denen wir folgende anführen: „Wer darf ſagen: mein Herz iſt rein; ich bin frei von Sünde?“ **) „Es iſt kein gerechter Menſch auf Erde, der da Gutes thut und nicht ſündiget.“ ***) „Wenn wir ſagen, daß wir keine Sünde haben, ſo täuſchen wir uns ſelbſt, und die Wahrheit iſt nichts in uns.“ ****) Wahrlich, der Menſch in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande iſt eine wunderliche Erſcheinung; von einer Seite ſehr erhaben; von der andern ſehr niedrig. — Es fragt ſich nun, woher es denn komme, daß der Menſch, der doch zur Tugend beſtimmt iſt, ſich immer mehr zum Böſen hinneige. Dieſer Hang zum Böſen kann nicht herkommen von der ſchlechten Er-

*) Geneſ. 6, 11.
**) Sprichw. 20, 9.
***) Ecclſtes 7, 21.
****) 1 Joh. 1, 9.

ziehung und dem böſen Beiſpiele; ſonſt müßen wenigſtens alle guten Eltern auch gute Kinder haben; aber wer kann es widerſprechen, daß auch wohl erzogene Kinder ausarten? Dann kann ja die Erziehung, wenn ihr das Beſte gelingt, den Hang zum Böſen nur unterdrücken; aber nicht ausrotten. Daß das böſe Beiſpiel ſo mächtig anzieht, iſt ſelbſt ſchon ein Beweis, daß die moraliſche Natur des Menſchen zerrüttet iſt, oder warum ziehen denn nicht auch die guten Beiſpiele mit gleicher Macht an? Eben ſo wenig kann jener Hang von einem zufälligen Mißbrauche der Freiheit herkommen; denn man darf einen ſolchen Mißbrauch nicht bei allen Menſchen vorausſetzen, und wenn man dieſes auch dürfte, ſo müßte der Hang zum Böſen wenigſtens dann aufhören, wenn der Menſch anfängt, ſeine Freiheit recht zu gebrauchen; dieſes iſt aber nicht der Fall. Zu dem zeigt ſich ja jener Hang ſchon zu einer Zeit, da von dem Gebrauche der Freiheit noch keine Rede ſeyn kann, und äuſſert ſich ſonderbar genug, nämlich bei den kleinſten Kindern. —

Man muß alſo die Quelle der allgemeinen Sündhaftigkeit in dem Menſchen ſelbſt ſuchen, und da ſind nur die zwei Fälle denkbar; entweder hat Gott den Menſchen ſchon ſo geſchaffen, wie er jetzt iſt, oder die Stammeltern haben etwas verſchuldet und ihre Nachkommen darein verwickelt. Das Erſtere läßt ſich nicht mit der Idee Gottes vereinigen; alſo bleibt nur das Zweite übrig. Die Vernunft hat darüber freilich nur Vermuthungen; aber die Urkunden der Offenbarung ſetzen es auſſer Zweifel, daß die Stammeltern geſündiget und ihren phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand verſchlimmert haben.

48.

Worin beſtand nun die Sünde der Stammeltern? Gott, ſagen jene Urkunden, befahl ihnen, von der Frucht eines Baumes, den ſie den Baum der Wiſſenſchaft des Guten und Böſen nennt, nicht zu eſſen, da verführte die Schlage zuerſt das Weib, daß ſie davon aß, und dieſe verleitete dann

auch den Mann dazu; auf die Uebertretung des göttlichen Gebothes folgte Strafe. —

Dieſe Erzählung klingt etwas fabelhaft; denn wer wird im Ernſte glauben, daß einmal eine Schlange geredet hat, daß in einem Baume eine beſondere Wiſſenſchaft geſteckt iſt u. d. g. Es fragt ſich alſo, was von dieſer Erzählung zu halten iſt; ob ſie eine bloſſe Dichtung, oder etwas mehr iſt. Dieſe Erzählung enthält unſtreitig die tiefſinnigſte Philoſophie, und es iſt unmöglich, den Urſprung des Böſen beſſer zu erklären. Aber gerade wegen dieſer tiefſinnigen Philoſophie, die jene Erzählung enthält, zweifelt man mit Recht, daß ſie eine Dichtung iſt; denn man darf der alten Welt, der die Erzählung angehört, nicht ſo viel Philoſophie zutrauen. Dann muß es ja jedem Menſchen darum zu thun ſeyn, den wahren Grund der allgemeinen Sündhaftigkeit zu erkennen; durch eine Dichtung aber kömmt man der Wahrheit um nichts näher; die obige Erzählung hätte alſo, wenn ſie bloß erdichtet wäre, keinen vernünftigen Zweck. Wenn aber auch jemand ſich einen Grund der allgemeinen Sündhaftigkeit hätte erträumen wollen, ſo würde eine ſolche Träumerei wenigſtens nicht ſo allgemein angenommen worden ſeyn, wie dieſes mit der obigen Erzählung geſchehen iſt. Nicht bloß Moſes, ſondern alle nachfolgende Schriftſteller ſetzen die hiſtoriſche Wahrheit jener Erzählung voraus, wie man aus dem Buche der Weisheit und des Eccleſiaſtikus ſieht. Chriſtus fand gegen dieſen Glauben der Juden, der zu ſeiner Zeit allgemein war, nichts einzuwenden, ſondern beſtätigte ihn vielmehr, indem er einmal zu den Juden ſagte: „Ihr ſeyd aus dem Teufel; der iſt euer Vater, und ihr wollt handeln wie euer Vater, der da ein Mörder und ein Lügner von Anbeginn war.“ *) Dieſes alles zuſammengenommen berechtiget oder nöthiget uns vielmehr, dieſe Erzählung für Geſchichte zu halten. Und wahrlich, ſo ſonderbar ſie auch klingt, ſo kömmt doch nichts in derſelben

*) Joh. 8, 44.

vor, was mit dem Charakter einer Geſchichte durchaus unvereinbar wäre. —

Obenan ſteht das Geboth, von der Frucht eines gewiſſen Baumes nicht zu eſſen. Gehen wir davon aus, daß die Beſtimmung des ganzen Menſchengeſchlechtes auch die Beſtimmung des einzelnen Menſchen iſt, und folglich die Stammeltern eben ſo gut, als die Nachkommen die Aufgabe hatten, moraliſch gut zu handeln, ſo kann es nicht befremden, daß Gott den Menſchen gleich anfänglich ein Geboth gegeben hat. Der Menſch brachte nur die Anlage zur Moralität aus der Hand des Schöpfers mit; die Moralität ſelbſt mußte er ſich erſt erwerben. Dazu aber war ein Geſetz nothwendig, und dieſes konnte nur ein poſitives ſeyn, weil ja die Vernunft erſt angeregt werden mußte. Es bleibt alſo nur noch die Frage, warum Gott ein ſo kleinliches und faſt lächerliches Geſetz gegeben habe. Wenn man aber der Sache reifer nachdenkt, ſo findet man bald, daß jedes andere Geboth hier am unrechten Orte geweſen wäre; die Menſchen kannten ja das Böſe noch nicht, noch hatten ſie einen Hang dazu, wie ihre Nachkommen; es blieb alſo nichts anders übrig, als den an ſich gleichgiltigen Sinnengenuß durch ein Geſetz zu beſchränken. Indeß war dieſes Geſetz ganz zweckmäßig; denn die Menſchen erhielten dadurch ſo gut, als durch jedes andere, Gelegenheit, ihren Gehorſam zu zeigen. Nimmt man noch dazu, daß die verbothene Frucht ſchädlich war, dann hatte das Geboth einen doppelten Zweck, und war um ſo paſſender. So lange der Menſch das Geboth beobachtete, kannte er nur das Gute; in dem Augenblicke aber, da er dasſelbe übertrat, und von der verbothenen Frucht aß, lernte er auch das Böſe kennen; inſofern nun der Baum die unſchuldige Veranlaſſung wurde, daß der Menſch den Unterſchied zwiſchen dem Guten und Böſen kennen lernte, heißt er nicht mit Unrecht der Baum der Wiſſenſchaft des Guten und Böſen. —

Sodann wird erzählt, daß eine Schlange die Stammeltern verführt habe. Ließe ſich erweiſen, daß hier die Rede von dem uns bekannten Thiere iſt, ſo könnte es keinen Augen-

blick zweifelhaft ſeyn, daß die ganze Erzählung zu den Fabeln gezählt werden müſſe; denn nur in den Fabeln kommen redende Thiere vor. Dieſes läßt ſich aber durch nichts beweiſen; vielmehr giebt der alte Schriftſteller ſelbſt zu verſtehen, daß die Schlange nur als Symbol des Verführers gebraucht iſt, und daß dieſer ein moraliſches Weſen war; denn er legt der Schlange eine beſondere Schlauheit bei, und läßt auch eine eigene Strafe über ſie verhängen. Später wird als Verführer ausdrücklich der Teufel bezeichnet: „Durch den Neid des Teufels iſt der Tod in die Welt hereingekommen.“ *) Ja Schlange und Teufel gelten in den heiligen Schriften als gleichbedeutend; man ſehe Apocalipſe 12, 9. Darüber war alſo nie ein Zweifel, daß die verführende Schlange ein moraliſches Weſen war; nur die Benennung war anfänglich ſymboliſch, wie es von der damaligen Armuth der Sprache nicht anders zu erwarten iſt. Demnach war die Sünde der Stammeltern, ſelbſt die Verführung nicht ausgenommen, jener der Nachkommen ganz gleich. Aber ſollte nicht ſchon das unglaublich ſeyn, daß der Teufel die erſten Menſchen verführt hat? Nach der Lehre der Offenbarung nicht; denn dieſe ſchreibt dem Teufel einen poſitiven Einfluß auf die Moralität der Menſchen zu, der nicht geſäumt haben wird, denſelben auch bei den erſten Menſchen geltend zu machen, und nur unter dieſer Vorausſetzung wird es einigermaßen begreiflich, wie ſie in ihrem herrlichen Zuſtande ſündigen konnten.

Durch die Sünde wurde der phyſiſche und moraliſche Zuſtand der Stammeltern merklich verſchlimmert; ihre Vernunft wurde verfinſtert, wie man ſchon daraus ſieht, daß ſie glaubten, ſich vor Gott verbergen zu können; **) der Wille wurde ſeiner moraliſchen Kraft beraubt, und eine bis dahin unbekannte Scham ſtellte ſich ein; denn „als ſie ſahen, daß ſie nackt ſeyen, ſo reihten ſie Feigenblätter aneinander, und machten ſich davon Schürzen.“ ***) Sie unterlagen fortan der Nothwendigkeit

*) Weish. 2, 24.

**) Geneſ. 3, 8.

***) Daſelbſt 3, 7.

zu ſterben, und erkannten bald, was es um das Sterben iſt, da ihr Sohn Abel erſchlagen wurde. Ueberdieß wurden beide aus dem Paradieſe vertrieben, das wahrſcheinlich durch eine vulkaniſche Wirkung zerſtört, oder wenigſtens unbewohnbar gemacht wurde; die natürliche Folge davon war, daß der Mann den weniger fruchtbaren Boden mühſam bauen, oder, wie die alte Urkunde ſagt, ſein Brod im Schweiße ſeines Angeſichtes eſſen mußte. Freilich hätten die Menſchen auch ohne dieß das Paradies früher oder ſpäter verlaſſen, und die Erde bebauen müſſen; allein dieſes wäre für ſie kein Unglück mehr geweſen, weil ſie bis dahin ſchon die Mittel gefunden haben würden, um den weniger fruchtbaren Boden fruchtbar zu machen. Mehr noch als der Mann, mußte das Weib die traurigen Wirkungen der Sünde erfahren; wegen der vorherrſchenden Begierlichkeit gaben ſich beide Theile öfters der Befriedigung des Geſchlechtstriebes hin, als dieſes geſchehen ſeyn würde, wenn die Vernunft die Oberherrſchaft geführt hätte; das Weib war alſo genöthiget, wiederholt die Unbequemlichkeiten der Schwangerſchaft und die Schmerzen der Geburt zu erdulden. Ueberhaupt zeigen ſich die ſchlimmen Wirkungen der Sünde im Geſchlechtstriebe am deutlichſten; der Menſch ſieht ein, daß der Geſchlechtstrieb nur den Zweck hat, ſeine Gattung fortzupflanzen; und daß das Weib zu gleicher Zeit nur einmal empfangen kann; daß es weniger darum zu thun iſt, Kinder zu erzeugen, als zu erziehen; daß, wenn die Menſchen ihren Unterhalt finden ſollen, ſie ſich nicht unverhältnißmäßig vermehren dürfen. — Und doch kennt der Menſch gerade in der Befriedigung dieſes Triebes keine Gränzen; er befriedigt denſelben, ohne den Zweck desſelben erreichen zu wollen, wie bei der Hurerei, oder auch erreichen zu können, wie bei der Schwangerſchaft des Weibes; er befriediget denſelben nicht ſelten auf eine ganz unnatürliche Weiſe; kurz, der Menſch ſteht in dieſer Hinſicht weit unter dem unvernünftigen Thiere, das ſeine Gattung innerhalb der Schranken der Natur fortpflanzt. Das Unheil, das jene Ausſchweifung in der Befriedigung des Geſchlechtstriebes ſowohl

über ganze Staaten, als einzelne Menſchen ſchon gebracht hat, und noch bringt, iſt nicht zu berechnen. —

Dieſe Verſchlimmerung des phyſiſchen und moraliſchen Zuſtandes der Stammeltern war zugleich die Strafe ihrer Sünde; als ſolche kündigte ihnen Gott die eben genannten Uebel an. Waren dieſe ſchon an ſich natürlich, ſo nahmen ſie doch dadurch, daß ſie mit der Sünde in Verbindung gebracht wurden, den Charakter von Strafen an. Wer wird es in Abrede ſtellen, daß Gott auch natürliche Uebel zu ſeinen Zwecken benützen könne? Bei Gelegenheit dieſes Gerichtes lernten die Stammeltern Gott, den ſie bereits als moraliſchen Geſetzgeber kannten, auch als Richter und Vollſtrecker des Moralgeſetzes kennen.

Die Strafe, welche der Schlange dictirt wird, iſt ſymboliſch, wie dieſe ſelbſt nur ein Symbol iſt, und leidet keine weitere Erklärung.

49.

Von dieſer Sünde der Stammeltern rührt die moraliſche Verdorbenheit her, die allgemein unter den Menſchen herrſcht; der durch die Sünde verſchlimmerte Zuſtand der Stammeltern hat ſich nämlich auch auf die Nachkommen verpflanzt. Der Hang zum Böſen, der dem Menſchen anklebt wegen ſeiner Abſtammung von Adam, heißt insgemein die Erbſünde; Sünde, weil ſie von der Sünde kömmt, und zur Sünde führt; Erbſünde, weil ſie ein Erbtheil von den Stammeltern iſt.

Die Erbſünde iſt alſo nicht die perſönliche Sünde der Stammeltern, die uns etwa zugerechnet wird; auch nicht eine wirkliche Sünde, die wir nach dem Beiſpiel der Stammeltern begehen; ſondern ein Gebrechen unſerer moraliſchen Natur, dem zufolge wir mehr zum Böſen, als zum Guten geneigt, und unvermögend ſind, dieſe verkehrte Neigung zu vertilgen.

Daß es eine Erbſünde in dieſem Sinne giebt, beweiſen auſſer mehreren Stellen der heiligen Schriften folgende zwei:

„Sieh! in Miſſethaten ward ich empfangen, und in Sünden empfieng mich meine Mutter.“ *) „Wahrlich, wahrlich! ich ſage dir: wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Waſſer und heiligen Geiſte, ſo kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was aus dem Fleiſche geboren iſt, das iſt Fleiſch; was aber aus dem Geiſte geboren iſt, das iſt Geiſt.“ **) Es ſollte dieſes aber, wenn auch die heiligen Schriften nichts davon ſagten, einen jeden ſchon die Erfahrung bei denen, die unſeres Herzens und Blutes ſind, lehren. Wer darf ſich rühmen, daß er der urſprüngliche Adam, das vollkommene Exemplar der menſchlichen Natur iſt?

Noch jetzt pflanzen ſich phyſiſche und moraliſche Gebrechen von den Eltern auf die Kinder fort, wie die Erfahrung täglich lehrt, was aber noch geſchieht, konnte wohl auch bei den Stammeltern geſchehen. Freilich müſſen auf dieſe Weiſe die Kinder für die Sünden ihrer Eltern büſſen; aber es iſt nun einmal ſo in dieſer Welt; ſehen wir ja noch täglich, daß Kinder darben, weil ihre Eltern Verſchwender waren, oder einen ſiechen Körper mit ſich herumſchleppen, weil jene ein ausſchweifendes Leben geführt haben. Uebrigens ſprechen die heiligen Schriften keinem Menſchen ein Vermögen in natürlichen Dingen ab; nur von dem Erkennen und Wollen des Göttlichen oder von der Gottgefälligkeit des Menſchen iſt die Rede. Man kann alſo trotz der Erbſünde ein guter Staatsmann, ein großer Feldherr oder Naturforſcher ſeyn. —

Will man die Art, wie die Erbſünde ſich fortgepflanzt, näher erklären, ſo kann man ſagen, daß die Sünde ihren Sitz zunächſt in dem Körper habe, und die Seele in dieſem als in einem unreinen Gefäße verderbt werde; in dem Körper der Stammeltern gieng nämlich nach der Sünde eine Veränderung vor; nun zeugten ſie Söhne und Töchter nach ihrem Bilde; es war alſo natürlich, daß ſie ungeachtet der Buſſe, die nur die Seele, aber nicht den Leib umänderte, die

*) Pſ. 50, 6.

**) Joh. 3, 5.

Fehlerhaftigkeit des Körpers auf dieſe ihre Nachkommen fortpflanzten.

Die Erbſünde iſt allgemein; nur bei Jeſus findet eine Ausnahme ſtatt; der, weil er auf eine übernatürliche Weiſe empfangen wurde, wie wir weiter unten beweiſen werden, auch von der Erbſünde frei blieb. Man ſpricht wohl auch von der unbefleckten Empfängniß Mariä, der Mutter Jeſu; aber ohne hinreichenden Grund. Die heiligen Schriften melden nichts davon, daß auch Maria ohne die Erbſünde empfangen worden iſt; die Kirchenväter laſſen die Sache dahingeſtellt ſeyn, und der Kirchenrath von Trident hütete ſich, darüber eine dogmatiſche Entſcheidung von ſich zu geben. Die Behauptung, daß Maria ohne die Erbſünde empfangen wurde, fand auch von jeher gerade von Seite der denkenden Chriſten Widerſpruch, und findet ihn noch, obſchon ein eigenes Feſt der unbefleckten Empfängniß Mariä eingeführt worden iſt. —

50.

Um die Erbſünde iſt es ein großes Uebel; ſie ſteht mit der Beſtimmung des Menſchen im geraden Widerſpruche, und macht, daß er die Wahrheit nicht ſieht, und das Gute nicht thut; der Menſch iſt ſich deſſen vollkommen bewußt, und es iſt unſtreitig ein großes Uebel, zu wiſſen, daß man nicht iſt, was man ſeyn ſollte. Auſſer dem ſind die Menſchen wegen ihrer Abſtammung von Adam ſammt und ſonders dem Tode verfallen: „Wie durch einen Menſchen die Sünde in die Welt gekommen iſt, und durch die Sünde der Tod: ſo iſt der Tod auf alle Menſchen übergegangen, weil alle geſündiget haben.“ *) Die Erbſünde ſchließt auch noch von dem Himmelreich aus: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Waſſer und heiligen Geiſte, ſo kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“ **) Man darf jedoch

*) Röm. 5, 12.
**) Joh. 3, 5.

den Verlurſt der Seligkeit nicht mit der Verdammniß verwechſeln; wer in der Erbſünde ſtirbt, entbehrt nur ein Gut, das er nicht kennt, und eben darum auch nicht vermißt; hat aber keine poſitiven Strafen zu erdulden, wie die Verdammten; er befindet ſich alſo in einem Zuſtande von natürlicher Glückſeligkeit. Daß wegen der Erbſünde allein Niemand verdammt werde, iſt der herrſchende Glaube der katholiſchen Kirche.

Nimmt man an, wie dieſes gerade jetzt geſchieht, daß die erſten Menſchen in demſelben Zuſtande geſchaffen worden ſind, in dem wir gebohren werden; daß die vermeintliche Erbſünde nur die Folge der natürlichen Beſchaffenheit iſt, und daß alſo der Menſch in jedem Falle hätte ſterben müſſen, ſo geräth man in ein Labyrinth hinein, aus dem kein Ausweg mehr zu finden iſt. Vorausgeſetzt, daß der Hang zum Böſen nicht von einem zufälligen Mißbrauche der Freiheit herkomme, ſondern in der moraliſchen Natur des Menſchen ſelbſt wurzle, findet ſich die Vernunft in die Alternative verſetzt, entweder Gott anzuklagen, weil er Tugend fodert, ohne dem Menſchen die nöthige Kraft gegeben zu haben; oder die Tugend ſelbſt für ein Hirngeſpinnſt zu halten; ſie kann aber weder das Eine noch das Andere thun, ohne ſich ſelbſt zu verläugnen, oder Unvernunft zu werden.

Wenn man auch zugeben will, daß der Menſch vermöge der natürlichen Beſchaffenheit ſeines Körpers ſterben muß, ſo bleibt doch noch immer die Frage, warum denn auf eine Weiſe, daß jeder Menſch vom König bis zum Bettler den Tod für das größte Uebel hält, und demſelben ſo lang als möglich zu entgehen ſucht? Die natürliche Beſchränktheit des Menſchen iſt zwar eine Unvollkommenheit, aber eine Unvollkommenheit iſt noch kein Uebel; vermöge ſeiner Beſchränktheit ſoll der Menſch höchſtens nach Verlauf der ihm zugemeſſenen Lebenszeit ohne Schmerz in eine andere Welt hinübergerückt werden; die gewaltſame und ſchmerzliche Auflöſung aber weiß die Vernunft weder mit der Güte, noch mit der Gerechtigkeit Gottes zu vereinigen. Das Thier muß

freilich auch ſterben; allein es hat davon keine Ahnung, und iſt darum auch nicht unglücklich; der Menſch hingegen hat nicht nur eine Ahnung von dem Tode, ſondern erkennt auch, daß es um denſelben etwas höchſt Peinliches iſt, und fühlt ſich eben darum unglücklich. — Daraus erſieht man, daß die Lehre von der Erbſünde von größerer Wichtigkeit iſt, als ſo Manche glauben. Uebrigens macht die Erbſünde die Tugend nicht unmöglich; ſondern erſchwert ſie nur, was dem Menſchen noch kein Recht giebt, an derſelben zu verzweifeln, und ſich der Sünde hinzugeben. Der Menſch ſoll ſich ſelbſt kennen lernen, und Mittel gegen die angeborne Sündhaftigkeit anwenden; dann hat er von der Erbſünde keinen Nachtheil zu befürchten, und fährt ungleich beſſer, als bei dem ſtolzen Wahne, daß der Menſch von Natur aus gut, und durch zufällige Urſachen böſe wird. —

Jetzt ſpringt der Zuſammenhang der Lehre von Chriſtus, die wir nun vortragen wollen, und dem vorausgehenden von ſelbſt in die Augen. Um nämlich die durch die Sünde der Stammeltern zerrüttete moraliſche Ordnung wieder herzuſtellen, ſendete Gott ſeinen Eingebornen Sohn Jeſus Chriſtus, und gerade dieſes war ein neuer und unwiderſprechlicher Beweis davon, daß er die Welt regiere. Jeſus Chriſtus erſchien zu einer Zeit, da wegen des gänzlichen Verfalles der Sittlichkeit die Hilfe am nothwendigſten, und ſowohl der politiſche, als literariſche Zuſtand der Welt der Einführung der neuen Religionsanſtalt günſtig war. Gott war indeß bis zur Ankunft Chriſti nicht müßig; ſondern bereitete die Welt darauf vor. Zu dem Ende ſonderte er das hebräiſche Volk ab, gab demſelben eine eigene Verfaſſung, erweckte in demſelben Propheten u. ſ. f. Dabei verwahrloſte Gott die übrigen Völker nicht; denn jedes Volk hat irgend einen ausgezeichneten Lehrer oder Geſetzgeber gehabt, durch deſſen Anſehen ſein innerer Sinn entwickelt, Gottesverehrung und geſellſchaftliche Ordnung eingeführt wurden. Dieſe Weiſen und Geſetzgeber waren natürliche Seher, und für die übrigen Völker eben das, was die Propheten den Hebräern

waren, wie der hl. Auguſtin ſchon bemerkt hat. Wir handeln erſt von der Perſon Chriſti; dann von der Wiederherſtellung der moraliſchen Ordnung durch ihn.

I. Abſchnitt.

Von der Perſon Jeſu Chriſti.

51.

Chriſtus iſt ein Weiſer, wie Sokrates; er iſt ein unmittelbar göttlicher Geſandter, wie Moſes, aber er iſt noch mehr, als Sokrates und Moſes — er iſt der Menſch gewordene Sohn Gottes. Daß Chriſtus der Sohn Gottes und eine göttliche Perſon iſt, dürfen wir als erwieſen annehmen; daß er ein wahrer Menſch war, giebt man ohnehin gerne zu; die Zeit iſt vorüber, da man aus Achtung für die Perſon Chriſti ſeine Menſchheit läugnen zu müſſen glaubte. Es iſt jetzt nur mehr die Frage, ob Chriſtus mehr, als des Zimmermanns Joſeph Sohn war. Es bleibt uns alſo bloß zu beweiſen, daß Chriſtus Gott und Menſch in Einer Perſon oder Gott-Menſch iſt.

Derſelbe Chriſtus, der ſich oft des Menſchen Sohn, ja einen Menſchen geradehin nennt; derſelbe Chriſtus nennt ſich ein andersmal den Sohn Gottes, der vom Himmel herabgekommen iſt, der iſt, ehe Abraham war, der den Vater kennt, und Eines mit ihm iſt; kurz, Chriſtus der Menſch, legt ſich in derſelben Perſon Dinge bei, die nur Gott zukommen. Was kann man anders daraus ſchließen, als daß in ihm die Gottheit mit der Menſchheit vereiniget war, und folglich dieſe nie abgeſondert wirkte. Die Apoſtel waren einmal der feſten Ueberzeugung, daß Chriſtus Gott-Menſch iſt; Petrus ſagt: „Du biſt Chriſtus der Sohn des lebendigen

Gottes“ *); Johannes: „Das Wort iſt Fleiſch geworden, und hat unter uns gewohnt, und wir haben ſeine Herrlichkeit geſehen, die Herrlichkeit als des Eingebornen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit“ **); Paulus: „So ſollt ihr geſinnt ſeyn, wie Jeſus Chriſtus geſinnt war, der obſchon er in der Geſtalt Gottes, und Gott gleich war, ſich ſelbſt entäußerte, die Geſtalt eines Knechtes annahm, und den Menſchen gleich ward.“ ***) — Als nun die Apoſtel in alle Welt ausgiengen, und chriſtliche Gemeinden gründeten, da verkündeten ſie auch die Lehre, daß Chriſtus Gott-Menſch iſt. Zum Beweiſe, daß man im zweiten Jahrhundert von der Perſon Chriſti gerade ſo dachte, wie der Katholik im neunzehnten Jahrhundert denkt, ſetze ich ein Bruchſtück aus Melito von Sardes her: „Es iſt, ſagt dieſer Biſchof, nicht nöthig für die, welche Vernunft haben, aus dem, was Chriſtus nach der Taufe gethan hat, die Wirklichkeit ſeiner Seele und ſeines Leibes, und einer menſchlichen Natur, der unſrigen gleich, darzuthun. Das, was Chriſtus nach der Taufe gethan hat, beſonders ſeine Wunder, bewieſen der Welt hauptſächlich ſeine verborgene Gottheit; denn da er Gott und zugleich ein vollkommener Menſch war, ſo hat er uns ſeine beiden Naturen zu erkennen gegeben; — die göttliche, durch die Wunder, die er während der drei Jahre nach ſeiner Taufe verrichtet hat; die menſchliche aber während der dreißig vorhergehenden Jahre, da das geringfügige Fleiſch die Merkmale der Gottheit verhüllte, obgleich er ewiger Gott war.“ — Man muß alſo wenigſtens ſo viel zugeben, daß die Lehre von Chriſtus, dem Gott-Menſchen, chriſtlich iſt; ob ſie auch philoſophiſch iſt, muß wieder eigens unterſucht werden.

Chriſtus iſt Gott-Menſch, heißt mit andern Worten: Die zweite Perſon in der Gottheit oder der Sohn Gottes

*) Matth. 16, 16.
**) Joh. 1, 14.
***) Philipp. 2, 6.

hat die menſchliche Natur in ſich dergeſtalt vereiniget, daß er fortan eine göttlich = menſchliche Perſon war, und als ſolche wirkte. Gegen eine ſolche Vereinigung des Göttlichen und Menſchlichen iſt mit Grund nichts einzuwenden; ſie iſt ganz analog der Vereinigung der Seele mit dem Leibe im Menſchen; nur mit dem Unterſchied, daß die menſchliche Natur in Chriſtus nicht wieder auf die göttliche zurückwirkt, wie der Leib auf die Seele. Die Gottheit wurde alſo nicht zur Menſchheit herabgezogen, noch auch die Menſchheit zur Gottheit geſteigert; beide wirkten miteinander, jede nach ihrer Art. Es bleibt alſo nur noch die Frage, was denn eine ſo auſſerordentliche Begebenheit, wie die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, für einen Zweck haben mag. Es laſſen ſich mehrere Zwecke angeben, von denen keiner der göttlichen Weisheit unwürdig iſt; einmal iſt die Menſchwerdung des Sohnes Gottes die Stütze unſeres Glaubens; denn der Sohn hat den Vater geſehen, und verdient alſo Glauben, wenn er uns von demſelben erzählt, Joh. 1, 18; ſie zeigt uns Gott in der Nähe; denn wer den Sohn ſieht, ſieht auch den Vater, Joh. 14, 9; ſie läßt uns von Gott alles hoffen, Röm. 8, 31; ſie erfüllt mit Liebe gegen den, der uns zuerſt geliebt hat, 1 Joh. 4, 19. —

§. 52.

Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß die Geſchichte Chriſti mit dem, was wir eben von ſeiner Perſon geſagt haben, im vollkommenen Einklang ſeyn muß; wäre dieſe in irgend einem Stücke einer göttlichen Perſon unwürdig, ſo zweifelte man mit Recht auch an der Wahrheit deſſen, was er von der Würde ſeiner Perſon geſagt hat. Alſo jetzt von der Geſchichte Chriſti. Chriſtus verweiſt ſelbſt auf dieſelbe, und will, daß man ihm nicht ſo faſt um ſeiner Worte, als um ſeiner Thaten willen glaube. Und wahrlich; gerade durch die Geſchichte wird die Würde des Gott = Menſchen, die nicht in die Sinne fällt, anſchaulich gemacht. Man theilt

die Geſchichte Chriſti ein in die äuſſere und innere; jene umfaßt ſeine Schickſale; dieſe ſeinen Charakter. —

Wenn wir ſagen, daß der Sohn Gottes geboren worden iſt, ſo iſt dieß nur von dem Menſchen zu verſtehen, mit dem ſich der Sohn Gottes vereiniget hat; denn der Sohn Gottes kann nicht geboren werden, weil er keinen Anfang hat. Chriſtus hat indeß auch als Menſch etwas vor den übrigen Menſchen voraus; er wurde zwar von einem Weibe empfangen und geboren; aber durch übernatürliche Kraft ohne Zuthun eines Mannes. Matthäus erzählt den Hergang ſo: „Da Maria, die Mutter Jeſu Chriſti, mit Joſeph verlobt war, fand es ſich, daß ſie, ehe ſie zuſammenkamen, von dem heiligen Geiſte empfangen hatte. Weil aber ihr Mann Joſeph gerecht war, und ſie nicht verſchreyt machen wollte, ſo gedachte er ſie heimlich zu verlaſſen. Während er nun mit dieſem Gedanken umgieng, ſieh! da erſchien ihm ein Engel des Herrn im Traume, und ſprach: Joſeph, Sohn Davids! fürchte dich nicht, Maria deine Gemahlin zu dir zu nehmen; denn was ſie empfangen iſt von dem heiligen Geiſte.“ *) — Daſſelbe berichtet auch Lukas 1, 26. Beide ſagen einſtimmig, daß Joſeph nicht der Vater Jeſu Chriſti iſt; Matthäus giebt dieſes auf folgende Art zu verſtehen: Jakob zeugte den Joſeph, den Mann Mariens, von welcher Jeſus, der Chriſtus heißt geboren iſt“ **); Lukas durch den Beiſatz: „Jeſus hatte ohngefähr das dreißigſte Jahr angetreten, und war, wie man dafür hielt, der Sohn Joſephs.“ ***) — Woher die Evangeliſten die Nachricht von der übernatürlichen Empfängniß Chriſti haben, iſt leicht zu errathen; Maria, die wohl wiſſen mußte, wie es bei der Empfängniß zugegangen iſt, wird nicht unterlaſſen haben, ſpäter den Apoſteln Nachricht zu geben. Man will zwar in der neueſten Zeit entdeckt haben, daß das Ganze von der wunderbaren Empfängniß

*) Matth. 1, 18.

**) Daſelbſt 1, 16.

***) Luc. 3, 23.

Chriſti weiter nichts, als eine Sage (Mythus) ſey, dergleichen man bei allen alten Völkern findet. Allein man weiß nicht, woher denn die Sage entſtanden, noch viel weniger, wie ſie in die heiligen Schriften gekommen iſt. Die Apoſtel wollen nicht als Leute angeſehen ſeyn, die bei ihren Nachrichten über die Perſon Chriſti klug erſonnenen Fabeln gefolgt ſind (2 Pet. 1, 16), und Lukas giebt ſogar die Quellen an, aus denen er ſeine Nachrichten geſchöpft hat, (Luc. 1, 1 f. f.) Man müßte alſo annehmen, daß ſpäterhin jemand die eine und andere Sage in die Schriften der Apoſtel verwebt habe; allein dieſes ſteht im Widerſpruche mit dem, was wir oben von der Integrität der heiligen Schriften geſagt haben; nach dem Tode der Apoſtel war nichts mehr in ihre Schriften hineinzubringen, ohne daß der Betrug ſogleich entdeckt würde. Auch darf man von den andern Völkern nicht auf die Apoſtel ſchließen; die ſogenannten Mythen ſind weder nach der Glaubwürdigkeit, noch nach Inhalt und Zweck mit den Evangelien zu vergleichen. Das Volk hielt zwar Chriſtus für den Sohn Joſephs, und Maria nennt dieſen auch Vater; aber weder aus dem Einem, noch aus dem Andern folgt, daß Joſeph der Vater Chriſti iſt; das Volk urtheilte nach dem Scheine; denn die übernatürliche Empfängniß Chriſti war auſſer Maria nur Wenigen bekannt; Maria ſagt, daß ſie keinen Mann kenne, und Joſeph will ſie verlaſſen, als er ihre Schwangerſchaft bemerkte; es konnte ihr alſo nicht in den Sinn kommen, dieſen Vater im ſtrengen Sinne zu nennen. Und gewiß iſt es des Sohnes Gottes würdiger, auch als Menſch durch ein Wunder gezeugt zu ſeyn, als das Gegentheil. Um einen Alltagsmenſchen zu erzeugen, reichen freilich die natürlichen Kräfte hin; aber Chriſtus iſt ja keine Alltagserſcheinung.

Chriſtus wurde bekanntlich zu Bethlehem in einem Stalle geboren, und dem Anſcheine nach hätte ſeine Geburt aller Welt unbekannt bleiben müſſen. Allein ein Engel verkündigte ſie zunächſt den Hirten, die in jener Gegend die Nachtwache bei ihren Heerden hielten; zu dieſem Engel geſellte ſich hierauf eine Menge himmliſcher Heerſchaaren, welche Gott

lobten und ſprachen: „Ehre ſey Gott in der Höhe, und auf Erden Friede den Menſchen, die eines guten Willens ſind.“ (Luc. 2, 8 f. f.) Die obige Bemerkung gilt auch hier; die Verfaſſer der Evangelien wollten nicht dichten; einem Spätern aber, der allenfalls durch erdichtete Umſtände das Leben Chriſti ausſchmücken wollte, waren die Mittel benommen, ſeine Dichtung in die Evangelien zu bringen. Die Hirten kamen zu Joſeph und Maria, und erzählten, was ihnen von dem Kinde geſagt worden war; ſo wurde die Engelerſcheinung erſt dieſen, und ſpäter den Apoſteln bekannt. Die Geburt Chriſti wurde auch noch andern Perſonen, wenn ſchon gerade nicht durch Erſcheinungen von Engeln, doch auf eine nicht minder wunderbare Weiſe bekannt gemacht; dem Greiſe Simeon und der frommen Wittwe Anna durch Eingebung; den Magiern durch eine beſondere Erſcheinung am Himmel: „Wo iſt der neugeborne König, fragten ſie bei ihrer Ankunft in Jeruſalem; wir haben ſeinen Stern im Morgenlande geſehen, und ſind gekommen, ihn anzubethen.“ (Matth. 2, 2.) Dieſe Magier waren ohne Zweifel Proſelyten, die mit den heiligen Schriften der Juden bekannt waren, und alſo auch von dem kommenden Meſſias und der Zeit ſeiner Ankunft etwas wußten. Eine ungewöhnliche Erſcheinung war alſo hinreichend, in ihnen den Gedanken anzuregen, daß jener große König wirklich erſchienen iſt. Herodes wollte Chriſtus aus dem Wege räumen, und um ſeinen Zweck deſto gewiſſer zu erreichen, befahl er alle Knaben in und um Bethlehem, die mit Chriſtus in gleichem Alter oder darunter waren, zu tödten. Aber Chriſtus wurde wunderbar gerettet; ein Engel des Herrn erſchien dem Joſeph im Traume, und ſagte: „Steh auf, nimm das Kind und ſeine Mutter, und flieh nach Aegypten, und bleibe dort, bis ich es dir ſage.“ — (Matth. 2, 13.) Menſchliche Vorſicht hat dabei wahrlich nichts gethan; denn ſonſt müßte Chriſtus allein getödtet; alle anderen Kinder aber müßten am Leben erhalten worden ſeyn. Nach dem Tode des Herodes kehrte Joſeph mit dem Kinde und der Mutter aus Aegypten zurück, und ließ ſich in Nazareth

nieder. Von da an bis zum zwölften Jahre meldet die Geſchichte nichts Auſſerordentliches von Chriſtus. In dieſem Jahre aber gieng er mit ſeinen Eltern nach Jeruſalem, und legte dort im Tempel eine ſolche Weisheit an den Tag, daß Alles darüber in Erſtaunen gerieth, und fragte, woher denn dieſer Zimmermannsſohn eine ſolche Weisheit habe. Merkwürdig iſt auch, daß Chriſtus hier Gott ſeinen Vater nennt, und ſein Befremden darüber zu erkennen giebt, daß Maria und Joſeph ihn geſucht haben: „Warum habt ihr mich denn geſucht, ſagte er; wußtet ihr nicht, daß ich mich mit dem beſchäftigen muß, was meinen Vater angeht?“ *) Woher hätten aber Joſeph und Maria wiſſen können, daß Gott der Vater Chriſti iſt, wenn nicht aus den Erſcheinungen bei der Empfängniß und Geburt des Letzteren? Macht man alſo dieſe zu Mythen, ſo iſt die Antwort Chriſti durchaus unpaſſend.

Chriſtus ließ ſich auch von Johannes taufen, um, wie er ſagte, alle Gerechtigkeit zu erfüllen, und da that ſich der Himmel auf, der heilige Geiſt ſtieg gleich einer Taube auf ihn herab, und eine Stimme vom Himmel erſcholl: Du biſt mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen, (Luc. 3, 21 f. f.). Daß dieſer Auftritt höchſt Gotteswürdig iſt, bedarf wohl keines Beweiſes; die Juden wußten zwar, daß der Meſſias entweder ſchon da ſeyn, oder doch nächſtens kommen müſſe; aber daß Jeſus von Nazareth dieſer Meſſias iſt, wußten auſſer Joſeph und Maria vielleicht nur Wenige; ſelbſt der Täufer kannte ihn nicht von Perſon. Es war alſo darum zu thun, daß Jeſus öffentlich als Meſſias erklärt wurde, und dieſes geſchah auf die oben benannte Weiſe. Es fragt ſich alſo nur noch, ob jener Auftritt wirklich ſtatt gefunden hat, und ob es dabei natürlich zugegangen iſt. Wenn die Apoſtel es auch mit der Wahrheit nicht ſo genau genommen hätten, ſo würden ſie wenigſtens nicht auf eine Dichtung dieſer Art verfallen ſeyn, weil es ihnen nicht entgehen konnte,

*) Luc. 2, 49.

daß ſie dadurch ihrer Sache mehr ſchaden, als nützen würden. Zu der Zeit, als das erſte Evangelium verfaßt wurde, lebten ſicherlich noch mehrere Menſchen, die am Jordan waren zur Zeit, da Chriſtus ſich taufen ließ. Dieſe würden nicht unterlaſſen haben, die Apoſtel Lügen zu ſtrafen, wenn nichts von dem geſchehen wäre, was ſie als geſchehen bei der Taufe Chriſti erzählen; ein Späterer konnte ohnehin ſeine Einfälle nicht mehr in die Evangelien einſchieben. Wir dürfen alſo nicht daran zweifeln, daß die Taufe Chriſti von auſſerordentlichen Umſtänden begleitet war. Dieſe Umſtände waren indeß nicht bloſſe Naturerſcheinungen; dieſes nehmen wir daraus ab, daß die Jünger des Johannes, die in der Folge Jünger Chriſti wurden, jene Umſtände für wichtig genug hielten, um mit den übrigen Denkwürdigkeiten Chriſti aufgezeichnet zu werden; dieſe Männer wußten gewiß eben ſo gut, als wir, eine Naturerſcheinung; z. B. ein Gewitter von einer Wundererſcheinung zu unterſcheiden.

Nun fieng Chriſtus an, zu lehren, und mit der Gott eigenen Machtvollkommenheit zu wirken; um ſich Glauben zu verſchaffen, heilte er Kranke aller Art, durch ein bloſſes Wort oder durch einen einfachen Willensact; er erweckte Todte zum Leben; ſättigte mehrere Tauſende mit wenigen Broden; verwandelte Waſſer in Wein, geboth den Winden und Wellen u. ſ. f. Eines Tages nahm er drei ſeiner Jünger und beſtieg mit ihnen einen Berg. Da wurde er verklärt, d. h. ein Glanz, gleich jenem der Sonne verbreitete ſich über ſein Angeſicht, und ſeine Kleider wurden weiß, wie Schnee; dieſelbe Stimme, die ſich am Jordan vernehmen ließ, erſcholl auch hier wieder; auch erſchienen Moſes und Elias. — Petrus, der einer von jenen drei Jüngern war, gedenkt dieſes Ereigniſſes noch ſpäter mit allen Umſtänden, (2 Pet. 1, 16) man kann alſo, ohne dem Apoſtel zu widerſprechen, oder ſeinen Brief für erdichtet zu erklären, die vorſtehende Erzählung nicht für eine Dichtung oder Sage halten. — Was hat man aber davon zu halten? War es vielleicht die untergehende Sonne oder ein Blitzſtrahl, der den

ungewöhnlichen Glanz über Chriſtus verbreitete? Nein; denn in dieſem Falle hätte ſich der Glanz auch auf die drei Jünger verbreitet, und hätte eben darum bei Chriſtus nicht mehr auffallen können. Es war alſo ein übernatürliches Licht, das von der inwohnenden Gottheit kam, und die äuſſere Geſtalt Chriſti verklärte. Daher das Entzücken der Jünger, welches auf einen ſo hohen Grad ſtieg, daß Petrus nicht mehr wußte, was er ſagte. Erſt als ſie die ungewöhnliche Stimme hörten, fiengen ſie an, ſich zu fürchten. Daß auch eine Erſcheinung ſtatt gefunden hat, geht daraus hervor, daß die Jünger anfänglich neben Chriſtus noch zwei menſchliche Geſtalten erblickten, und ſogar für jede eine Hütte bauen wollten; dann aber, als ſie ſich von ihrer Furcht erholt hatten, und ſich umſahen, nur Chriſtus allein fanden. Daß jene Geſtalten Moſes und Elias waren, konnten die Jünger freilich nicht wiſſen, wohl aber mußte dieſes Chriſtus wiſſen, der ja vor Abraham; alſo auch vor Moſes und Elias iſt, und war daher auch im Stande, ihre Namen zu nennen. Es bleibt uns alſo noch zu beweiſen, daß eine ſolche Verherrlichung Chriſti auch am rechten Orte war. Es heißt, daß Moſes und Elias mit Chriſtus von dem Ausgange redeten, den es mit ihm in Jeruſalem nehmen würde. Damit iſt auch ſchon der Zweck der Verklärung angedeutet; ſie galt den drei Jüngern, die, wenn ſie bald ihren Meiſter leiden und ſterben ſehen würden, ſich an ſeine Herrlichkeit erinnern, und einſehen ſollten, daß ſein Leiden und ſein Tod freiwillig iſt, und der Würde ſeiner Perſon nichts benimmt; mit Einem Worte, die Jünger ſollten auf das Leiden und den Tod Chriſti vorbereitet und vorläufig in dem Glauben an ihn beſtärkt werden. Darum nahm auch Chriſtus gerade jene Jünger mit ſich auf den Berg, die in der Folge Säulen ſeiner Kirche wurden. —

Als Chriſtus von ſeinen Feinden wirklich getödtet wurde, ſo gieng er nach drei Tagen wieder lebendig aus dem Grabe hervor, wie man es von dem Gott = Menſchen mit Recht erwartet. Durch die Auferſtehung hat Chriſtus nicht bloß

ſeine göttliche Sendung, ſondern auch ſeine Gottheit erwieſen; denn nur der kann von den Todten auferſtehen, der das Leben in ſich hat, und dieſer iſt Gott allein. Während die Seele von dem Leibe geſchieden war, wie dieſes im Tode geſchieht, fuhr Chriſtus zur Vorhölle, dem Aufenthalte der bis dahin verſtorbenen Gerechten hinab. Es folgt dieſes zwar ſchon aus den Worten: „Wahrlich, ich ſage dir: heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn.“ *) Wahrſcheinlich aber ſind die Jünger noch beſonders belehrt worden, als Chriſtus wieder erſtanden war, und ihnen den Sinn der meſſianiſchen Weiſſagungen aufſchloß, zu welchen auch folgende gehört: „Ich ſah den Herrn immer vor mir; er iſt mir ja zur Rechten, daß ich nicht wanke. Darüber freut ſich mein Herz, und meine Zunge frohlocket; ſelbſt mein Leichnam wird in Hoffnung ruhen; denn du wirſt meine Seele nicht in der Hölle laſſen, noch zugeben, daß dein Heiliger die Verweſung ſehe.“ **) Und wo hätte auch unterdeſſen die Seele Chriſti füglicher ſeyn können, als bei den Seelen der verſtorbenen Gerechten, wo dieſe ſich auch immer aufhalten mögen? Endlich gieng Chriſtus wieder in den Himmel zurück; eine Wolke nahm ihn vor den Augen ſeiner Jünger weg. Wie ſchön hängt alles zuſammen; der auferſtandene Chriſtus konnte nicht wieder ſterben; es blieb alſo nichts übrig, als daß er mit ſeinem bereits verklärten Leibe in den Himmel fuhr. — So dichtet man nicht. Wir begnügen uns, hier bloß die Uebereinſtimmung des Lebens Chriſti mit der Würde ſeiner Perſon zu zeigen; die hiſtoriſche Wahrheit der Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti haben wir ſchon anderswo erwieſen.

Es iſt kein Widerſpruch, daß die Apoſtel von Chriſtus auch rein menſchliche Dinge erzählen, z. B. daß er geboren wurde, an Weisheit zunahm, menſchliche Bedürfniſſe und Affecte u. d. g. hatte. Es wäre allerdings widerſprechend, Gott menſchliche Eigenſchaften, Bedürfniſſe und Affecte bei-

---

*) Luc. 23, 43.

**) Pſ. 15, 9 f. f.

zulegen; allein dergleichen Dinge werden von Chriſtus nur angeführt, in ſo fern er auch ein wahrer Menſch iſt, und dieſes iſt kein Widerſpruch; denn wenn es Gottes überhaupt nicht unwürdig iſt, menſchliche Natur anzunehmen, ſo kann es ſeiner nicht unwürdig ſeyn, geboren zu werden, zu wachſen, zu eſſen u. d. g., weil dieſe Dinge mit der menſchlichen Natur unzertrennlich verbunden ſind. Anders verhält es ſich mit den moraliſchen Schwächen der menſchlichen Natur; dieſe ſind mit der Würde eines Gott-Menſchen unvereinbar, und finden ſich auch bei Chriſtus nicht, wie wir ſogleich beweiſen wollen.

53.

Auch die innere Geſchichte oder der moraliſche Charakter Chriſti iſt mit der Würde einer göttlich menſchlichen Perſon in vollkommenem Einklange. Chriſtus war ohne Sünde, und war ſich deſſen ſo vollkommen bewußt, daß er es darauf ankommen ließ, ihn einer Sünde zu beſchuldigen: (Joh. 8, 46.) Seine Jünger geben ihm das Zeugniß, daß er nie eine Sünde begangen hat, (1 Pet. 2, 22); daß er die Sünde nicht kannte (2 Cor. 5, 21); daß er zwar verſucht worden iſt, wie wir, jedoch ohne Sünde. (Heb. 4, 15.) Selbſt der Jünger, der ihn verrathen hat, geſtand zuletzt, an einem Unſchuldigen zum Verräther geworden zu ſeyn, (Matth. 27, 4); und der heidniſche Richter erklärte feyerlich, daß er keine Schuld an ihm finde. (Matth. 27, 24.)

Andererſeits war das Leben Chriſti ein fortwährender Gehorſam gegen Gott. Schon in ſeinem zwölften Jahre erklärte er, daß es ihm um das zu thun iſt, was ſeinen Vater angeht; bei einer andern Gelegenheit ſprach er: „Meine Speiſe iſt, daß ich den Willen deſſen thue, der mich geſandt hat, und ſein Werk vollende.“ *) So war er gehorſam bis zum Tode, (Phil. 2, 9.) Dabei war er ſanftmüthig und demüthig, (Matth. 11, 29); wohlwollend (Apoſtelgeſch. 10, 38); großmüthig (Luc. 23, 34); der edelſte Menſchenfreund (Joh. 15, 13.) — Der mora-

*) Joh. 4, 34.

liſche Charakter Chriſti iſt über jede Einwendung erhaben, groß und bewunderungswürdig. Chriſtus hat nicht geſündiget und konnte nicht einmal ſündigen; indeß war dieſe Unmöglichkeit zu ſündigen nur bedingt und nachfolgend, d. i. der Sohn Gottes hat jene Menſchennatur nur angenommen, weil es ſchon zum voraus gewiß war, daß ſie nicht ſündigen werde. Chriſtus handelte alſo in allen Stücken mit völliger Freiheit, wie er dieſes auch ſelbſt ſagt, Joh. 10, 17, und hat darum auch ſein Verdienſt, das um ſo größer iſt, je edler ſein Charakter iſt. Um die Sündenloſigkeit Chriſti richtig zu ſchätzen, darf man die äuſſern Verſuchungen nicht mit den innern vermengen; von der Begierlichkeit konnte Chriſtus freilich nicht verſucht werden, weil er frei von der Erbſünde war; aber allen anderen Verſuchungen war er ſo gut, als jeder andere Menſch ausgeſetzt. Er müßte kein wahrer Menſch geweſen ſeyn, wenn er z. B. nicht das Drückende ſeiner Armuth, die Beſchwerden ſeines Amtes, die Verläumdungen und Verfolgungen ſeiner Gegner gefühlt hätte; dieſe Gefühle mußte er beherrſchen, und dieſes war eben keine ſo leichte Sache. —

Chriſtus wurde auch von dem Teufel verſucht. Die erſte Verſuchung gieng dahin, daß Chriſtus durch ein Wunder Steine in Brod verwandeln ſollte; Veranlaſſung dazu gab der Umſtand, daß Chriſtus mehrere Tage gefaſtet und nun Hunger hatte. Ein anderesmal wurde er verſucht, die Zinne des Tempels zu Jeruſalem zu beſteigen und ſich von da herabzuſtürzen, um, wenn er unbeſchädigt bliebe, Aufſehen und Verwunderung zu erregen. Zuletzt ſuchte ihn der Teufel durch die Ausſicht irdiſcher Macht und Herrlichkeit von der eigentlichen Beſtimmung des Meſſias abzuziehen. Verſuchungen des Teufels gehören zu den äuſſern, denen auch Chriſtus als Menſch ausgeſetzt war, und die mit der Heiligkeit in keinem Widerſpruche ſtehen, wie wir ſchon geſagt haben. Man braucht gerade nicht anzunehmen, daß der Teufel dabei leibhaftig erſchien; vielmehr ſcheint es, daß ſich die ganze Verſuchung auf innere Anſchauungen beſchränkt

habe; denn man kann doch nicht wohl glauben, daß Chriſtus wirklich auf die Zinne des Tempels geſtellt, und dann gleich wieder auf einen hohen Berg, von dem man mehrere Länder überſehen konnte, geführt worden iſt. Dieſe Erklärung kann nur derjenige gewagt finden, der noch nie über den Unterſchied zwiſchen teufliſcher und rein menſchlicher Verſuchung nachgedacht hat; nur dieſe iſt ſchlechterdings unvereinbar mit der Heiligkeit, weil ſie aus dem böſen Herzen entſpringt; jene aber iſt an ſich nichts Böſes, und nur dann mit der Heiligkeit im Widerſpruche, wenn der Menſch an den Eingebungen des Teufels Gefallen findet, und denſelben folgt. Davon aber war Chriſtus weit entfernt; vielmehr wies er die Verſuchungen ſtandhaft zurück, und gab gerade dadurch einen Beweis ſeiner Heiligkeit. Wollte dann Chriſtus, der alleinige Zeuge der Verſuchung darüber etwas ausſagen, ſo konnte dieſes nicht wohl anders, als ſo geſchehen, daß er die Vorſpiegelungen des Teufels in Worte einkleidete, und ihn ſo redend einführte. —

Die Geſchichte Chriſti entſpricht alſo ganz dem, was er von ſeiner Perſon ausſagt, und wir müſſen ihn um ſo mehr für den Menſch gewordenen Sohn Gottes halten, als auſſerdem ſeine ganze Geſchichte ein Räthſel iſt; Vieles in derſelben paßt nur auf eine gottmenſchliche Perſon; das Uebrige iſt deſſen wenigſtens nicht unwürdig. —

54.

Iſt Chriſtus wirklich Gott-Menſch, d. h. ſind die Gottheit und Menſchheit in ihm ſo innig verbunden, daß beide immer gemeinſchaftlich handeln, ſo folgt von ſelbſt, daß derſelbe nur Eine Perſon iſt; würde man aus Chriſtus zwei Perſonen machen, ſo wäre eben darum keine mehr Gott-Menſch. Die heiligen Schriften ſtellen Chriſtus immer nur, als Eine Perſon dar: „Es iſt Ein Gott und Ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen — Jeſus Chriſtus.“ *)

*) 1 Tim. 2, 5.

Eben ſo folgerecht ſchließt man, daß in der Einen Perſon Chriſti, des Gott-Menſchen **zwei Naturen** ſind; denn wenn entweder die menſchliche Natur von der göttlichen verſchlungen; oder die göttliche mit der menſchlichen verſchmolzen worden wäre, ſo könnte Chriſtus wieder nicht Gott-Menſch ſeyn; er wäre entweder Gott allein oder Menſch allein; hierauf bezieht ſich Philip. 2, 5. Mit der göttlichen Natur iſt ein **göttlicher**, mit der menſchlichen Natur ein **menſchlicher Wille** unzertrennlich verbunden, und man kann dieſen doppelten Willen Chriſtus nicht abſprechen, ohne die eine oder die andere der beiden Naturen aufzuheben. Man ſollte freilich erwarten, daß die Chriſten bei der einfachen Lehre, Chriſtus iſt Gott-Menſch ſtehen geblieben ſind, ohne über Perſon, Natur, Wille zu grübeln; indeß haben Menſchen, die mehr Verſtand, als Frömmigkeit beſaßen, ſo Manches auf die Bahn gebracht, was ſich mit der Lehre: Chriſtus iſt Gott-Menſch — nicht wohl vereinigen läßt; der Eine wollte den Sohn Gottes und den Menſchen für zwei Perſonen gehalten wiſſen; der Andere verſchmolz die beiden Naturen in Chriſtus in Eine u. ſ. f. Wollte nun die Kirche nicht, daß die Einheit des chriſtlichen Glaubens geſtört werde, ſo blieb ihr nichts übrig, als mit der ihr eigenthümlichen Auctorität zu erklären, daß Chriſtus nur Eine Perſon iſt, aber zwei Naturen hat u. ſ. f. Dadurch aber hat ſie keine neuen Glaubensartikel gemacht, ſondern nur die alte Lehre genauer beſtimmt. —

II. Abſchnitt.

Von der Wiederherſtellung der moraliſchen Ordnung.

55.

Der **Zweck** der Menſchwerdung des Sohnes Gottes iſt kein anderer, als die Wiederherſtellung der moraliſchen Ordnung; dieſe giebt Chriſtus ſelbſt als Zweck an: „Des Men-

ſchenſohn iſt gekommen, zu ſuchen und ſelig zu machen, was verlohren war.“ *) Es bleibt uns alſo jetzt noch zu unterſuchen, was denn Chriſtus gethan hat, um dieſen Zweck zu erreichen. Die Wirkungen der Sünde zeigten ſich vorzüglich in der moraliſchen Natur des Menſchen; die Vernunft wurde verfinſtert, der Wille gelähmt, die frohe Ausſicht auf Glückſeligkeit geraubt; kurz, die moraliſche Ordnung wurde geſtört; und dieſe Wirkungen der Sünde vererbten ſich von den Stammeltern auf ihre Nachkommen, wie wir an ſeinem Orte ſchon geſagt haben. In dieſem Zuſtande des ſittlichen Verfalles bedurfte der Menſch der Belehrung, der Beſſerung und der Beruhigung. Um nun dieſem dreifachen Bedürfniſſe abzuhelfen, und den Menſchen, ſo viel als möglich dem urſprünglichen Zuſtande wieder nahe zu bringen, übernahm Chriſtus das Amt eines Lehrers, eines Reformators, und eines Erlöſers. Von dieſem Verhältniße Chriſti zur moraliſchen Welt wollen wir ausführlich handeln. —

56.

Chriſtus ſagt: „So lange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. **) Ich bin dazu geboren, und dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugniß gebe. ***) Hiemit eignet ſich Chriſtus doch offenbar das Amt eines Lehrers zu. Man giebt auch allgemein zu, daß Chriſtus ein höchſt weiſer Lehrer war, und ſelbſt diejenigen, die ihm die Gottheit abſprechen, laſſen ihm als Lehrer Gerechtigkeit widerfahren. Es handelt ſich alſo bloß darum, ob Chriſtus vor andern Lehrern, z. B. vor Sokrates, Confuzius u. ſ. f. etwas voraushabe. Wir zeigen nun, daß Chriſtus einen großen Vorzug vor andern Lehrern hat, und gerade derjenige iſt, den die Menſchheit von jeher geſucht hat. Chriſtus hat erſtens eine ganz originele Lehre vorgetragen; hat ſie mit unfehl-

*) Luc. 19, 10.
**) Joh. 9, 5.
***) Joh. 18, 37.

barer Auctorität vorgetragen, und hat ſie allgemein gemacht. Dadurch unterſcheidet ſich Chriſtus von allen andern Lehrern, die nebſt dem Wahren immer auch mehr oder weniger Falſches vorgetragen, und durch ihre Belehrung höchſtens einigen wenigen Menſchen oder einem einzelnen Volke genützt haben. Das Eigenthümliche der Lehre Chriſti beſteht darin, daß er die früheren Offenbarungen von den theoretiſchen und practiſchen Irrthümern, die ſich im Laufe der Zeit angeſetzt hatten, reinigte; die Lehre von Gott und ſeinen Vollkommenheiten, von der Vorſehung u. a. in das hellſte Licht ſetzte, und dem Sünder den Weg zeigte, auf dem er zur Wiedervereinigung mit Gott und zur Glückſeligkeit gelangen kann. Dieſes Letztere iſt von großer Wichtigkeit; denn wenn der Sünder ſich nicht der Verzweifelung überlaſſen ſoll, ſo muß er wiſſen, daß er noch nicht verlohren iſt, und da kömmt ihm das Wort Chriſti entgegen: „So hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen Eingebornen Sohn dahingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlohren gehe, ſondern das ewige Leben habe.“ *) In der chriſtlichen Sittenlehre ſteht die Pflicht der Buſſe obenan, ganz angemeſſen dem gegenwärtigen Zuſtande des Menſchen, der von Natur aus böſe iſt, und erſt durch Chriſtus gut gemacht werden ſoll. Die Lehren der Weiſen, und ſelbſt die des Moſes erſcheinen im Vergleiche mit dem Evangelium als ſchwache Anfangsgründe, (Gal. 4, 9.) Die göttliche Auctorität mit der Chriſtus ſeine Lehre vortrug, giebt derſelben eine Gewißheit und eine Wirkſamkeit, die eine andere Lehre nicht hat, und nicht haben kann, weil jeder andere Lehrer die Vermuthung gegen ſich hat, daß er irre; darin liegt der Grund, warum die beſten Lehren, wenn ſie bloß von Menſchen herrühren, keinen ſonderlichen Eindruck machen. Und welche Idee, die Lehre ſo einzurichten, daß ſie für jeden Stand, für jedes Klima, für jede Regierungsform paßt! Es iſt keinem Weiſen der Vorzeit in den Sinn gekommen, die Wahrheit zu einem Gemeingut

*) Joh. 3, 16.

zu machen; dieſes war dem vorbehalten, der mehr, als ein Weiſer war. —

57.

Chriſtus war auch Reformator, wie es nie ein Menſch war, noch ſeyn kann, darauf deuten die Worte: „Die Geſunden bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken. — Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu rufen, ſondern die Sünder.“ *) Chriſtus hat nicht nur dieſes vor andern Reformatoren voraus, daß er die beſte Sittenlehre vortrug, ſondern daß er ſich ſelbſt als Muſter darſtellte, und, was noch mehr iſt, den zur genauen Erfüllung ſeiner Gebothe nöthigen Beiſtand verſprach. Es iſt überflüßig, die Vorzüge der chriſtlichen Sittenlehre hier aufzuzählen; es iſt über die Vortrefflichkeit derſelben nur Eine Stimme, und ſelbſt diejenigen, die ſich mit der Glaubenslehre nicht befreunden können, wollen die Sittenlehre beibehalten wiſſen. Die beſte Sittenlehre bleibt indeß ohne Wirkung, wenn ſie nicht durch das Beiſpiel des Lehrers unterſtützt wird; die Worte bringen eine augenblickliche Rührung hervor; die Beiſpiele aber reiſſen hin. Chriſtus lehrte wirklich auch durch ſein Beiſpiel: „Lernet von mir, da ich ſanftmüthig und von Herzen demüthig bin.“ **) „Ich habe euch ein Beiſpiel gegeben, damit auch ihr thuet, wie ich euch gethan habe.“ ***) Dieſem Umſtande iſt es wenigſtens mitunter zuzuſchreiben, daß Chriſtus eine ſo durchgängige Reformation in der moraliſchen Welt bewirkt hat. Was aber der chriſtlichen Sittenlehre einen entſchiedenen Vorzug vor jeder andern giebt, iſt, daß mit derſelben der höhere Beiſtand gegeben wird, wodurch die Erfüllung der Sittenlehren nicht bloß möglich, ſondern ſogar angenehm gemacht wird. Chriſtus hat dieſen Beiſtand verheiſſen: „Nehmet mein Joch auf euch; mein Joch iſt ſüß und meine Bürde

*) Matth. 9, 12 f. f.

**) Matth. 11, 29.

***) Joh. 13. 15.

iſt leicht.“ Von dieſem höhern Beiſtande, insgemein Gnade genannt, wird weiter unten ausführlich die Rede ſeyn; hier bemerken wir nur ſo viel, daß die beſten Vorſchriften unnütz ſind, wenn ſie nicht befolgt werden, oder wenn es wohl gar an der nothwendigen Kraft gebricht. —

58.

Wenn der Menſch ſich beſſert, ſo iſt darum ſeine frühere Schuld nicht getilgt; denn das Geſchehene kann ſelbſt Gott nicht ungeſchehen machen; ohne die Gewißheit aber, daß die Schuld und Strafe nachgelaſſen werden, kann ſich der Menſch nicht der frohen Hoffnung auf Glückſeligkeit überlaſſen; ſein Gemüth wird durch die Furcht vor der Strafe beunruhiget, das Streben nach Tugend gelähmt. Da gab nun Chriſtus auch noch ſein Leben hin, und erwarb den Menſchen auch Vergebung der bereits begangenen Sünden; ſo ſtand nun der Glückſeligkeit des Menſchen nichts mehr im Wege. Wir wollen vor allem beweiſen, daß es der Zweck des Todes Chriſti war, den Menſchen Vergebung der Sünden zu erwerben; ob eine ſtellvertretende Genugthuung möglich iſt, wollen wir hintenher unterſuchen. Der Tod Chriſti war kein zufälliges Ereigniß; denn er ſagte denſelben vorher: „Jetzt fieng Chriſtus an, ſeinen Jüngern zu zeigen, daß er nach Jeruſalem gehen, von den Schriftgelehrten und hohen Prieſtern vieles leiden, und getödtet werden müſſe ... “*) Er ſagte ſogar die Art des Todes vorher: „Wie Moſes in der Wüſte die Schlange erhöht hat, ſo muß auch des Menſchenſohn erhöht werden.“ **) Dieſes deutet auf einen beſtimmten Zweck hin. Nach den heiligen Schriften nun iſt Chriſtus hauptſächlich darum eines ſo gewaltſamen Todes geſtorben, damit die Menſchen durch ſeinen Tod Vergebung der Sünden erlangen, und ſelig werden möchten. Chriſtus ſelbſt ſagt von dem Zwecke ſeines Todes: „Des Menſchenſohn iſt gekommen, ſein

*) Matth. 16, 21.

**) Joh. 3, 14.

Leben als Löſegeld für viele hinzugeben.“ *) „Ich gebe mein Leben für meine Schafe.“ **) „Dieſes iſt mein Leib, der für euch wird dargegeben; dieſes mein Blut, das für euch und für viele wird vergoſſen werden.“ ***) Nach ſeiner Auferſtehung ſagte er neuerdings zu ſeinen Jüngern, die ſich noch immer nicht in ſeinen Tod finden konnten: „So ſteht es geſchrieben, und ſo mußte Chriſtus leiden, und von den Todten wieder auferſtehen am dritten Tage. Und nun muß in ſeinem Namen Buſſe und Vergebung der Sünden *allen Völkern* verkündiget werden, von Jeruſalem angefangen.“ †) Die Apoſtel ſchreiben wenigſtens von dem Augenblicke an, da ihnen Chriſtus den Sinn aufſchloß, daß ſie die Schrift verſtanden, dem Tode desſelben die Vergebung der Sünden zu. So ſagt Petrus: „Er trug unſere Sünden an ſeinem Leibe, damit wir, abgeſtorben den Sünden, der Gerechtigkeit leben. Durch ſeine Wunden ſeyd ihr geheilt worden.“ ††) Paulus: „Gelobt ſey Gott, der uns vorherbeſtimmt hat, uns durch Jeſus Chriſtus als ſeine Kinder anzunehmen, in welchem wir Erlöſung haben durch ſein Blut, nämlich Vergebung der Sünden.“ †††) Johannes: „Das Blut Jeſu Chriſti, ſeines Sohnes, reiniget uns von aller Sünde.“ ††††) Man vergleiche Apoſtelgeſch. 5, 31; 10, 43. — Man mag immerhin auch ſagen, Chriſtus ſey geſtorben, um ſeine Lehre zu beſtätigen, den neuen Bund einzuweihen u. d. g., nur darf man dabei nicht ſtehen bleiben; denn der vornehmſte Zweck des Todes Chriſti iſt die Vergebung der Sünden, wie man aus dem eben Geſagten erſieht. —

Jetzt fragt es ſich, *wie* denn dieſe Zweie — der Tod Chriſti und die Vergebung der Sünden zuſammenhängen?

---

*) Matth. 20, 28.
**) Joh. 10, 15.
***) Matth. 26, 26 f. f.
†) Luc. 24, 46.
††) 1 Pet. 2, 24.
†††) Epheſ. 1, 3 f. f.
††††) 1 Joh. 1, 7.

Viele können keinen Zuſammenhang finden, und nennen darum die chriſtliche Verſöhnungslehre ſpottweiſe die Bluttheorie. Dieſer Spott wäre indeß nur dann am rechten Orte, wenn wir die Vergebung der Sünden dem phyſiſchen Tode Chriſti zuſchrieben, oder im Ernſte behaupteten, daß Gott nicht anders, als durch Blut zu verſöhnen war. Allein ſo etwas iſt wenigſtens einem denkenden Chriſten nie in den Sinn gekommen; dieſer ſchreibt die Vergebung der Sünden einzig nur dem moraliſchen Verdienſte des Todes Chriſti zu. Man kann ſich die Sache ohngefähr ſo denken: Gott, der moraliſche Weltregent, hat die Vergebung der Sünden an eine gewiſſe Bedingung geknüpft; dieſe waren das Leiden und der Tod Chriſti, des Gott = Menſchen; dieſe Bedingniß hat Chriſtus erfüllt, und nun waren den Menſchen Sünde und Strafe nachgelaſſen. Aber, wird man fragen, konnte denn Gott, der Gütige, die Sünden nicht ohne alle Bedingung nachlaſſen? Hierauf antworten wir mit dem heiligen Auguſtin: „Thoren ſind es, die da ſagen, die Weisheit Gottes konnte den Menſchen nicht erlöſen, wenn er nicht menſchliche Natur annahm; dieſen muß man ſagen: allerdings konnte er es; aber wenn er es anders gemacht hätte, ſo würde es eurer Thorheit eben ſo wenig gefallen.“ *) Ja, Gott konnte die Sünden ohne alle Bedingung nachlaſſen; aber es fragt ſich, ja nicht darum, was Gott thun kann, ſondern was den Menſchen nützlich iſt. Nun iſt aber eine ſo bedingte Nachlaſſung unſtreitig heilſamer, als eine unbedingte. Man darf nicht vergeſſen, daß Gott, der Gütige, zugleich der moraliſche Weltregent iſt, der die Sünde ſtrafen, und die Auctorität des Geſetzes aufrecht halten muß. Als ſolcher nun ließ er den ſündigen Menſchen Barmherzigkeit angedeihen, ohne ſeiner Heiligkeit und Gerechtigkeit etwas zu vergeben; er foderte nämlich Genugthuung, und trug dieſe auf Chriſtus über, oder ließ ſich vielmehr den Tod Chriſti als ſolche gefallen. Der Tod Chriſti zeigt alſo einerſeits die Heiligkeit und Gerechtigkeit;

*) De agone Sexti c. 11.

andererſeits die Güte und Weisheit Gottes; die Heiligkeit und Gerechtigkeit müſſen den Menſchen mit einer heilſamen Furcht; die Güte und Weisheit mit Liebe und Verwunderung erfüllen. Chriſtus hat unſchuldig gelitten; aber eben darum, weil ſein Leiden unverſchuldet war, kann man es keine Strafe nennen; das Leiden war von Seite Chriſti eine groſsmüthige Aufopferung, die ihm zum größten Ruhme gereicht. Faßt man die ſtellvertrettende Genugthuung Chriſti von dieſer Seite auf, ſo fallen alle Widerſprüche weg, die man darin finden will. — Gott hat ſich zwar ſelbſt genug gethan; aber es war dieſes kein müßiges Schauſpiel; noch viel weniger entſtand dadurch eine gewiſſe Abhängigkeit in Gott, welches Gott nicht um ſeinet=, ſondern um des Menſchen willen that. Durch die ſtellvertrettende Genugthuung Chriſti wird auch nicht die Proportion zwiſchen Moralität und Glückſeligkeit aufgehoben; Gerechtigkeit iſt gut; aber wenn durch Milde und Schonung ein größeres Gut erreicht werden kann, dann gebiethet die Klugheit, von der ſtrengen Foderung der Gerechtigkeit etwas nachzulaſſen; denn von zwei guten Dingen muß man das beſſere wählen. Es iſt zwar Sache des Menſchen, ſich zu beſſern; allein da die perſönliche Buſſe immer unvollkommen bleibt, und das Geſchehene durch die ſtrengſte Buſſe nicht ungeſchehen gemacht wird, ſo fehlt noch viel, daß der Menſch durch ſeine Buſſe Gott gefällig iſt. Es bleibt alſo immerhin Gott überlaſſen, wie er dieſen Mangel erſetzen will, und wenn er ihm fremdes Verdienſt zu Gut kommen läßt, ſo ſchreibt man die Nachlaſſung der alten Schuld mit Recht dieſem Verdienſte nicht der perſönlichen Buſſe zu.

Wenn nun die Sünden nachgelaſſen werden, ſo geht es ſo zu: Gott ſpricht den Menſchen um der Verdienſte Chriſti willen, frei von der Schuld der Sünde; iſt einmal die Schuld nachgelaſſen, dann fällt die Strafe von ſelbſt weg, weil ſie ja nur die Folge der Schuld iſt. Dabei geht in dem Willen Gottes keine Aenderung vor; ſondern das Ur=

theil, das den Sünder frei ſpricht, iſt ſchon in dem ewigen Rathſchluß Gottes von dem Endzweck der Welt enthalten. —

59.

Um des innigen Zuſammenhanges willen, in dem die Sündenvergebung mit dem Tode Chriſti ſteht, heißt Chriſtus auch der Erlöſer, der Mittler, der hohe Prieſter, der Bürge. Die Sünde wird nämlich in den heiligen Schriften bald als eine Knechtſchaft, bald als eine Feindſchaft zwiſchen Gott und dem Menſchen, bald als eine Verunreinigung, bald als eine Schuld dargeſtellt. In ſo fern nun Chriſtus ſein Leben als Löſegeld gegeben hat, um uns aus der Knechtſchaft zu befreien, iſt er der Erlöſer im eigentlichen Sinne; Mittler, weil er die Menſchen mit Gott, und Gott mit den Menſchen verſöhnt; Prieſter, weil er ſich ſelbſt als Sühnopfer für die Sünden der Menſchen hingegeben; Bürge endlich, weil er unſere Schuld bei Gott abgetragen hat. Die Apoſtel bedienen ſich dieſer Vorſtellungen ohne Unterſchied; hier nur einige Proben: „Es iſt Ein Gott, und Ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, der Menſch Jeſus Chriſtus, der ſich ſelbſt zum Löſegeld für alle hingegeben hat.“ *) „Wiſſet, daß ihr nicht mit vergänglichem Golde oder Silber von euerm eitlen, von den Vätern hergebrachten Wandel erlöſet ſeyd; ſondern mit dem theuern Blute Chriſti, dieſes unbefleckten und tadelloſen Lammes...“**) „Das Blut Jeſu Chriſti, ſeines Sohnes, reiniget uns von aller Sünde.“ ***) —

Aus dem Geſagten ergiebt ſich, daß Chriſtus nicht bloß Lehrer und Muſter, ſondern auch der Erlöſer von der Schuld und Strafe der begangenen Sünden iſt, und die Vergebung derſelben nicht bloß angekündiget, ſondern wirklich erworben hat. Es wäre freilich zu wünſchen,

---

*) 1 Tim. 2, 6.
**) 1 Pet. 1, 18.
***) 1 Joh. 1, 7.

daß man es bei der einfachen Lehre: Chriſtus hat uns durch ſein Leiden und ſeinen Tod von den Sünden erlöſt — hätte bewenden laſſen; und weniger für die Gelehrſamkeit, als die Frömmigkeit beſorgt geweſen wäre; aber da man nun einmal auch wiſſen wollte, wie die Sündenvergebung mit dem Leiden und dem Tode Chriſti zuſammenhängt, und ſich die Sache gar verſchieden dachte, ſo wurde auch eine Erklärung des Wie nothwendig, um wenigſtens zu zeigen, daß die chriſtliche Verſöhnungslehre keinen Widerſpruch in ſich habe.

Iſt nun die Vernunft erleuchtet, der Wille geſtärkt, und das Gemüth wegen des Vergangenen beruhiget, ſo iſt der Menſch wieder in jenen Stand der Vollkommenheit zurückgeſetzt, in dem er urſprünglich von Gott erſchaffen wurde, und nichts hindert ihn mehr, ſeine Beſtimmung zu erreichen. Mit Recht ſagen wir alſo, daß Chriſtus die moraliſche Ordnung, die durch die Sünde geſtört worden war, wieder hergeſtellt hat.

60.

Chriſtus hat dieſes mit andern Reformatoren gemein, daß er Geſetze gab; er hat aber vor andern Reformatoren dieſes voraus, daß ſeine Geſetze der moraliſchen Natur des Menſchen ganz angemeſſen ſind, und daß er zur Erfüllung derſelben mitwirkt. Wir wollen nun ſowohl die von Chriſtus vorgeſchriebene Geſetze, als die Art, wie er zur Erfüllung derſelben mitwirkt, näher kennen lernen. Chriſtus hat nur wenige, aber umfaſſende Geſetze gegeben; ſie laſſen ſich auf vier zurückführen, nämlich: Glaube, Liebe, Hoffnung und gute Werke.

Das Geſetz des Glaubens iſt in folgenden Worten enthalten: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium allen Kreaturen; wer glaubt und getauft wird, der wird ſelig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.“ *) Hier kann nur der Glaube an die von Chriſtus

*) Marc. 16, 15 f. f.

geoffenbarten Wahrheiten, oder Dogmenglaube gemeynt ſeyn. Dieſes Geſetz des Glaubens verbindet natürlich nur jene, die Gelegenheit haben, das Evangelium zu vernehmen, oder, wie man gewöhnlich ſagt, die berufen werden. Der Beruf aber iſt mannigfaltig; äuſſerlich, wenn das Evangelium öffentlich geprediget wird, innerlich, wenn Gott dabei auch auf den Verſtand wirkt, daß die Menſchen die Predigt verſtehen, wie dieſes der Fall bei der Purpurhändlerin Lydia war; natürlich, wenn chriſtliche Eltern ihre Kinder im Chriſtenthume unterrichten, und erziehen; übernatürlich, wenn Gott eigene Glaubensbothen auswählt, und ſie mit göttlicher Auctorität bekleidet, wie dieſes bei den erſten Glaubenspredigern geſchah.

Der Glaube hat eben ſo gut ſeinen moraliſchen Werth, als die Tugend; denn er iſt ein Act der Demuth, wodurch der Menſch von beſchränkter Vernunft die Allwiſſenheit Gottes anerkennt und ehret. Nur daran könnte man vielleicht zweifeln, ob der Glaube gebothen werden könne. Um vernünftigerweiſe glauben zu können, muß man erſt die Gründe einſehen; ſieht nun der Menſch dieſe ein, ſo bedarf es keines Geſetzes; ſieht er ſie nicht ein, ſo darf man ihm nicht zumuthen, zu glauben. Dieſes iſt ganz richtig; es folgt indeß nur ſo viel daraus, daß der Glaube nicht unmittelbar gebothen werden kann. Niemand wird in Abrede ſtellen, daß derjenige ſeine Pflicht ſchlecht erfüllte, der bloß darum nicht prüfen wollte, damit er nicht durch die erkannte Wahrheit in ſeinem gewohnten Treiben geſtört werde. In ſo fern nun jeder Menſch die Pflicht hat, die Wahrheit zu ſuchen, und wenn er ſie gefunden hat, ohne Rückſicht auf ſeine Neigungen anzunehmen, kann der Glaube allerdings gebothen werden, und iſt von Chriſtus wirklich gebothen worden.

Von den chriſtlichen Wahrheiten muß man einige ausdrücklich glauben: dahin gehört das Daſeyn Gottes, und ſein Verhältniß zur Welt: „Ohne Glauben kann man Gott unmöglich gefallen; denn wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er iſt, und daß er Belohner derer iſt, die ihn

ſuchen“;*) dann die Lehre von Chriſtus: „Das iſt das ewige Leben, daß ſie dich, den allein wahren Gott, und den du geſandt haſt — Jeſus Chriſtus erkennen **); ferners die Lehre von drei Perſonen in dem Einen göttlichen Weſen: „Gehet hin, lehret alle Völker, und taufet ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes“***); endlich die wichtigſten Hauptſtücke der chriſtlichen Sittenlehre, und die übernatürlichen Tugendmittel. Alles Uebrige iſt Gegenſtand des Glaubens im Allgemeinen.

Es iſt nicht genug, daß man innerlich ein Chriſt iſt, man muß ſeinen Glauben auch äuſſerlich bekennen, ſelbſt wenn dabei das Leben in Gefahr kömmt: „Fürchtet euch vor denen nicht, die nur den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können; fürchtet vielmehr den, der Leib und Seele in der Hölle verderben kann.“****) Der innere Glaube gehört zur innern; das äuſſere Bekenntniß zur äuſſeren moraliſchen Ordnung: „Wenn man von Herzen glaubt, ſo wird man gerecht; und wenn man mit dem Munde bekennt, ſo wird man ſelig.“†) Der Chriſt darf ſich alſo ſeines Glaubens nicht ſchämen, noch ihn verhehlen: „Wer ſich meiner und meiner Worte ſchämt, deſſen wird auch der Menſchenſohn ſich ſchämen, wenn er kommen wird in ſeiner Herrlichkeit, und in der Herrlichkeit ſeines Vaters und der heiligen Engel. ††) Der Chriſt darf ſeinen Glauben in keinem Falle verläugnen: „Wer mich vor den Menſchen verläugnet, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel verläugnen.“ †††) Der Chriſt darf keiner falſchen Religion ſelbſt nicht dem Scheine nach huldigen: „Wer mich vor den Menſchen bekennt, den will ich auch vor meinem Vater im Himmel bekennen.“ ††††)

*) Heb. 11, 6.
**) Joh. 17, 3.
***) Matth. 28, 19.
****) Matth. 10, 28.
†) Röm. 10, 10.
††) Luc. 9, 26.
†††) Matth. 10, 33.
††††) Matth. 10, 32.

Doch bleibt es dem Chriſten unbenommen, die Flucht zu ergreifen, wenn er ſich nicht Stärke genug zutraut, die Marter zu überſtehen. Chriſtus giebt ſelbſt dieſen Rath: „Verfolgt man euch in dieſer Stadt, ſo fliehet in eine andere“ — und mehrere Chriſten haben dieſen Rath befolgt; ſo Paulus, Cyprian, Athanaſius u. a.

Der Glaube kömmt durch das Hören; dieſes aber ſetzt die Predigt voraus, wie Paulus, Röm. 10, 17 ausdrücklich ſagt. Das Verdammungsurtheil trifft alſo nur ſolche Menſchen, die nicht glauben, obſchon ſie das Evangelium vernommen haben, oder wenigſtens Gelegenheit gehabt haben, es zu vernehmen; nicht aber jene, die nie etne Kunde von dem Evangelium erhalten haben. Dieſes wird beſtätiget durch folgende Worte Chriſti: „Wenn ich nicht gekommen wäre, und zu ihnen geredet hätte, ſo hätten ſie keine Sünde; ſo aber haben ſie keine Entſchuldigung für ihre Sünde. Wir können zwar nicht ſagen, was aus jenen Leuten wird; dürfen ſie aber auch nicht verdammen. —

61.

Das Geſetz der Liebe hat Chriſtus nicht zuerſt promulgirt, ſondern nur auf ein Neues ſanctionirt: „Du ſollſt den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüthe. Dieſes iſt das größte und erſte Geboth.“ *) Zur Liebe aber erhebt ſich der Menſch nicht plötzlich; ſondern er muß erſt verſchiedene Stufen durchgehen. Die unterſte Stufe und, ſo zu ſagen, der erſte Schritt zur Liebe iſt die Sinnesänderung oder die Buſſe. Dieſe hat Chriſtus vor allem gefodert: „Thuet Buſſe; denn das Himmelreich iſt nahe gekommen.“ **) Hat ſich der Menſch von dem Böſen abgewendet, ſo iſt er zwar auf dem Wege zur Tugend; aber noch nicht tugendhaft; er muß das Geſetz beobachten, und mit

*) Matth. 22, 36.

**) Matth. 4, 17.

männlicher Kraft gegen die Reitze des Böſen kämpfen; dieſes iſt Tugend, ſowohl das griechiſche Wort ἀρετη, als das lateiniſche virtus bezeichnen eine männliche Kraft. Die Liebe unterſcheidet ſich von der Tugend nur durch die Triebfeder, iſt nämlich die Triebfeder alles Handelns die Freude an Gott, dem heiligen Geſetzgeber und dem gütigen Regenten, ſo wird die Tugend Liebe. Von dieſer Liebe ſagt Paulus unter andern: „Der Endzweck des Gebethes iſt Liebe aus reinem Herzen, und gutem Gewiſſen und ungeheucheltem Glauben.“ *) „Nun bleiben dieſe drei: Glaube, Hoffnung, Liebe; das größte aber davon iſt die Liebe.“ **) Johannes ſchreibt: „Wer nicht liebt, der kennt Gott nicht; denn Gott iſt die Liebe.“ ***) Die Liebe ſteht alſo hoch über die philoſophiſche Tugend, und iſt das Höchſte, was der Menſch anſtreben kann.

62.

Das Geſetz der Hoffnung ſcheint ganz überflüßig zu ſeyn; denn der Menſch hofft nur zu gerne, wenn nur etwas zu hoffen iſt. Es ſcheint indeß nur ſo; der Menſch hofft freilich, ohne daß es nöthig iſt, ihn dazu durch ein Geſetz zu verpflichten; aber es kömmt darauf an, ob er ſeine Hoffnung auf die zeitlichen oder ewigen Güter ſetzt. Geſchieht das Erſtere, ſo iſt es um die Tugend und die wahre Glückſeligkeit des Menſchen geſchehen. Will alſo dieſer ſeine Beſtimmung erreichen, ſo muß er ſeine Hoffnung auf die ewigen Güter ſetzen, und gerade das Geſetz der Hoffnung iſt es, das ſeinem Glückſeligkeitstrieb die rechte Richtung giebt, und ihn ſtets darin erhält. In dieſem Sinne kann die Hoffnung gar wohl gebothen werden, und iſt von Chriſtus wirklich gebothen worden, wie aus folgenden Stellen erhellt: „Wer immer ſein Haus, oder Brüder oder Schweſtern, oder Vater oder

*) 1 Tim. 1, 5.
**) 1 Cor. 13, 13.
***) 1 Joh. 4, 8.

Mutter, oder Kinder oder Aecker um meines Namens willen verläßt, der wird Hundertfältiges dafür erhalten, und das ewige Leben erben.« *) „Sammelt euch keine Schätze auf Erden, wo ſie Roſt und Motte freſſen, und Diebe ausgraben und ſtehlen, ſondern ſammelt euch Schätze für den Himmel, wo ſie weder Roſt noch Motte verzehren, und Diebe nicht ausgraben und ſtehlen.« **) „Freuet euch und frohlocket; denn groß iſt euer Lohn im Himmel.« ***)

Ob der Menſch jemals dahin kömmt, daß er gleichgiltig gegen die Glückſeligkeit, nur allein in Gott ruht, daran zweifelt man billig. Wir wiſſen zwar, daß Moſes und Paulus auf ihre eigene Glückſeligkeit Verzicht leiſten wollten, wenn andere dadurch gerrettet würden; indeß weiß jederman, daß man es mit dem, was im höchſten Affecte geſprochen wird, nicht ſtrenge nehmen darf; beide wollten nur ausdrücken, wie lebhaft ſie das Heil anderer wünſchen. Wie wenig Paulus geſonnen war, für ſeine Perſon auf die Glückſeligkeit zu verzichten, beweiſt eine andere Stelle: „Ich habe den edlen Kampf gekämpft; die Laufbahn vollendet, den Glauben bewahrt. Nun wartet meiner die Krone der Gerechtigkeit, die mir der Herr, der gerechte Richter, geben wird an jenem Tage.« ****) Der Menſch kann dem Trieb nach Glückſeligkeit eben ſo wenig, als dem Trieb nach Tugend entſagen; tröſtet er ſich alſo nicht mit der ewigen Glückſeligkeit, ſo wird er Troſt in irdiſchen Dingen ſuchen, und unvermerkt zu einem feinen Epikuräismus herabſinken. Wir haben mehr, als Ein Beiſpiel, daß Menſchen, die ſich auf dieſe Weiſe Gott geſchenkt haben, unter dem Deckmantel der chriſtlichen Vollkommenheit die größten Schandthaten verübten. Darum iſt die Pflicht der Hoffnung allgemein, und verbindet auch den Gerechten.

*) Matth. 19, 29.
**) Matth. 6, 19 f. f.
***) Matth. 5, 12.
****) 2 Tim. 4, 7.

62.

Chriſtus hat nicht auf Gerathewohl gerade ſo viele und gerade dieſe Geſetze gegeben; ſie ſind auf die moraliſche Natur des Menſchen berechnet, und vollkommen hinreichend, allen Bedürfniſſen derſelben abzuhelfen. Der Glaube gewährt der Vernunft alles, was ſie von Gott und göttlichen Dingen zu wiſſen braucht; die Liebe genügt vollkommen dem Begehrungsvermögen; durch die Hoffnung wird das Verlangen nach Glückſeligkeit vorläufig geſtillt.

Wo Glaube, Liebe, Hoffnung die herrſchende Geſinnung ausmachen, da folgen die guten Werke von ſelbſt: „Jeder gute Baum bringt auch gute Früchte.“ *) Indeß verlangt Chriſtus auch noch ausdrücklich gute Werke von den Seinigen: „Jeder Baum, der keine gute Früchte bringt, wird ausgehauen, und in das Feuer geworfen.“ **) Der Sohn des Menſchen wird in der Herrlichkeit ſeines Vaters mit ſeinen Engeln kommen, und dann einem jeden nach ſeinen Werken vergelten.“ ***) Die Apoſtel dringen allenthalben auf ein thätiges Chriſtenthum: „Der Glaube ohne Werke iſt todt, und von jenem der Teufel nicht verſchieden.“ †) „Gott wird einem jeden vergelten nach ſeinen Werken.“ ††) „Gebet euch Mühe, euern Beruf und euere Wahl durch gute Werke zu ſichern.“ †††)

Demnach ſollte man freilich meynen, daß nie ein Streit über die Nothwendigkeit der guten Werke hätte entſtehen können; und doch hat es eine Zeit gegeben, da man die guten Werke nicht bloß für überflüßig hielt, ſondern als baaren Unrath erklärte. — So kann die Leidenſchaft verblenden!

*) Matth. 7, 17.
**) Matth. 7, 17.
***) Matth. 16, 27.
†) Jac. 2, 17 f. f.
††) Röm. 2, 6.
†††) 2 Pet. 1, 10.

Man führt die guten Werke gewöhnlich auf drei zurück — Bethen, Faſten und Almoſen geben. Nimmt man dieſe Drei in ihrer weiteſten Bedeutung, ſo erhält man auch ſo ziemlich den Inbegriff aller guten Werke; unter Gebeth verſteht man dann jede Beſchäftigung mit Gott und göttlichen Dingen; unter Faſten alle Arten von Entbehrungen; unter Almoſen alle ſowohl geiſtliche, als leibliche Werke der Barmherzigkeit. Zur Vollſtreckung dieſer Geſetze wirkt Chriſtus ſelbſt mit; auf welche Weiſe, wollen wir jetzt zeigen.

64.

Chriſtus macht, daß wir das Wahre ſehen, und das Gute thun, wie wir ſchon geſagt haben. Dieſe Erleuchtung des Verſtandes und Rührung des Herzens heißt nun Gnade, und dieſe iſt es, die uns die Geſetze Chriſti erfüllen hilft. Im ſtrengen Sinne iſt zwar alles Gnade; daß wir z. B. ſind, daß wir vernunftbegabte Menſchen ſind; daß wir gerade in dieſem Lande und in dieſer Zeit geboren ſind u. ſ. f.; wir haben nichts dazu gethan; es iſt unverdientes Geſchenk Gottes. Indeß verſteht man unter Gnade gewöhnlich jene übernatürliche Erleuchtung und Rührung durch Chriſtus, und nennt ſie, um ſie von jener natürlichen zu unterſcheiden, die übernatürliche Gnade. Die übernatürliche Gnade kann äuſſerlich oder innerlich ſeyn, je nachdem die Erleuchtung und Rührung von Auſſen in den Menſchen kommen, oder innerlich von Gott unmittelbar bewirkt werden. Die übernatürliche innere Gnade heißt wieder actual, wenn ſie den Grund zu vorübergehenden guten Handlungen enthält; habitual, wenn ſie den ganzen Menſchen beherrſcht. Die Hinderniſſe des Wahren und Guten gehen von der Unwiſſenheit und Begierlichkeit aus; die Gnade alſo, wodurch jene Hinderniſſe beſiegt werden ſollen, kann ihrem Weſen nach nicht weniger ſeyn, als eine Erleuchtung des Verſtandes und Rührung des Herzens. Es fragt ſich nun, ob die übernatürliche Gnade durchgängig nothwendig iſt, um etwas Wah-

res zu erkennen und etwas Gutes zu thun, oder ob dieſe Nothwendigkeit ihre Gränzen hat.

65.

Chriſtus ſagt; „Niemand kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht von meinem Vater gegeben wird“ *); er ſchreibt es einer Offenbarung ſeines himmliſchen Vaters zu, daß Petrus in ihm den Sohn des lebendigen Gottes erkannte **); es heißt, daß Gott der Lydia, die durch die Predigt des Paulus bekehrt wurde, das Herz geöffnet habe. ***) Die übernatürliche Gnade iſt demnach nothwendig, um ein *Chriſt* werden zu können. Daraus erklärt es ſich, wie von hundert Menſchen, welche die Predigt des Evangeliums vernehmen, die einen glauben, die andern nicht glauben. Ferners ſagt Chriſtus zu ſeinen Jüngern: „Ich bin der Weinſtock, ihr ſeyd die Reben. Wer in mir bleibt, und in dem ich bleibe, der bringt viel Frucht; denn ohne mich könnet ihr nichts thun. Wer nicht in mir bleibt, der wird wie eine Rebe weggeworfen, und verdorrt.“ ****) Soll alſo der Chriſt ſeinem Glauben gemäß, d. h. *heilig leben*, ſo bedarf er gleichfalls der übernatürlichen Gnade; wäre die Heiligkeit nicht wenigſtens zum Theil die Wirkung der Gnade, ſo ließe ſich wahrlich nicht begreifen wie ein Menſch viele Kenntniſſe beſitzen, und doch im *hohen* Grade unſittlich ſeyn kann. Nach Paulus muß die übernatürliche Gnade die Chriſten auch noch befeſtigen bis an das *Ende*, 1 Cor. 1, 8; dasſelbe lehrt Petrus, 1 Pet. 5, 10. Die Nothwendigkeit der übernatürlichen Gnade beſchränkt ſich alſo bloß auf den chriſtlichen Glauben, auf die chriſtliche Gerechtigkeit, und auf die Beharrlichkeit in beiden; mit Einem Worte, auf die *übernatürliche* Heilsordnung. In den Verhältniſſen dieſer Zeit reicht die Vernunft hin, den Menſchen

*) Joh. 6, 66.
**) Matth. 16, 17.
***) Apoſtg. 16, 14.
****) Joh. 15, 4.

zu führen mit dem Lichte, das der Hauch Gottes in ihm angezündet hat, und dieſer kann ohne übernatürliche Gnade ein guter Staatsmann, ein großer Feldherr, ein geſchickter Arzt ſeyn; er kann ſelbſt Gottes Daſeyn erkennen, und moraliſch handeln. Die heilige Schrift lehrt dieſes eben ſo beſtimmt, als die Nothwendigkeit der Gnade in göttlichen Dingen. Die Heiden, ſagt Paulus in ſeinem Briefe an die Römer, ſind ſtrafbar, weil ſie, obſchon ſich ſelbſt überlaſſen, doch Gott erkennen und recht handeln konnten. Wirklich liefert die Geſchichte jener Völker, die keine Offenbarung haben Beiſpiele von Heldenmuth. Patriotismus, Eltern=, Kinder= und Freundesliebe, die uns jezt faſt unglaublich vorkommen.

Wenn man einmal die Nothwendigkeit der Gnade zu ſehr ausgedehnt hat, ſo ſchränkt man ſie in unſern Tagen gewiß zu ſehr ein. Ein guter Theil der jetzigen Chriſten läugnet ſogar die Möglichkeit einer übernatürlichen Gnadenwirkung; und läßt höchſtens die Vernunft und Freiheit, allenfalls auch noch die Anläſſe zum Guten als Gnade gelten. Dieſe Menſchen ſind indeß ſelbſt ein ſprechender Beweis von der Nothwendigkeit der Gnade; denn eben darum, weil ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, tappen ſie im Finſtern, und thun auch nur Werke der Finſterniß. Daß wir gerade nicht einſehen, wie die Gnade wirkt, iſt noch kein Grund, die Nothwendigkeit derſelben zu läugnen; fühlen wir ja alle die wohlthätigen Wirkungen der Wärme, und ſind von der Nothwendigkeit derſelben überzeugt, ohne zu begreifen, woher ſie kommt und wie ſie entſteht. Nehmen wir keine Gnadenhilfe an, ſo iſt die Sache noch unbegreiflicher, weil wir nicht erklären können, wie aus einem verdorbenen Menſchen ein guter werden, und im Kampfe der Sinnlichkeit den Sieg erhalten kann. Angenommen nun, daß die übernatürliche Gnade wenigſtens in einer gewiſſen Beziehung nothwendig iſt, fragt ſich, welchen Menſchen ſie zu Theil wird, ob allen oder nur gewiſſen Auserwählten, und nach welchem Maßſtabe ſie ertheilt wird.

66.

Wenn der Menſch ohne die Gnade Gott nicht wohlgefällig, noch auch ſelig werden kann, ſo läßt ſich von ſeiner Güte ſchon zum voraus erwarten, daß er ſie allen Menſchen geben werde, und ſo iſt es auch. Er giebt die Gnade den Gerechten, damit ſie die göttlichen Gebothe erfüllen können; dieſes bedarf keines Beweiſes; denn das ſelbſt iſt ſchon der Beweis, daß die Menſchen gerecht ſind. Er giebt Gnade den Ungläubigen; gerade dazu iſt ja Chriſtus in die Welt gekommen, daß er als das wahrhaftige Licht erleuchte jeden Menſchen, der in dieſe Welt kömmt. Joh. 1, 9. Er giebt die Gnade den Sündern, daß ſie ſich bekehren. Nicht die Geſunden, ſondern die Kranken bedürfen des Arztes, und Chriſtus iſt nicht gekommen, die Gerechten, ſondern die Sünder zu rufen. Matth. 9, 12.

Der Maßſtab bei der Vertheilung der Gnade iſt nicht das Verdienſt des Menſchen; denn nach der heiligen Schrift iſt gerade dieſes das weſentliche Merkmal der Gnade, daß ſie ohne vorausgehendes Verdienſt ertheilt wird: „Wird ſie um der Werke willen ertheilt, ſagt Paulus, ſo hört ja die Gnade auf, Gnade zu ſeyn.“ *) „Gott erbarmt ſich, weſſen er will, und wen er will, verhärtet er.“ **) Daraus folgt indeß nicht, daß es einerlei iſt, ob der Menſch ſeine natürliche Kräfte braucht oder nicht; denn iſt ſchon das Verdienſt des Menſchen nicht der Grund der Vertheilung, ſo iſt es wenigſtens die Bedingniß, und man darf annehmen, daß, wenn der Menſch das Seinige thut, ihm Gott die Gnade nicht verſage. —

67.

Die Gnade bringt in jedem Falle eine Wirkung hervor; dieſe iſt aber bald größer, bald kleiner. Iſt nun die Wirkung

*) Röm. 11, 6.
**) Röm. 11, 33.

der Gnade nicht ſo groß, als ſie ſeyn könnte, und nach der Abſicht Gottes ſeyn ſollte, ſo heißt die Gnade genügend. Es iſt nur zu wahr, daß die Gnade da, wo ſie iſt, nicht immer auch die entſprechende Wirkung hervorbringt; Chriſtus wollte oft die Juden verſammeln, wie eine Henne ihre Jungen unter ihre Flügel verſammelt, wie er ſelbſt ſagt; aber ſie wollten nicht, (Matth. 23, 37); Stephanus wirft dieſes den Juden ebenfalls vor: „Ihr Halsſtarrige und Unbeſchnittene an Herzen und Ohren; ihr widerſtrebet immerfort dem heiligen Geiſte, wie euere Väter, ſo ihr.“*) Man kann den Beweis, daß es eine genügende Gnade giebt, auch ſo führen: Der Chriſt iſt zur Beobachtung der Gebothe verbunden; er muß alſo auch die dazu nöthige Gnade haben; denn jemand für ſchuldig halten, weil er nicht gethan hat, was er nicht thun konnte, iſt Wahnſinn; nun aber geſchieht es nicht ſelten, daß auch die Chriſten ſündigen; alſo kann die Wirkung der Gnade geſchwächt werden, und wird durch zufällige Umſtände wirklich geſchwächt; wenn nämlich der Menſch ſeinen Willen zum Böſen hinneigt, und hinneigen will, ſo verläßt ihn Gott, und dann wird er verſtockt. So friert es im Winter, weil die Richtung der Erde gegen die Sonne deren allbelebende Wirkung geſchwächt; aber die Sonne iſt es nicht, welche die Erde härtet, und das Waſſer ſtarren macht. Die genügende Gnade iſt demnach kein Unding; denn es ſoll damit nur geſagt ſeyn, daß die Gnade immer wirkſam iſt, und in allen Fällen genügen würde, wenn ihre Wirkſamkeit nicht durch zufällige Umſtände geſchwächt würde. —

68.

Wenn die Gnade alle Hinderniſſe der Tugend beſiegt, ſo heißt ſie wirkſam, und das ſollte ſie nach der Abſicht Gottes jedesmal ſeyn. Daß es aber eine ſolche wirkſame Gnade giebt, dafür haben wir klare Zeugniſſe der heiligen Schriften, dergleichen ſind: „Ich will das Herz von Stein

*) Apſtlg. 7, 51.

hinwegnehmen, und euch ein Herz von Fleiſch geben; ich will euch meinen Geiſt einhauchen, und machen, daß ihr in meinen Gebothen wandelt.“ *) Wie Waſſerleitungen, ſo iſt das Herz des Königs in der Hand des Herrn; er lenkt es, wohin er will.“ **) Auch Chriſtus ſagt: „Ich bin der Weinſtock; ihr ſeyd die Reben. Wer in mir bleibt, und in dem ich bleibe, der bringt viel Frucht.“ ***) Nach Paulus iſt es Gott, der in uns ſowohl das Wollen, als das Vollbringen bewirkt. ****)

Die Wirkſamkeit der Gnade ſchließt indeß die menſchliche Freiheit nicht aus, und die Handlungen des Chriſten blieben bei aller Gnadenhilfe noch immer ſein Verdienſt. Dieſelben heiligen Schriften, welche die Gnade ſo ſehr hervorheben, enthalten auch Ermahnungen zur Buſſe, zum Fortſchreiten im Guten; dadurch erinnern ſie den Menſchen an ſeine Freiheit; denn wenn der Menſch gleich einem Todten ganz unthätig wäre, und die Gnade alles wirkte, ſo wären jene Ermahnungen ganz am unrechten Orte.

Wie die Wirkſamkeit der Gnade und die Freiheit des Menſchen nebeneinander beſtehen können, das iſt eine andere Frage. Man kann ſich dieſes ohngefähr ſo erklären: Gleichwie ſchwache Augen durch die Kunſt des Arztes in den Stand geſetzt werden, zu ſehen, was ſie vorher nicht ſahen, aber dennoch das Sehen, das die Arzuei bewirkt hat, Sache der Augen bleibt, ſo wird durch die Gnade der Blödigkeit des menſchlichen Geiſtes abgeholfen; es iſt aber doch immer der Geiſt, der erkennt und will; die Gnade macht alſo nur, daß er recht erkennt und will.

69.

Wenn die wirkſame Gnade aus einem Ungläubigen einen Chriſten, aus einem Sünder einen Gerechten oder aus einem

*) Ezech. 36, 26 f. f.
**) Sprichw. 21, 1.
***) Joh. 15, 5.
****) Philipp. 2, 13.

Gerechten einen noch Gerechtern gemacht hat, und vorherrſchend iſt, ſo heißt ſie **habituale** oder **heiligmachende** Gnade. Sie unterſcheidet ſich von der actualen Gnade auch noch dadurch, daß ſie eine bloſſe Potenz ſeyn kann, und wirklich iſt, z. B. bei den getauften Kindern, welche moraliſcher Handlungen noch nicht fähig ſind. Auf dieſe habituale Gnade beziehen ſich folgende Ausſprüche der heiligen Schriften: „Wer mich liebt, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen, und Herberg bei ihm nehmen.“ *) „Die Liebe Gottes iſt in unſern Herzen ausgegoſſen durch den heiligen Geiſt, der uns gegeben iſt.“ **) „Wiſſet ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel ſeyd, und der Geiſt Gottes in euch wohnet?“ ***) Nach dieſen Ausſprüchen iſt alſo die heiligmachende Gnade nicht eine bloß äuſſere und vorübergehende Gunſtbezeugung von Seite Gottes, ſondern ein andauernder Zuſtand der Seele.

70.

Die Verſetzung des Menſchen aus dem Stande der Sünde in den Stand der Gerechtigkeit durch die heiligmachende Gnade heißt **Rechtfertigung**. Dabei wird nicht etwa die Strafe aufgehoben, wie dieſes bei den weltlichen Gerichtshöfen bisweilen geſchieht, die einen Verbrecher frei ſprechen, weil ſie ihm nicht in das Herz ſehen können; Gott aber, der das Herz kennt, kann den Sünder nicht von der Strafe freiſprechen, ohne ihn ſchon vorher von der Schuld freigeſprochen zu haben. Zur Rechtfertigung im chriſtlichen Sinne gehört alſo zunächſt die Vergebung der Sünden; die heiligen Schriften deuten dieſes an durch die Formeln: die Sünden tilgen, wegnehmen, in den Abgrund des Meeres verſenken u. ſ. f. Ueberdieß bringt die Rechtfertigung noch eine eigenthümliche

*) Joh. 14, 23.
**) Röm. 5, 5.
***) 1 Cor. 3, 16.

Veränderung im Innern des Menſchen, eine Erneuerung hervor; beide ſind in den heiligen Schriften immer miteinander verbunden, wie man aus dieſen Gegenſätzen ſieht, das Herz von Stein wegnehmen, und dafür ein Herz von Fleiſch geben; die Miſſethat tilgen, und ein neues Herz erſchaffen; den alten Menſchen aus- und den neuen anziehen u. ſ. f.

Die Kinder werden ohne weitere Vorbereitung bloß durch die Taufe gerechtfertiget; bei den Erwachſenen aber nimmt die Gnade beiläufig dieſen Gang: Der Menſch, durch die göttliche Gnade erweckt und geſtützt, glaubt, was Gott geoffenbart, und verheiſſen hat, zumal, was die Verzeihung der Sünde um Chriſti willen betrifft. Weil er aber einſieht, daß er ein Sünder iſt, ſo wird er von einer heilſamen Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit ergriffen, und hingewendet zur Barmherzigkeit Gottes und den Verdienſten Chriſti, ſchöpft er Hoffnung, und fängt an, Gott als die Quelle aller Gerechtigkeit zu lieben. Darum erweckt er Haß und Abſcheu gegen die Sünde, und faßt den Entſchluß, die zur Tilgung der Sünde geeigneten Mittel anzuwenden, und ein neues Leben anzufangen. (Concil. Trid. sess. 6, cap. 6.)

Die Rechtfertigung iſt Gnade im ſtrengen Sinne: „Alle haben geſündiget, und ermangeln des Ruhmes vor Gott, und werden ohne Verdienſt gerechtfertiget durch ſeine Gnade.“ *) — Ob aber dieſer, oder jener Menſch unter der Zahl der Gerechten iſt, bleibt immer ungewiß: „Ob ich mir gleich nichts bewußt bin, ſagt der große Paulus, ſo bin ich darum doch nicht gerechtfertiget. Der mich richtet, das iſt der Herr.“ **) Wenn aber der Menſch wirklich gerechtfertiget iſt, ſo kann er die heiligmachende Gnade wieder verliehren, und verliehrt ſie wirklich durch jede ſchwere Sünde: „Wendet ſich der Gerechte von ſeiner Gerechtigkeit ab, und thut Böſes, ſo iſt er des Todes.“ ***) Jedoch kann man jene Gnade, wenn ſie

*) Röm. 3, 23.
**) 1 Cor. 4, 4.
***) Ezech. 18, 16.

verloren iſt wieder erlangen; der Beweis dafür iſt die Einſetzung des Bußſacramentes. Die heiligmachende Gnade kann auch vermehrt werden: „Es ſind ihr viele Sünden vergeben, weil ſie ſo ſehr liebt. Wem aber weniger vergeben wird, der liebt auch weniger.“ *) Darin ſtimmen alſo die Katholiken mit den Proteſtanten überein, daß die Rechtfertigung Gnade iſt; daß alſo der Sünder nicht um der Beſſerung willen gerechtfertiget wird, oder daß Gott ihm nicht verzeihen muß, wenn er ſich gebeſſert hat; nur dieſes behaupten die Katholiken, daß der Sünder, ſo lange er ſich nicht beſſert, gar nicht gerechtfertiget werden kann, und dieſes bleibt noch immer wahr, wenn ſchon die Rechtfertigung bloſſe Gnade iſt. —

71.

Die Handlungen des gerechten Chriſten werden von Gott auch belohnt, und in ſo fern kann man ſie auch Verdienſte heiſſen. Man darf eine verdienſtliche Handlung nicht mit einer guten Handlung verwechſeln; zwar muß eine Handlung, die verdienſtlich werden ſoll, vorerſt gut ſeyn; aber eine gute Handlung iſt nicht nothwendig eine verdienſtliche. Der Menſch hat nämlich, wenn er auch noch ſo gut iſt, keinen Anſpruch auf eine Belohnung; denn er thut nur, was er ohnehin zu thun ſchuldig iſt. Luc. 17, 10. Wenn alſo von einem Verdienſte des Menſchen die Rede iſt, ſo iſt dieſes ſo zu verſtehen, daß Gott den Handlungen des Gerechten eine Belohnung verheiſſen, und ſich, wie der heilige Auguſtin ſagt, ſelbſt zum Schuldner gemacht hat; dieſe Verheiſſung und der Stand der heiligmachenden Gnade ſind die zwei Merkmale, durch welche ſich eine verdienſtliche Handlung von einer guten unterſcheidet. Nun die Beweiſe, daß Gott die Gerechten belohnt: „Freuet euch und frohlocket, denn groß iſt euer Lohn im Himmel.“ **) Wer einem der Geringſten aus dieſen auch nur einen friſchen Trunk Waſſer giebt, darum,

*) Luc. 7, 47.

**) Matth. 5, 12.

weil er mein Jünger iſt — wahrlich ich ſage euch: er wird ſeinen Lohn nicht verliehren.“ *) Die Belohnung aber iſt nicht bloß die ewige Glückſeligkeit, ſondern auch Zuwachs an Gnade noch in dieſem Leben. Jetzt bleibt uns nur noch zu zeigen, auf welchem Wege Gott die Gnade ertheilt; dieſes führt uns auf die Sakramente.

72.

Die Gnade iſt ihrer Natur nach überſinnlich; der Menſch aber ein Sinnenweſen. Damit nun dieſer der empfangenen Gnade gewiß ſeyn kann, ſo hat Chriſtus die Ertheilung derſelben von gewiſſen ſichtbaren Zeichen abhängig gemacht; man heißt ſie Sakramente, d. h. Geheimniſſe, weil zwiſchen der Gnade und den Zeichen kein nothwendiger Zuſammenhang ſtatt findet. Wäre der Menſch ein bloſſer Geiſt, ſo bedürfte er freilich der ſinnlichen Zeichen nicht; da er aber nun einmal aus Geiſt und Körper zuſammengeſetzt iſt, ſo fand Chriſtus für zweckmäßig, ihm das Ueberſinnliche im Sinnlichen zu geben.

Die chriſtlichen Sakramente ſind von andern religiöſen Ceremonien weſentlich verſchieden; denn ſie deuten die Gnade nicht bloß an, wie die Ceremonien im alten Bunde; ſondern ertheilen ſie wirklich; darum heiſſen ſie vorzugsweiſe practiſche Sakramente. Man darf jedoch nicht glauben, daß die übernatürliche Gnade von dem ſinnlichen Zeichen als ſolchem herkomme; dieſes wäre freilich heidniſcher Aberglaube; aber damit hat der Glaube des Chriſten nichts gemein; denn dieſer erwartet die Gnade einzig von Gott. Wenn alſo zu erweiſen iſt, daß Chriſtus Sakramente eingeſetzt hat, und daß mit denſelben übernatürliche Gnade verbunden iſt, ſo iſt gegen dieſelben nichts mit Grund einzuwenden.

Chriſtus hat nun erweislich ſieben ſolcher Sakramente eingeſetzt, die Taufe, die Firmung, das Abendmahl, die Buſſe, die Oelung, die Prieſterweihe und die Ehe; ſie umfaſſen

*) Matth. 10, 42.

gerade jene Momente des menſchlichen Lebens in denen höherer Beiſtand vorzüglich nothwendig iſt — den Ein = und Austritt aus dieſem Leben; den Zeitpunkt der Mündigkeit: den Fall, da die erſte Gnade verlohren gegangen, und das geiſtige Leben erſtorben iſt; endlich die zwei wichtigſten Stände, den Prieſter= und Eheſtand. Unter dieſen Sakramenten iſt ein bewunderungswürdiger Zuſammenhang, der ſelbſt einem Göthe nicht entgangen iſt; er ſagt von der Siebenzahl der Sakramente: „In ſittlichen und religiöſen Dingen, wie in phyſiſchen und bürgerlichen, mag der Menſch nicht gern etwas aus dem Stegreif thun; eine Folge, woraus Gewohnheit entſpringt, iſt ihm nöthig; das, was er lieben und leiſten ſoll, kann er ſich nicht einzeln, nicht abgeriſſen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden ſeyn. Fehlt es dem proteſtantiſchen Cultus im Ganzen an Fülle, ſo unterſuche man das Einzelne, und man wird finden, der Proteſtant hat zu wenig Sakramente; ja er hat nur Eines, bei dem er ſich thätig erweiſt, das Abendmahl; denn die Taufe ſieht er nur an andern vollbringen, und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sakramente ſind das Höchſte der Religion, das ſinnliche Symbol einer auſſerordentlichen göttlichen Gunſt und Gnade. In dem Abendmahle ſollen die irdiſchen Lippen ein göttliches Weſen verkörpert empfangen, und unter der Form irdiſcher Nahrung einer himmliſchen theilhaftig werden. Dieſer Sinn iſt in allen chriſtlichen Kirchen eben derſelbe, es werde nun das Sakrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Accomodation an das, was verſtändlich iſt, genoſſen; immer bleibt es eine heilige, größe Handlung, welche ſich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen ſetzt, was der Menſch weder erlangen, noch entbehren kann. Ein ſolches Sakrament dürfte aber nicht allein ſtehen; kein Chriſt kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben iſt, genießen, wenn nicht der ſymboliſche oder ſakramentaliſche Sinn in ihm genährt iſt. Er muß gewohnt ſeyn, die innere Religion des Herzens und die der äuſſern Kirche als vollkommen Eines

anzuſehen, als das große allgemeine Sakrament, das ſich wieder in ſo viele andere zergliedert, und dieſen Theilen ſeine Heiligkeit, Unzerſtörlichkeit und Ewigkeit mittheilt. Hier reicht ein jugendliches Paar ſich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder zum Tanz; der Prieſter ſpricht ſeinen Segen darüber aus, und das Band iſt unauflöslich. Es währt nicht lange, ſo bringen dieſe Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altares; es wird mit heiligen Waſſer gereiniget, und der Kirche dergeſtalt einverleibt, daß es dieſe Wohlthat nur durch den ungeheuerſten Abfall verſcherzen kann. Das Kind übt ſich im Leben an den irdiſchen Dingen ſelbſt heran, in himmliſchen muß es unterrichtet werden. Zeigt ſich bei der Prüfung, daß dieſes vollſtändig geſchehen iſt, ſo wird es nun als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schoos der Kirche aufgenommen, nicht ohne äuſſere Zeichen der Wichtigkeit dieſer Handlung. Nun iſt er erſt entſchieden ein Chriſt; nun kennt er erſt die Vortheile jedoch auch die Pflichten. Aber inzwiſchen iſt ihm als Menſch manches Wunderliche begegnet, durch Lehren und Strafen iſt ihm aufgegangen, wie bedenklich es mit ſeinem Innern ausſieht, und immerfort wird noch von Lehren und Uebertrettungen die Rede ſeyn; aber die Strafe ſoll nicht mehr ſtatt finden. Hier iſt ihm nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er ſich bei dem Widerſtreit natürlicher und religiöſer Foderungen verwickeln muß, ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, ſeine Thaten und Unthaten, ſeine Gebrechen und Zweifel einem würdigen, eigens dazu beſtellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu ſtärken, durch gleichfalls ſymboliſche Strafen zu züchtigen, und ihn zuletzt durch ein völliges Auslöſchen ſeiner Schuld zu beſeligen, und ihm rein und abgewaſchen die Tafel ſeiner Menſchheit wieder zu übergeben weiß. So durch mehrere ſakramentaliſche Handlungen, welche ſich wieder, bei genauerer Anſicht, in ſakramentaliſche kleinere verzweigen, vorbereitet, und rein beruhiget kniet er hin, die Hoſtie zu empfangen, und daß ja das Geheimniß dieſes hohen Aktes noch geſteigert werde, ſieht er den Kelch nur in der

Ferne; es iſt kein gemeines Eſſen und Trinken, was befriediget; es iſt eine Himmelsſpeiſe, die nach himmliſchen Trank durſtig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan ſey; ſelbſt der Mann glaube es nicht; denn wohl in irdiſchen Verhältniſſen gewöhnen wir uns zuletzt auf uns ſelber zu ſehen, und auch da wollen nicht immer Kenntniſſe, Verſtand und Charakter hinreichen; in himmliſchen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höchſte Gefühl in uns, das ſich oft ſelbſt nicht einmal recht zu Hauſe findet, wird noch überdieß von ſo viel Aeuſſern bedrängt, daß unſer eigenes Vermögen wohl ſchwerlich alles darreicht, was zu Rath, Troſt und Hilfe nöthig wäre. Dazu aber verordnet findet ſich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und ſtets harrt ein einſichtiger, frommer Mann, um Irrende zurecht zu weiſen, und Gequälte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben ſo erprobt worden, ſoll an der Pforte des Todes alle ſeine Heilkräfte zehnfach thätig erweiſen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten, zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene ſymboliſchen, deutſamen Verſicherungen mit Inbrunſt an, und ihm wird da, wo jede irdiſche Garantie verſchwindet, durch eine himmliſche für alle Ewigkeit ein ſeliges Daſeyn zugeſichert. Er fühlt ſich entſchieden überzeugt, daß weder ein feindſeliges Element, noch ein mißwollender Geiſt ihn hindern könne, ſich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältniſſen zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten Theil zu nehmen, die von ihr ausfließen.

Zum Schluſſe werden ſodann, damit der ganze Menſch geheiliget ſey, auch die Füſſe geſalbt und geſegnet. Sie ſollen ſelbſt bei möglicher Geneſung einen Widerwillen empfinden, dieſen irdiſchen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen ſoll eine wunderſame Schnellkraft mitgetheilt werden, wodurch ſie den Erdſchollen, der ſie bisher anzog, unter ſich abſtoſſen. Und ſo iſt durch einen glänzenden Zirkel gleich heiliger Handlungen, deren Schönheit von uns nur

kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, ſie mögen zufällig noch ſo weit auseinander gerückt liegen, in einem ſtetigen Kreiſe verbunden.

Aber alle dieſe geiſtigen Wunder entſprießen nicht, wie andere Früchte dem natürlichen Boden; da können ſie weder geſäet, noch gepflanzt, noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man ſie herüberflehen, welches nicht jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das Höchſte dieſer Symbole, aus alter, frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Menſch vor dem andern von Oben begünſtiget, geſegnet und geheiliget werde. Damit aber dieß ja nicht als Naturgabe erſcheine, ſo muß dieſe große, mit einer ſchweren Pflicht verbundene Gunſt von einem Berechtigten auf den andern übergetragen, und das größte Gut, was ein Menſch erlangen kann, ohne daß er jedoch deſſen Beſitz von ſich ſelbſt, weder erringen noch ergreifen kann, durch geiſtige Erbſchaft auf Erden erhalten und verewiget werden. Ja in der Weihe des Prieſters iſt alles zuſammengefaßt, was nöthig iſt, um jene heiligen Handlungen wirklich zu begehen, wodurch die Menge begünſtiget wird, ohne daß ſie eine andere Thätigkeit dabei nöthig hätte, als die des Glaubens, und des unbedingten Zutrauens. Und ſo tritt der Prieſter in der Reihe ſeiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreiſe ſeiner Mitgeſalbten, den höchſten Segnenden darſtellend, um ſo herrlicher auf, als es nicht er iſt, den wir verehren, ſondern ſein Amt, nicht ſein Wink, vor dem wir die Knie beugen, ſondern der Seegen, den er ertheilt, und der um deſto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen ſcheint, weil ihn das irdiſche Werkzeug nicht einmal durch ſündhaftes, ja laſterhaftes Weſen ſchwächen oder gar entkräften kann.

Wie iſt nicht dieſer geiſtige Zuſammenhang im Proteſtantismus zerſplittert!„ *)

---

*) Dichtung und Wahrheit — II Theil, S. 118.

Um den Beweis führen zu können, daß Chriſtus gerade ſieben Sakramente eingeſetzt hat, müſſen wir vor allem den Begriff von einem chriſtlichen Sakrament aufſtellen. Ein Sakrament N. B. iſt ein ſichtbares Zeichen, von Chriſtus eingeſetzt, mittels welchem dem Menſchen übernatürliche Gnade ertheilt wird. In dieſem Begriffe ſind drei Merkmale enthalten, nämlich ein ſinnliches Zeichen, eine unſichtbare Gnade und Einſetzung durch Chriſtus. Können wir nun zeigen, daß dieſe drei Merkmale in der Taufe, der Firmung, dem Abendmahle, der Buſſe, der Oelung, der Prieſterweihe und der Ehe, und auſſer dieſen nicht mehr zuſammentreffen, ſo iſt auch ſchon erwieſen, daß ſieben Sakramente und nicht mehr und nicht weniger ſind. Wir beginnen von der Taufe.

73.

Die Taufe war ſchon vor Chriſtus bekannt und üblich; Johannes taufte: die Juden tauften ihre Proſelyten; ſelbſt die Heiden hatten eine Art Taufe in ihren Myſterien. Die Taufe Chriſti unterſcheidet ſich von dieſen dadurch, daß ſie nicht eine bloſſe ſymboliſche Handlung, ſondern ein wahres Sakrament iſt. Das Abwaſchen mit Waſſer im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes macht das ſinnliche Zeichen aus. Die Gnade beſteht erſtlich in der Reinigung von Sünden, ſowohl der Erb= als wirklichen Sünde: „Thut Buſſe, und es laſſe ſich ein jeder von euch taufen im Namen Jeſu Chriſti zur Vergebung euerer Sünden.“ *) „Stehe auf und laſſe dich taufen, und waſche dich von deinen Sünden rein, indem du ſeinen Namen anrufeſt.“ **) Dieſes iſt aber noch nicht alles; der Getaufte wird auch dem Geiſte nach umgeſtaltet, und, ſo zu ſagen, wieder geboren: „Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch; wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Waſſer und heiligen Geiſte, ſo kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Was aus dem Fleiſche

*) Apoſtg. 2, 38.
**) Apoſtg. 22, 16.

geboren iſt, das iſt Fleiſch; was aber aus dem Geiſte geboren iſt, das iſt Geiſt.“ *) Darum heißt die Taufe auch das Bad der Wiedergeburt, und der Erneuerung des heiligen Geiſtes. (Tit. 3, 4.) Die Einſetzung iſt in den Worten enthalten: „Gehet hin, und lehret alle Völker, und taufet ſie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.“ **) — Somit hat die Taufe alle Merkmale eines Sakramentes.

Man darf nicht denken, daß Chriſtus, weil er unter morgenländiſche Völkern lebte, die Taufe bloß für dieſe angeordnet habe; er hat dieſelbe allen Menſchen ohne Rückſicht auf Zeit und Ort gebothen; denn ſo vielen Menſchen das Evangelium verkündiget wird, ſo viele ſollen auch nach dem Ausſpruche Chriſti getauft werden; nun aber befiehlt Chriſtus, das Evangelium aller Kreatur zu verkünden; alſo wollte er auch, daß ſich alle Kreatur taufen laſſe. Ferner macht Chriſtus von der Taufe die Seligkeit abhängig: „Wer glaubt und getauft wird, der wird ſelig werden“ ***); ſelig ſollen aber alle Menſchen werden; denn dazu iſt Chriſtus in die Welt gekommen; alſo iſt auch die Taufe für alle gleich nothwendig. Zweifelt man daran, ob der Befehl Chriſti, ſich taufen zu laſſen, bloß die Erwachſenen, oder auch die Kinder, und ſolche, die ſchon von chriſtlichen Eltern geboren ſind, angehe, ſo muß man ſehen, wie man es damit in der erſten Kirche gehalten hat. Chriſtus mußte vorausſehen, daß bald die Zeit kommen werde, da Kinder von ſchon Getauften kommen würden, und konnte, da ſeine Lehre bis an das Ende der Welt dauern ſollte, nicht unterlaſſen, den Apoſteln deßhalb eigene Vorſchriften zu geben; von dem alſo, was dieſe in Hinſicht auf die Kinder beobachtet haben, ſchließt man mit Recht auf die Anordnung Chriſti. Nun aber iſt es eine allbekannte Sache, daß man von jeher die Kinder getauft

---

*) Joh. 3, 5.
**) Matth. 28, 19.
***) Mark. 16, 16.

hat, und dieſes iſt der beſte Beweis, daß der Befehl Chriſti auch den Kindern, und ſolchen, die von chriſtlichen Eltern geboren ſind, gelte. Sieht man dann auf den Zweck der Taufe, ſo erhält man einen neuen Grund für die Kindertaufe; es werden nämlich durch die Taufe nicht bloß die wirklichen Sünden, ſondern auch die Erbſünde nachgelaſſen; dieſe klebt auch den Kindern an; auch ſind ſie, wenn ſchon nicht der actualen, doch der habitualen Gnade fähig — Gründe genug, auch Kinder zu taufen.

Wir haben bereits gehört, daß Niemand in das Himmelreich eingehen kann, es ſey denn, daß er wiedergeboren iſt aus Waſſer und heiligen Geiſt; die Taufe iſt alſo das ordentliche Mittel zur Seligkeit, und darum nothwendig. Man war auch davon in der Kirche ſo ſehr überzeugt, daß nach dem Zeugniß des Apoſtel Paulus einige ſich ſtatt der Todten taufen ließen. (1 Cor. 15, 29.) Jedoch iſt die Taufe nicht das einzige Mittel zur Seligkeit; die vollkommene Liebe Gottes, wenn ſie entweder ausdrücklich, oder doch dunkel das Verlangen nach der ordentlichen Taufe in ſich ſchließt, vermag dieſelbe zu erſetzen; die Liebe rechtfertiget nämlich ſchon an ſich, und hat die Verheiſſung der Seligkeit, wie man aus folgenden Worten Chriſti erſieht: „Wer meine Gebote hat, und ſie hält, der iſt's, der mich liebt. Wer aber mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt, und auch ich werde ihn lieben, und mich ihm offenbaren.“ *) Man nennt dieſes die Begierdtaufe. Eben dieſes gilt auch von dem Martyrtod, oder der ſogenannten Bluttaufe; denn Chriſtus ſagt: „Wer ſein Leben zu erhalten ſucht, wird es verliehren; und wer ſein Leben um meinetwillen verliehrt, wird es finden.“ **) Es folgt dieſes aber ſchon aus dem Vorhergehenden; denn Niemand hat eine größere Liebe zu Chriſtus, als der ſein Leben für ihn dahingiebt. Uebrigens kann man die Taufe nur einmal empfangen: „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe.“ ***) Davon

*) Joh. 14, 21.
**) Matth. 10, 39.
***) Epheſ. 4, 5.

läßt ſich kein anderer Grund angeben, als daß der Menſch durch die Taufe einen Charakter erhält, der durch keine Zeit verwiſcht werden kann. Es verhält ſich damit ohngefähr, wie mit dem Zeichen, das man dem Römer aufdrückte, wenn er unter die Fahne geſtellt wurde; wenn er auch die Fahne verließ, und zu dem Feinde übergieng, ſo blieb ihm jenes Zeichen, und machte ihn als Ueberläuſer kennbar. So wird auch dem Chriſten die Weihe der Taufe bleiben, wenn er auch von dem Glauben abfällt; freilich zu ſeiner Verdammniß. —

74.

Um zu beweiſen, daß die Firmung ein Sakrament iſt, müſſen wir ein wenig weiter ausholen. Chriſtus hat ſeinen Apoſteln den heiligen Geiſt verheiſſen. „Als er ſie verſammelt hatte, befahl er ihnen, nicht von Jeruſalem zu weichen, ſondern die Verheiſſung des Vaters zu erwarten, die ihr, ſprach er, aus meinem Munde vernommen habt. Denn Johannes hat mit Waſſer getauft; ihr aber werdet nach wenigen Tagen mit heiligen Geiſte getauft werden.“ *) Dieſe Verheiſſung gieng, wie bekannt iſt, am Pfingſttag in Erfüllung. Chriſtus hat aber nicht bloß den Apoſteln, ſondern allen, die an ihn glauben würden, den heiligen Geiſt verheiſſen: „Wer an mich glaubt, aus deſſen Leib werden (wie die Schrift ſagt) Ströme des lebendigen Waſſers fließen.“ **) Daß aber dieſe bildliche Rede Chriſti von dem heiligen Geiſte zu verſtehen iſt, erſehen wir aus der nachfolgenden Rede des Johannes: „Dieſes ſagte er aber von dem Geiſte, den diejenigen empfangen ſollten, die an ihn glauben; denn noch war der Geiſt nicht mitgetheilt, weil Jeſus noch nicht verherrlichet war.“ ***) Wirklich empfiengen auch alle jene, die glaubten, und getauft waren, den heiligen Geiſt, nachdem ihnen die Apoſtel die Hände aufgelegt hatten; hier nur Ein

*) Apſtg. 1, 4 f. f.

**) Joh. 7, 38.

***) Daſelbſt v. 39.

Beiſpiel: „Da die Apoſtel zu Jeruſalem hörten, daß Samaria das Wort Gottes angenommen, ſandten ſie Petrus und Johannes zu ihnen. Als dieſe dahin kamen, ſo betheten ſie für dieſelben, daß ſie den heiligen Geiſt empfiengen. (Denn noch war er auf keinen derſelben herabgekommen; ſondern nur getauft waren ſie im Namen des Herrn Jeſu.) Nun aber legten ſie ihnen die Hände auf, und ſie empfiengen den heiligen Geiſt.“ *) Daß man aber unter heiligem Geiſte nicht etwa bloß die äuſſern Gnadengaben, z. B. die Gabe der Sprachen; ſondern die innere oder heiligmachende Gnade zu verſtehen habe, geht daraus hervor, daß der heilige Geiſt anderswo Kraft von Oben, (Luc. 24, 49); lebendiges Waſſer u. d. g. heißt; und ihm die Liebe zugeſchrieben wird: „Die Liebe Gottes iſt in unſere Herzen ausgegoſſen durch den heiligen Geiſt, der uns gegeben iſt.“ **) Zwar redeten diejenigen, die den heiligen Geiſt empfiengen, anfänglich immer auch fremde Sprachen; dadurch gab indeß der heilige Geiſt ſeine Gegenwart nach Auſſen kund. Jetzt wäre noch zu erweiſen, daß Chriſtus die Händeauflegung, oder wie man ſie gewöhnlich nennt, die Firmung angeordnet habe; obſchon nun dieſes in den heiligen Schriften gerade nicht ausdrücklich geſagt iſt, ſo verſteht es ſich ſchon von ſelbſt, weil nur Chriſtus mit dem äuſſern Zeichen übernatürliche Gnade verbinden kann. Es finden ſich alſo in der Firmung alle Merkmale eines Sakramentes, weßwegen man ſie auch dafür erkennen muß. Es iſt dieſes früher allgemein geſchehen, und noch jetzt ſtimmen zwei große Kirchen, obſchon ſie übrigens getrennt ſind, darin überein, daß die Firmung ein Sakrament iſt. Luther war der Erſte, der ſie aus der Zahl der Sakramente ausgeſtrichen hat.

Das Sakrament der Firmung iſt dazu eingeſetzt, daß der Chriſt, wenn er mündig geworden iſt, ſeinen Glauben ſelbſtſtändig und freimüthig bekenne; dieſes zeigt ſchon der

*) Apſtg. 8, 14 f f.
**) Röm. 5, 5.

Name Firmung, d. i. Sakrament der Stärkung. Zwar wird der Chriſt jetzt nicht mehr mit Feuer und Schwert verfolgt; aber darum iſt ihm Gnade nicht weniger nothwendig; denn nicht die Verfolgung hat aufgehört; ſondern nur die Waffen hat man geändert; man ſtellt das Chriſtenthum als Aberglauben, als ein neues Heidenthum dar, und giebt die Bekenner desſelben dem Spotte und der Verachtung preis; dieſes iſt der Fall gerade jetzt mehr, als vielleicht jemals, und es gehört eine Art Heroismus dazu, ſich noch öffentlich zum Chriſtenthum zu bekennen. Das Sakrament der Firmung iſt alſo jetzt eben ſo wenig überflüßig, als ehemals, da die blutigen Verfolgungen wütheten. Die Firmung kann nur Einmal, wie die Taufe aus einem ähnlichen Grunde empfangen werden.

75.

Daß Chriſtus das Abendmahl eingeſetzt hat, darin ſtimmen alle Chriſten überein. Die Einſetzung desſelben iſt auch klar in den heiligen Schriften ausgeſprochen, ſo daß darüber kein Zweifel ſeyn kann; drei Evangeliſten erzählen die Sache, von denen einer bei der Einſetzung zugegen war. Auch ein ſinnliches Zeichen iſt vorhanden; dieſes iſt Brod und Wein. Es bleibt uns alſo noch zu zeigen, daß mit dieſem Zeichen eine übernatürliche Gnade verbunden iſt. Die Worte Chriſti: Das iſt mein Leib; dieſes iſt mein Blut — werden verſchieden ausgelegt. Nach Zwingli ſind Brod und Wein nichts weiter, als Symbole des Leibes und Blutes Chriſti; Calvin ſtimmt hierin dem Zwingli bei, daß der Leib und das Blut Chriſti im Abendmahle nicht wirklich zugegen ſeyen, und giebt nur ſo viel zu, daß ſie geiſtiger Weiſe, nämlich mittels des Glaubens genoſſen werden; Luther will die Worte Chriſti von einer wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes verſtanden wiſſen, ohne daß jedoch an dem Weſen des Brodes und Weines eine Veränderung vorgeht; wir Katholiken aber legen die Worte Chriſti dahin aus, daß der Leib und das Blut Chriſti im Abendmahle nicht nur wirklich zu-

gegen ſeyen, ſondern daß das Weſen des Brodes und Weines ſelbſt in den Leib und Blut Chriſti verwandelt werde. Es fragt ſich alſo jetzt, wie die Worte Chriſti zu verſtehen ſeyen. Iſt die Auslegung der Katholiken die richtige, ſo bedarf es keines weiteren Beweiſes mehr, daß das Abendmahl ein Sakrament iſt; denn es wird durch dasſelbe auch Gnade, nämlich der Leib und das Blut Chriſti gegeben.

Brod und Wein ſind nicht bloſſe Symbole; denn Chriſtus hat ja nicht geſagt: Dieſes Brod bedeutet meinen Leib — Wenn auch das Wörtchen iſt manchmal für bedeutet gebraucht wird, ſo geſchieht dieſes höchſtens in Parabeln; nun aber hat Chriſtus zuletzt deutlich, und nicht im Bilde geſprochen. (Joh. 16, 29.) Da, wo es ſich um eine Inſtitution handelte, die bis zum Ende der Zeiten dauern ſollte, wäre auch eine bildliche Sprache am unrechten Orte geweſen. Ueberhaupt ſieht man nicht ein, wie Chriſtus auf den einfachen Genuß von Brod und Wein ein Gewicht legen, noch weniger aber, wie Paulus ſagen konnte, daß derjenige, welcher unwürdig ißt und trinkt, ſich das Gericht hineineſſe und trinke, weil er den Leib des Herrn nicht von einer gemeinen Speiſe unterſcheidet.

Man kömmt der Wahrheit um nichts näher, wenn man mit Kalvin annimmt, daß der Leib und das Blut Chriſti geiſtiger Weiſe genoſſen werden. Chriſtus ſagt zu den Juden: „Mein Fleiſch iſt wahrhaftig eine Speiſe, und mein Blut wahrhaftig ein Trank. Wer mein Fleiſch ißt, und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm. Wer mein Fleiſch ißt, und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben u. ſ. f.“*) Um in Wahrheit dieſes ſagen zu können, mußte Chriſtus im Abendmahle wirklich ſein Fleiſch zu eſſen, und ſein Blut zu trinken geben; denn nur in dieſem Falle kann ſein Fleiſch eine Speiſe, und ſein Blut ein Trank heißen. Die Juden, zu denen Chriſtus redete, waren auch der Meinung, daß er ihnen ſein Fleiſch zu eſſen, und ſein Blut zu trinken geben wolle;

*) Joh. 6, 55 f. f.

denn ſie fragten erſtaunt: Wie kann dieſer uns ſein Fleiſch zu eſſen geben? Und als Chriſtus es wiederholt ſagte, daß man, um das Leben zu haben, ſein Fleiſch eſſen, und ſein Blut trinken müſſe, ſo ſprachen ſie: Das iſt ein hartes Wort; wer kann es hören? Und viele von ſeinen Jüngern zogen ſich zurück. — Hätten aber die Juden die Worte Chriſti bloß mißverſtanden, ſo hätte dieſer nicht unterlaſſen können, ſie eines andern zu belehren; er that es aber nicht; ſondern fragte ſelbſt die Zwölfe, ob nicht auch ſie weggehen wollten. Nun ja, ſagt man, Chriſtus hat die Juden wirklich eines andern belehrt, und zwar mit dieſen Worten: „Der Geiſt iſt es, der da lebendig macht. Das Fleiſch nützt nichts. Die Worte, die ich zu euch geredet habe, ſind Geiſt und Leben.“ Allein dieſe Worte können, wenn man anders nicht Chriſtus mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſetzen will, nur den Sinn haben, daß man ſein Fleiſch nicht in der Geſtalt des Fleiſches eſſen, und ſein Blut nicht in der Geſtalt des Blutes trinken ſoll. Er hatte ja ſchon vorher erklärt, daß das Brod, das er geben werde, ſein Fleiſch ſey, alſo auch, daß er ſein Fleiſch unter der Geſtalt des Brodes geben werde. Hätte Chriſtus die Juden wirklich belehrt, daß ſie ſeine frühere Rede mißverſtanden haben, würden wohl ſich ſo viele von ihm entfernt haben?

Ob man aber auch die Worte, Joh. 6, 55 f. f. mit Recht auf das Abendmahl bezieht? Viele verneinen dieſes geradezu, und behaupten, unter Fleiſch und Blut habe Chriſtus nur ſeine Lehre verſtanden, und eſſen und trinken heiſſe eben ſo viel, als die Lehre Chriſti ſich zu Nutze machen, oder, wie man ſagt, ſie in Fleiſch und Blut verwandeln. Betrachtet man jedoch jene Worte im Zuſammenhange, ſo kann man ihre Beziehung auf das Abendmahl unmöglich verkennen. Die Juden hatten von Chriſtus verlangt, daß er ihnen, wie einſt Moſes, Brod vom Himmel geben ſollte. Was war nun natürlicher, als daß er ihnen ein ſolches zu geben verſprach, und vorläufig andeutete, daß dieſes Brod ſein Fleiſch ſeyn werde, das er für das Leben der Welt geben werde? Bezieht

man die Worte Chriſti auf die Lehre, ſo ergiebt ſich folgender Sinn, oder vielmehr Unſinn: Die Juden verlangen Brod vom Himmel, um daran zu erkennen, daß Jeſus der Meſſias ſey; Jeſus aber weiſt ſie auf ſeine Lehre hin, um deren Wahrheit und Göttlichkeit es ſich eben handelt. Wollte Chriſtus nichts weiter ſagen, als dieſes, daß man ſich ſeine Lehre zu Nutzen machen ſollte, warum ſpricht er denn von dem Brode als von einer Sache, die erſt noch gegeben werden ſoll? warum verbindet er mit dem Eſſen auch noch das Trinken? Wie wohl hängt dagegen alles zuſammen, wenn man die Worte, Joh. 6, 55 f. f. auf das Abendmahl bezieht! Chriſtus williget in das Verlangen der Juden, ihnen Brod vom Himmel zu geben; und bereitete zugleich die Gemüther vor auf den Augenblick, da er wirklich ſein Fleiſch unter der Geſtalt des Brodes und ſein Blut unter der Geſtalt des Weines geben würde; der Einſetzung des Abendmahles gieng, wie billig, eine Ankündigung voraus, und ſo läßt es ſich erklären, wie die Apoſtel ſich ſogleich in die Einſetzungsworte finden konnten, und das Abendmahl fortan allenthalben einführten. Aber auch abgeſehen von den Verheiſſungsworten, die uns Johannes aufbehalten hat, läßt ſich die wirkliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle ſchon aus den Einſetzungsworten allein beweiſen; denn vorausgeſetzt, daß Chriſtus eigentlich geſprochen hat, kann man nichts anderes denken, als daß Brod und Wein der Leib und das Blut Chriſti, und dieſer folglich im Abendmahle wirklich gegenwärtig iſt.

Nun haben wir noch zu zeigen, daß das Weſen des Brodes und des Weines in den Leib und das Blut Chriſti verwandelt werde, und Chriſtus im Abendmahle weſentlich gegenwärtig ſey. Man kann ſich die wirkliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle entweder ſo denken, daß das Weſen des Brodes und Weines bleibt, und der Leib und das Blut Chriſti hinzukommen, und mit jenem zugleich beſtehen; oder ſo, daß das Weſen des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Chriſti verwandelt wird; auf welche von dieſen beiden Arten man ſich dieſelbe zu denken hat, muß man aus

den Worten Chriſti abnehmen. Nun ſagt Chriſtus, daß ſein Fleiſch wahrhaftig eine Speiſe, und ſein Blut wahrhaftig ein Trank ſey, daraus ſchließen wir mit Recht, daß das Weſen des Brodes und Weines in das Fleiſch und Blut Chriſti verwandelt werde; denn auſſerdem wäre nicht das Fleiſch desſelben eine Speiſe, ſondern das Brod; nicht das Blut ein Trank, ſondern der Wein. Dasſelbe muß man aus den Einſetzungsworten ſchließen; Chriſtus ſagt: „Dieſes iſt mein Leib, der für euch wird dargegeben werden; dieſes iſt mein Blut, das für euch wird vergoſſen werden“ — damit können nicht Brod und Wein gemeint ſeyn; denn nicht das Brod wurde am Kreuze hingegeben, noch auch der Wein am Kreuze vergoſſen; man kann alſo nicht anders denken, als daß das Weſen des Brodes und Weines in das Fleiſch und Blut Chriſti verwandelt worden iſt, und noch immer verwandelt wird. Man darf auch nicht überſehen, daß Chriſtus ſagt: Das iſt mein Leib — nicht: Unter dieſem (Brod) iſt mein Leib u. ſ. f.; hätte er neben ſeinem Leib und ſeinem Blute noch Brod und Wein geben wollen, ſo würde er gewiß auch den rechten Ausdruck gewählt haben. Und wenn man einmal eine wirkliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle annehmen muß, ſo iſt es ſogar vernünftiger, an eine Transſubſtantiation, als eine Conſubſtantiation zu glauben. —

Wenn aber auch die Worte Chriſti, wie ſie uns in den heiligen Schriften überliefert ſind, eine mehrfache Auslegung zulaſſen, was wir nicht weiter unterſuchen wollen, ſo muß man das lebendige Wort Gottes, oder die kirchliche Ueberlieferung zu Hilfe nehmen. So lange dieſe den heiligen Schriften zur Seite gieng, war nie ein Streit über den Sinn dieſer letztern entſtanden. Erſt nachdem man ſich dieſes einzigen Mittels, die heiligen Schriften aufzuhellen, da wo ſie dunkel ſind, und zu ergänzen, da wo ſie mangelhaft ſind, beraubt hat, legt man die Worte: Dieß iſt mein Leib u. ſ. f. ſo verſchieden aus. Nach der älteſten Ueberlieferung aber iſt Chriſtus im Abendmahle wahrhaft, wirklich und weſentlich gegenwärtig. Schon im erſten Jahrhundert zählte man jene unter

die Ketzer, die nicht bekennen wollten, daß das Abendmahl das Fleiſch unſeres Herrn Jeſu Chriſti iſt, eben daſſelbe, das für unſere Sünden gelitten hat, wie Ignatius in einem ſeiner Briefe bezeugt. Man hat uns belehrt, ſagt Juſtinus, daß jene Speiſe — das Abendmahl — ſey das Fleiſch und Blut des Menſch gewordenen Jeſus.“ Ueber die weſentliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle kann man ſich unmöglich deutlicher ausſprechen, als dieſes in den folgenden Zeugniſſen geſchieht: „Vielleicht ſagſt du: ich ſehe etwas anderes, als du mir vorſagſt, daß ich nämlich den Leib Chriſti empfange. — Iſt etwa das Wort Chriſti nicht vermögend, das Weſen der Dinge zu ändern? kann das Wort Chriſti, das aus nichts machen konnte, was nicht war, nicht auch das, was iſt, in das verwandeln, was es nicht war?“ *) „Was Brod zu ſeyn ſcheint, iſt es nicht, obſchon es dem Geſchmack ſo vorkömmt; ſondern der Leib Chriſti; und was Wein zu ſeyn ſcheint, iſt es nicht, obſchon es dem Geſchmacke ſo vorkömmt; ſondern das Blut Chriſti.“ **) So lange über den Sinn der Worte Chriſti kein Streit entſtanden war, ließ man es auch bei den einfachen Worten der heiligen Schriften; erſt nachdem man anfieng, die Worte der heiligen Schriften verſchieden zu deuten, und verſchiedene Irrlehren auf die Bahn gebracht wurden, dachte die Kirche auf ein Wort, das die katholiſche Lehre kurz, und doch vollkommen bezeichnete, und ſo kam das Wort Transſubſtantiation in die chriſtliche Glaubenslehre; indeß darf man von dem Worte nicht auf die Sache ſchließen, nur jenes iſt neu; dieſe iſt alt, wie man aus den angeführten Zeugniſſen erſieht. Wir haben es jetzt nur noch mit der Philoſophie zu thun.

Ein natürlicher Körper, ſagt der Philoſoph, kann nicht zu gleicher Zeit an mehreren Orten gegenwärtig ſeyn. Dieſer Einwurf könnte nur dann mit Grund gemacht werden, wenn es wahr wäre, daß das Weſen eines Körpers in ſeiner

---

*) Ambros. lib. de initiandis c. 9.

**) Cyrillus Hierosolimitanus cateches. 22, n. 2.

Ausdehnung beſtehe; davon läßt ſich aber das Gegentheil beweiſen. Das Weſen eines Dinges bleibt, die Ausdehnung mag ſeyn, wie ſie will, und kann eben darum nicht einerlei mit demſelben ſeyn; man unterſcheidet auch allgemein den Raum von dem, was ſich darin befindet. Es kann alſo wenigſtens der geiſtige Chriſtus zu gleicher Zeit an mehreren Orten gegenwärtig ſeyn, nicht durch Vervielfältigung ſeines Weſens, ſondern durch die intenſive Kraft ſeiner verklärten Natur; von einem natürlichen Körper kann da ohnehin keine Rede ſeyn. Dieſer Einwurf fällt alſo weg, ſobald man nicht zu oberflächlich philoſophirt.

Die Philoſophie wendet ferners ein: Die Sinne nehmen auch nach der Conſecration noch Brod und Wein wahr; alſo geht in dem Weſen derſelben keine Verwandlung vor. — Bei dieſer Einwendung wird ſtillſchweigend vorausgeſetzt, daß die zufälligen Merkmale eines Dinges (Accidentien) an ſich nichts als Modifikationen des Weſens ſeyen; allein die Accidentien ſind etwas Reales von dem Weſen der Dinge ganz Verſchiedenes; ſie können verändert oder gar hinweggenommen werden, ohne daß deßwegen das Weſen verändert wird; es geht in dieſem Falle zwar eine wirkliche Veränderung vor, aber die reale Veränderung iſt nicht auch eine weſentliche. So bleibt eine Kugel immer noch eine Kugel, wenn man zu ihrer Maſſe hinzu= oder hinwegthut, die Schwerkraft vermehrt oder vermindert. Dinge aber, die von einander verſchieden ſind, können auch von einander getrennt werden, und dieſes geſchieht im Abendmahle. Gott nimmt vermöge ſeiner Allmacht das Weſen des Brodes und Weines, ihren zufälligen Eigenſchaften unbeſchadet, hinweg, und ſetzt dafür den Leib und das Blut Chriſti. Aehnliche Subſtitutionen finden ſchon in der Natur ſtatt; dieſe verwandelt in wenigen Stunden Brod und Wein in Fleiſch und Blut; ſollte Gott nicht wenigſtens durch ein Wunder ein Gleiches thun können?

Daß die Geſtalten des Brodes und Weines in Fäulniß übergehen u. d. g. beweiſt nichts gegen die weſentliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle; denn dieſe und ähnliche Ver=

änderungen gehen nur an den zufälligen Eigenſchaften des Brodes und Weines vor, und ſind alſo gar wohl möglich, wenn auch durch die Allmacht Gottes das Weſen des Brodes und Weines weggenommen oder vielmehr in den Leib und das Blut Chriſti verwandelt iſt. Das Abendmahl hat freilich auch die Eigenſchaft, daß es ſättiget; allein wiſſen wir denn, was eigentlich ſättiget? So viel iſt gewiß, daß das Weſen des Brodes nach der Sättigung bleibt, wie zuvor; in jedem Falle kann jene Eigenſchaft durch die Allmacht Gottes erſetzt werden. Aus eben dem Grunde, weil im Abendmahle die äuſſeren Geſtalten von dem Weſen getrennt, und für ſich beſtehen, kann man auch nicht ſagen, daß Chriſtus etwas Rundes, Zerbrechliches ſey, daß ihm etwas Unanſtändiges begegne u. ſ. f.

Es vereinigen ſich alſo im Abendmahle alle Merkmale eines Sakramentes, und je unbegreiflicher die Sache iſt, deſto weniger kann man glauben, daß Chriſtus ſie gelehrt hätte, wenn daran nichts wäre. Was den Zweck betrifft, ſo hat Chriſtus das Abendmahl zwar zum Andenken an ſein Leiden und ſeinen Tod eingeſetzt; dieſes iſt jedoch nicht der einzige Zweck der Einſetzung; der Chriſt empfängt mit dem Leib und Blut Chriſti zugleich das ewige Leben: „Wahrlich, wahrlich! ich ſage euch: wenn ihr nicht eſſet das Fleiſch des Menſchenſohnes, und nicht trinkt ſein Blut, ſo habt ihr das Leben nicht in euch. Wer mein Fleiſch ißt, und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngſten Tage auferwecken.“ *) Daraus würde ſchon von ſelbſt folgen, daß das Abendmahl nothwendig iſt, wenn es Chriſtus auch nicht ausdrücklich geſagt hätte.

76.

Chriſtus iſt unter jeder der beiden Geſtalten ganz gegenwärtig; dieſes läßt ſich ſchon daraus abnehmen, daß ja die übernatürliche Gnade nicht an den äuſſeren Geſtalten des

*) Joh. 6, 54 f. f.

Brodes und Weines klebt; in der That ſchreibt Chriſtus auch die Wirkung des Abendmahles der Brodesgeſtalt allein zu: „Wie mich der lebendige Vater geſandt hat, und ich durch den Vater lebe, ſo wird auch der, welcher mich ißt, durch mich leben.“ *) Das Sakrament iſt alſo nicht mangelhaft, wenn es auch nur unter Einer Geſtalt genoſſen wird. So viel iſt gewiß, daß es um die Communion unter Einer Geſtalt etwas Uraltes iſt; einer ſolchen erwähnt ſchon die Apoſtelgeſchichte 2, 42; aus der Kirchengeſchichte wiſſen wir, daß man das Abendmahl nach Hauſe genommen, es den Kranken gebracht, und den Kindern gegeben hat, wobei man nur Eine Geſtalt empfieng. Es kann alſo nur davon die Rede ſeyn, ob Gründe da ſind, das Abendmahl auch unter Einer Geſtalt auszutheilen; daß aber ſolche vorhanden ſind, iſt ſchon oft genug gezeigt worden.

Die Verwandlung wird bewirkt durch die Worte Chriſti: Das iſt mein Leib u. ſ. f. und verhält ſich alſo zu dieſen, wie die Wirkung zur Urſache; Chriſtus ſagt auch nicht: dieſes wird mein Leib ſeyn. Will man alſo nicht die Wirkung von der Urſache trennen, oder eine Wirkung ohne Urſache annehmen, ſo muß man auch glauben, daß Chriſtus im Abendmahle gegenwärtig iſt, ſobald jene Worte über Brod und Wein geſprochen ſind; warum er erſt dann gegenwärtig ſeyn ſoll, wenn Brod und Wein genoſſen werden, davon läßt ſich kein Grund einſehen.

Iſt aber Chriſtus unmittelbar nach der Conſecration im Abendmahle gegenwärtig, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man ihn unter den Geſtalten des Brodes und Weines anbethen dürfe; ja ſogar anbethen müſſe; denn Chriſtus gebührt göttliche Verehrung, ſowohl in, als auſſer dem Sakramente. Es war dieſes auch immer Sitte bei den Chriſten, wie die Zeugniſſe aus dem chriſtlichen Alterthum beweiſen; von den vielen nur Eines: Chryſoſtomus läßt in einer Homilie Chriſtus ſo zu einem Chriſten ſprechen: „Dieſen meinen Leib haben die

*) Joh. 6, 58.

Magier in der Krippe verehrt, und mit Schauder angebethet; du ſiehſt ihn nicht bloß in der Krippe; ſondern auf dem Altar — wir ſollten ihm alſo eine viel größere Ehrfurcht erweiſen.“ *) Aus eben dieſem Grunde kann es auch nicht gegen die Abſicht Chriſti ſeyn, das Abendmahl aufzubewahren. So viel wir wiſſen, hat man dieſes in der Kirche von jeher gethan; denn wenn man das Abendmahl nach Hauſe oder auf Reiſen nahm, ſo geſchah es nur in der Abſicht, um ſich ſeiner Zeit desſelben zu bedienen; man bewahrte es alſo längere oder kürzere Zeit auf. Es läßt ſich aber beweiſen, daß man das Abendmahl auch auſſerdem an einem beſondern Orte aufbewahrt hat. —

77.

Mit dem Abendmahle hat Chriſtus zugleich ein Opfer verbunden. Chriſtus ſtellte nämlich im Abendmahle vorläufig dar, was bald am Kreuze geſchehen ſollte; der Tod Chriſti war aber unſtreitig ein Opfer; dieſes läugnen ſelbſt diejenigen nicht, die kein anderes Opfer erkennen; alſo war das Abendmahl zugleich ein Opfer; da, wie dort wurden der Leib und das Blut Chriſti für Gott, den höchſten Herrn beſtimmt, um von ihm Vergebung der Sünden zu erhalten, worin das Weſen eines jeden Opfers beſteht; daß der Leib und das Blut Chriſti im Abendmahle unter den Geſtalten des Brodes und Weines da waren, ändert nichts an der Sache, und es iſt zwiſchen dem Kreuztod und dem Abendmahle kein anderer Unterſchied, als daß dieſes ein unblutiges, jener aber ein blutiges Opfer war. Das unblutige Opfer hat Chriſtus nicht bloß gefeiert, ſondern auch eingeſetzt; denn er ſagte zu ſeinen Jüngern: „Das thut zu meinem Andenken. —

Dieſer Beweis iſt aus der Natur der Sache hergenommen, und erhält noch ein bedeutendes Gewicht durch gewiſſe meſſianiſche Weiſſagungen. Es war nämlich vorhergeſagt, und den Juden nicht unbekannt, daß der Meſſias die moſaiſchen Opfer abſchaffen, und dafür ein Speiſeopfer einführen würde,

*) Homil. 24 über 1 Cor.

das Gott allenthalben dargebracht werden ſollte. Die hieher gehörigen Weiſſagungen ſind folgende: „Der Herr hat geſchworen, und es wird ihn nicht gereuen: Du biſt Prieſter ewig nach der Ordnung des Melchiſedech.“ *) „Ich habe kein Wohlgefallen an euch, ſpricht der Herr der Herrſchaaren, und werde keine Gabe mehr von euerer Hand annehmen. Denn vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergange iſt mein Name groß unter den Völkern, und aller Orten opfert man, und bringt meinem Namen eine reine Opfergabe ...“ **) Die Gründe, warum wir dieſe Weiſſagungen zu den meſſianiſchen zählen, haben wir ſchon weiter oben dargelegt. Es bleibt uns alſo bloß zu unterſuchen, von welcher Art das Opfer des Meſſias dieſen Weiſſagungen gemäß ſeyn muß. Melchiſedech gieng dem Abraham entgegen, als dieſer nach ſeinem Siege über die verbündeten Könige zurückkehrte, und nahm Brod und Wein hervor; daß er damit Gott ein Dankopfer für den Sieg gebracht hat, geht aus der Bemerkung hervor, daß er ein Prieſter des Allerhöchſten war; denn um die Knechte des Abraham mit Brod und Wein erquicken zu können, mußte er gerade kein Prieſter ſeyn. Iſt alſo der Meſſias ein Prieſter nach der Ordnung des Melchiſedech, ſo muß er ein Opfer von Brod und Wein bringen. Ein Speiſeopfer hatten freilich auch die Juden; dieſes kann aber in der Weiſſagung des Malachias nicht gemeint ſeyn, weil ja dort die Opfer der Juden überhaupt verworfen werden; zu dem wurden ja die Speiſeopfer der Juden nur in Jeruſalem dargebracht. Aus eben dieſem Grund kann man die Weiſſagung des Propheten nicht von dem blutigen Opfer des Meſſias verſtehen; auch dieſes wurde nur in Jeruſalem vollbracht. Das Wort Opfer im uneigentlichen Sinne zu nehmen, etwa als die Gebethe der frommen Heiden, dazu iſt kein Grund da; auch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß Gott an dem Gebethe der frommen Heiden ein größeres Wohlgefallen je haben ſollte, als an jenem

*) Pſ. 109, 4.
**) Malach. 1, 10.

der frommen Juden. Die Weiſſagung iſt eine meſſianiſche, wie wir ſchon geſagt haben, und läuft mit der obigen auf Eines hinaus, nämlich daß der Meſſias auch ein reines, d. h. aus Früchten der Erde beſtehendes Opfer einführen werde. Wir, die in Jeſus den Meſſias erkennen, müſſen alſo ſchon aus dem Grunde das Abendmahl zugleich für ein Opfer halten, weil ein ſolches unblutiges Opfer von den Propheten vorhergeſagt worden iſt, und Jeſus, der Meſſias, ſo viel wir wiſſen, kein anderes gefeiert hat, wodurch jene Weiſſagungen vollkommener erfüllt worden wären.

Wenn es indeß zweifelhaft wäre, ob Chriſtus mit der Handlung des Abendmahles ein Opfer verbinden wollte, ſo müßte man natürlich die Ueberlieferung der Apoſtel und ihrer nächſten Schüler zu Hilfe nehmen, weil man vorausſetzen darf, daß die Apoſtel die Abſicht Chriſti vollkommen kannten, und auch ihre nächſten Schüler davon unterrichteten. Aus Apoſtelgeſchichte 13, 2 läßt ſich wenigſtens ſo viel abnehmen, daß man das Abendmahl als eine gottesdienſtliche Handlung betrachtet, und gemeinſchaftlich verrichtet hat. Daß man dasſelbe auch als ein Opfer betrachtet hat, kann aus andern Zeugniſſen erwieſen werden; ein ſolches iſt der Brief des heiligen Clemens von Rom, aus dem wir Folgendes anführen: „Wir müſſen alles mit Ordnung thun, was uns der Herr zu thun befohlen hat. Er hat aber befohlen, daß man zur beſtimmten Zeit Opfer entrichten, und Gottesdienſt halten ſoll; er befahl nicht, daß dieſes auf Gerathewohl und ohne Ordnung geſchehen ſoll; ſondern zu beſtimmten Zeiten; er hat auch ſelbſt beſtimmt, wo und von wem er jene Dinge verrichtet haben will; damit alles rein und heilig vor ſich gehe, und ihm wohlgefällig ſey; diejenigen alſo, die zu den beſtimmten Zeiten ihre Opfer entrichten, thun gut daran; denn jene, die ſich nach den Geſetzen des Herrn richten, gehen nicht irre.“ — Clemens fährt fort: „Wir würden keine kleine Sünde auf uns laden, wenn wir diejenigen entfernen wollten, welche die Gaben des Epiſkopates untadelhaft und in Heiligkeit darbringen.“ Dadurch giebt er hinlänglich zu ver-

ſtehen, daß er nicht von den Gaben der Laien, ſondern von den eigentlichen Opfern der Biſchöfe und Prieſter rede. Irenäus ſpricht in ſeinem IV. Buche advers. haeres. c. 17 von dem Abendmahle und ſetzt dann bei: „Chriſtus lehrte ein neues Opfer des neuen Bundes, welches die Kirche von den Apoſteln überkommen hat, und es in der ganzen Welt darbringt.“ Juſtinus ſetzt das Opfer der Chriſten den jüdiſchen entgegen, und bemerkt dabei ausdrücklich, daß jenes in dem Brode und in dem Kelche beſtehe, wie ſie bei dem Abendmahle gereicht werden. — Es iſt nicht nothwendig noch mehrere Zeugniſſe anzuführen; denn ſelbſt Proteſtanten läugnen nicht mehr, daß man von den Zeiten der Apoſtel an das Abendmahl für das Opfer des neuen Bundes gehalten habe; nur meynen ſie, daß es eigentlich nur eine Gedächtnißfeier war, was man Opfer nannte; hierin aber hätten ſie nur dann Recht, wenn Brod und Wein nur bloſſe Symbole wären; allein da Chriſtus im Abendmahle wirklich und weſentlich zugegen iſt, ſo ſieht man leicht ein, daß das Abendmahl nicht eine ſymboliſche Darſtellung des blutigen Opfers am Kreuze, oder eine bloſſe Gedächtnißfeyer des Todes Chriſti, ſondern ein wahres Opfer iſt.

Ein ſolches unblutiges Opfer thut aber dem blutigen oder dem Kreuztode Chriſti keinen Eintrag, viel weniger iſt dasſelbe zwecklos, wie einige meynen. Chriſtus *ſtarb nur Einmal*; aber das Andenken an ſeinen Tod ſollte immer erhalten, und das moraliſche Verdienſt desſelben allen Menſchen ohne Rückſicht auf Zeit und Ort zugewendet werden. Dazu hat nun Chriſtus das unblutige Opfer eingeſetzt, oder vielmehr befohlen, daß das blutige Opfer beſtändig unblutiger Weiſe dargeſtellt werden ſollte. Eben darum aber, weil das unblutige Opfer im Grunde das blutige ſelbſt, und von dieſem nur der Art nach verſchieden iſt, kann es demſelben keinen Eintrag thun. Freilich konnte Gott die Sünden auch ohne die unblutigen Opfer nachlaſſen; aber nachdem es ihm nun einmal gefallen hat, mit dem blutigen Opfer auch ein unblutiges, immer dauerndes zu verbinden, und erſt durch

dieſes den Menſchen die Früchte des Erſteren zuzuwenden, ſo dürfte die Vernunft auch dagegen nichts mit Grund einzuwenden haben; man darf auch hier nicht darauf ſehen, was Gott thun kann; ſondern was für uns Menſchen beſſer iſt. —

Wenn man Gott ein Opfer darbringt, ſo will man dadurch zu erkennen geben, daß Gott der höchſte Herr iſt, und daß man ihn als ſolchen erkenne. Der Menſch erkennt nun die Oberherrſchaft Gottes an, entweder wenn er denſelben anbethet, oder ihm für empfangene Wohlthaten dankt, oder ihn um neue bittet oder endlich die begangenen Sünden abbittet. Die Opfer ſind alſo dem Zwecke nach entweder Anbethungs-, oder Dank-, oder Bitt-, oder Sühnopfer. Es iſt jedoch nicht nothwendig, daß jedes Opfer alle dieſe Zwecke hat; es genügt auch Einer. So wie man für andere bethen kann, ſo kann man auch für andere das Opfer des neuen Bundes darbringen, und zwar nicht bloß für Lebendige, ſondern auch für Todte. Die Kirche hat dieſes auch von jeher gethan. Nach dem Zeugniß des Tertullian opferten die Chriſten für das Wohl des Kaiſers, und brachten jährlich ein Opfer für die Verſtorbenen. Cyrillus von Alexandria ſagt: „Endlich bethen wir für alle, die von uns geſtorben ſind, weil wir glauben, daß jene Seelen eine große Erleichterung empfinden, für welche das Gebeth jenes heiligen und furchtbaren Opfers auf dem Altare dargebracht wird.“ *)

Das unblutige Opfer des neuen Bundes heißt jetzt das Meßopfer, oder ſchlechthin die Meſſe von dem lateiniſchen Worte missa, d. h. Entlaſſung, ein Wort, womit man einſt den öffentlichen Büſſern zu verſtehen gab, daß ſie ſich entfernen ſollten; dieſe durften nämlich an dem eigentlichen Opfer nicht Theil nehmen. Als nun die öffentliche Buſſe aufgehört hatte, ſetzte man jenes Wort an das Ende der heiligen Handlung. Weil nun früher unmittelbar nach jenem Worte das Opfer folgte, wurde es für gleichbedeutend mit dieſem genommen. Anfänglich war die Meſſe immer feyerlich, d. h.

*) Cateches. mystag. V.

alle anweſenden Chriſten empfiengen mit dem Prieſter das Abendmahl. Allmählig aber kamen die Privatmeſſen auf; damit gieng es ſo zu: der Eifer der Chriſten erkaltete; ſie giengen immer ſeltener zum Abendmahl, und ſo kam es dahin, daß der Prieſter ſehr oft dasſelbe allein empfieng. Die Privatmeſſen nahmen ihren Anfang bald nachher, als die Verfolgungen aufgehört hatten; ſchon im vierten Jahrhundert klagen die Biſchöfe, daß ſie vergeblich am Altar ſtehen, und ſich Niemand findet, der Theil am Abendmahle nimmt, und zu Anfang des ſechſten Jahrhunderts finden wir ſchon eine kirchliche Verordnung, daß die Chriſten wenigſtens dreimal im Jahre das Abendmahl empfangen ſollten. Es läßt ſich zwar nicht läugnen, daß die feyerliche Meſſe die erſte, und eine Zeit lang auch die einzige war; indeß folgt daraus ganz und gar nicht, daß die Privatmeſſen unzuläſſig ſind; es geſchieht ja bei denſelben alles, was Chriſtus befohlen hat — Brod und Wein werden in den Leib und das Blut desſelben verwandelt, und zu ſeinem Andenken genoſſen. Die größere oder kleinere Zahl der Theilnehmer ändert an der Sache nichts; die Handlung hat abſoluten Werth, und gewiß auch als Privatmeſſe ihre kraftvolle Wirkung. Da nun einmal die Chriſten nicht mehr gemeinſchaftlich mit dem Prieſter das Abendmahl empfangen, ſo müßte man das Meßopfer ganz unterlaſſen, und dieſes wäre noch ſchlimmer, als daß dasſelbe nicht mehr feyerlich iſt. Man fährt ja auch fort zu predigen, wenn ſchon an der Predigt faſt Niemand, als alte Mütterchen Theil nehmen. —

Die weſentlichen Theile des Meßopfers ſind die Opferung, die Wandlung und Communion; was auſſerdem bei demſelben geſchieht, iſt auſſerweſentlich, und nur allmählig hinzugekommen, z. B. das Stafelgebeth, das Gloria u. ſ. f.; es dient einerſeits, die Meſſe feyerlicher zu machen, andererſeits, zu erbauen; nur muß man vorläufig das chriſtliche Volk über den Sinn und die Bedeutung dieſer Ceremonien unterrichten. Die jetzige Kleidung des Prieſters war urſprünglich freilich anders, und von der gewöhnlichen wenig verſchieden; in ihrer gegenwärtigen Form mag ſie wenigſtens als Amts-

kleidung dienen; oder warum ſoll denn gerade der Prieſter in ſeinem Alltagsrock zum Altare treten, da jeder andere Stand eine eigene Amtskleidung hat?

Die Meſſe wird bekanntlich in lateiniſcher Sprache gefeiert. Einige meynen zwar, daß man ſie in der Landesſprache halten ſollte, und verſprechen ſich davon, ich weiß nicht, was für Wirkungen. Allein der Gewinn wäre nicht groß; denn kein Prieſter kann ſo vernehmlich leſen, daß alle Anweſende ihn verſtehen, beſonders wenn die Kirche groß und die Gemeinde zahlreich iſt. Aber auch ohne dieß würde ſie das Einförmige bald langeweilen, und was könnten dann die ſchönſten Gebethe nützen, wenn man dabei nichts mehr denkt? Dagegen könnte es viel ſchaden, wenn die Meſſe in der Sprache eines jeden Volkes geleſen würde; es würde nämlich des Aenderns kein Ende ſeyn, und man würde in kurzer Zeit nicht mehr wiſſen, was die Meſſe urſprünglich war. Durch den allgemeinen Gebrauch der lateiniſchen Sprache allein wird jeder willkürlichen Abweichung vorgebaut, und Einheit in den katholiſchen Cultus gebracht. Man gebe den Chriſten gute Gebethbücher in die Hand; dabei werden die Andacht und Erbauung gewiß mehr gewinnen, als wenn die Meſſe in der Landesſprache geleſen wird. —

78.

Das vierte Sakrament iſt die Buſſe. Das ſichtbare Zeichen iſt einerſeits das Bekenntniß der Sünden mit dem, was demſelben vorangeht, und nachfolgt; andererſeits die Losſprechung des Prieſters. Die Gnade beſteht in der Nachlaſſung der nach der Taufe begangenen Sünden, und Wiederherſtellung des geiſtigen Lebens. Was die Einſetzung betrifft, ſo leſen wir zwar nirgends, daß Chriſtus geſagt hat: Beichtet euere Sünden — er hat indeß etwas geſagt, das eben ſo viel iſt; er hat nämlich zu den Apoſteln geſagt: „Nehmet hin den heiligen Geiſt. Welchen ihr die Sünden nachlaſſet, denen ſind ſie nachgelaſſen; welchen ihr ſie behaltet, denen ſind ſie behalten.“ *) — Hier muß man bedenken, daß Chri-

*) Joh. 20, 22 ſ. f.

ſtus ſelbſt die Sünden nachgelaſſen hat; man kann dieſes nicht etwa ſo verſtehen, daß Chriſtus die Krankheit geheilt hat, die man als eine Strafe der Sünde anſah; denn die Vergebung der Sünden wird von der Heilung der Krankheit unterſchieden, und abhängig von dieſer ertheilt; wie man aus Matth. 9, 2 f. f. erſieht. Dann aber ließ Chriſtus die Sünden auch ſolchen nach, die nicht krank waren, z. B. der Sünderin, Luc. 7, 48. Chriſtus hat alſo die Sünden eigentlich nachgelaſſen, und dieſe Gewalt auch ſeinen Apoſteln gegeben; denn mit denſelben Worten muß man auch denſelben Sinn verbinden. Von den Apoſteln iſt jene Gewalt auf die Biſchöfe und Prieſter übergegangen, welche auch von jeher davon Gebrauch machten, wie die Ketzerei des Montan beweiſt; dieſer machte nämlich der Kirche die Macht ſtreitig, alle Sünden nachzulaſſen; hätte die Kirche ſich dieſe Macht nicht beigelegt, ſo hätte ſie Montan nicht beſtreiten können. Die Macht, Sünden zu vergeben iſt den Apoſteln und ihren *Nachfolgern* dergeſtalt eigen, daß man die Vergebung der nach der Taufe begangenen Sünden nur durch ſie erhalten kann; gebe es noch einen anderen Weg, ſo wäre die von Chriſtus verliehene Gewalt zwecklos; denn man würde jeden andern Weg vorziehen. Hat nun Chriſtus den Apoſteln und ihren Nachfolgern wirklich die Gewalt, Sünden zu vergeben, oder nicht zu vergeben verliehen, und gewollt, daß man die Vergebung bei dieſen ſuche, ſo iſt dieſes eben ſo viel, als wenn er geſagt hätte: Beichtet euere Sünden. — Die Gewalt Sünden zu vergeben, muß nämlich zweckmäßig ausgeübt werden; dieſes geſchieht aber, wenn nur den Würdigen die Sünden nachgelaſſen, den Unwürdigen hingegen behalten werden; hätte Chriſtus gewollt, daß allen ohne Unterſchied die Sünden nachgelaſſen werden, ſo würde er den Apoſteln nicht auch noch die Gewalt, Sünden zu behalten gegeben haben; wozu denn dieſe, da ſie nie gebraucht werden könnte? Wer aber würdig, und wer unwürdig iſt, können die, welche die Gewalt, die Sünden zu vergeben, oder zu behalten haben, nur dann beurtheilen, wenn die Sünder den Zuſtand ihres Gewiſſens denſelben

entdecken, d. h. ihre Sünden **beichten**. Indem alſo Chriſtus den Apoſteln und ihren Nachfolgern die Gewalt gegeben hat, Sünden zu vergeben, oder zu behalten, hat er jenen, die Vergebung ihrer Sünden erlangen wollen, zugleich die Pflicht aufgelegt, zu beichten; die Beicht und jene Gewalt bedingen ſich einander, und hängen ſo enge zuſammen, daß man entweder beide verwerfen, oder beide annehmen muß. Die Beicht muß übrigens **umſtändlich** ſeyn, weil eine allgemeine nichts zur genauern Kenntniß des Gewiſſenszuſtandes beiträgt. Demnach findet ſich bei der Buſſe auch das dritte Merkmal eines Sakramentes — die Einſetzung. —

Wenn noch ein Zweifel über die Nothwendigkeit der Beicht übrig wäre, ſo könnte er leicht durch Zeugniſſe des chriſtlichen Alterthums zerſtreut werden. — **Tertullian** vergleicht jene, die Anſtand nehmen, ihre Sünden zu entdecken, mit Leuten, die an den Schamtheilen leiden; es aber den Arzt nicht wiſſen laſſen wollen, und ſo durch ihre Schamhaftigkeit zu Grunde gehen. **Origines** ſagt: „Es giebt noch eine ſiebente, freilich harte und beſchwerliche Nachlaſſung der Sünden durch die Buſſe, wenn nämlich der Sünder ſich nicht ſchämt, ſeine Sünde dem Prieſter zu offenbaren.“ *) **Baſilius**: „Man muß nothwendig die Sünden denen entdecken, denen die Verwaltung der Geheimniſſe Gottes anvertraut iſt.“ **) Selbſt die **öffentliche** Buſſe, die wie bekannt iſt, in der erſten Kirche für gewiſſe Sünden feſtgeſetzt war, hätte nicht eingeführt werden können, wenn nicht zuvor ſchon die geheime Beicht üblich geweſen wäre; denn nur dadurch, daß der Sünder vorläufig beichtete, wurde der Prieſter in den Stand geſetzt, zu beurtheilen, ob der Sünder der öffentlichen Buſſe zu unterwerfen ſey. Falſch iſt es, daß die Beicht den Apoſteln unbekannt war; in der Apoſtelgeſchichte leſen wir, daß viele Gläubige zu **Paulus** kamen, und ihre Thaten bekannten und offenbarten, (19, 18); Ja-

---

*) Homil. 2 über Levit.

**) Regul. brev.

kobus ſchreibt: „Bekennet einander euere Sünden.“ *) Man nenne uns doch den Menſchen, der die Beicht erfunden, und dieſe, den menſchlichen Stolz ſo ſehr beleidigende Anſtalt allgemein eingeführt hat!

Die Beicht iſt auch eine wahrhaft Gottes würdige Anſtalt; durch ſie wird es allein möglich, den Menſchen zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt zu bringen, worauf es bei der Beſſerung hauptſächlich ankömmt; ihn über ſeine Pflichten zu belehren, vor dem Rückfalle zu bewahren, zu beruhigen u. ſ. f. Glaubt alſo ein Geſchlecht den Zeitpunkt nahe, da die Beichtanſtalt aufgehoben werden darf, ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß ſein moraliſcher Zuſtand tief geſunken iſt. Freilich gehört keine gewöhnliche Demuth dazu, um die Beichtanſtalt wohlthätig zu finden, und Demuth iſt bekanntlich nicht jedermanns Sache. —

79.

Der Beicht geht die Reue voran. Die Reue begreift aber in ſich einen Schmerz wegen der begangenen Sünde und einen Abſcheu vor derſelben; aber zugleich auch den Vorſatz nicht mehr zu ſündigen. Entſpringt der Schmerz aus natürlichen Urſachen, ſo heißt die Reue natürlich; übernatürlich dagegen, wenn derſelbe ſeinen Grund in den geoffenbarten Wahrheiten hat. Die übernatürliche Reue iſt ſelbſt wieder vollkommen oder unvollkommen, je nachdem man dabei Gott, oder Belohnung und Strafe im Auge hat. Die vollkommene Reue reicht in gewiſſen Fällen allein ſchon hin, Vergebung der Sünden zu erlangen; wenn nämlich das ernſtliche Verlangen da iſt, zu beichten, aber die Gelegenheit fehlt. Es verhält ſich mit der vollkommenen Reue, wie mit der Begierdtaufe; die Liebe Gottes rechtfertiget allein ſchon. Iſt es ſchon zu wünſchen, daß jeder, der das Sakrament der Buſſe empfängt, auch eine vollkommene Reue habe, ſo iſt ſie doch nicht unumgänglich nothwendig; zur Noth reicht auch unvollkommene hin; aus dem Grunde, weil die Nachlaſſung der Sünden im Bußſakramente der Losſprechung, nicht der

*) Jac. 5, 16.

Reue zugeſchrieben werden muß; doch muß auch bei der unvollkommenen Reue die Liebe Gottes wenigſtens im Werden begriffen ſeyn. Chriſtus ſelbſt will, daß man jenen fürchten ſoll, der Leib und Seele in der Hölle verderben kann (Matth. 10, 28); es kann alſo um die unvollkommene Reue nicht etwas ſo ganz verwerfliches ſeyn.

80.

Nach der Beicht folgt die Genugthuung. In der Beicht werden zwar die Schuld und die ewige Strafe keineswegs aber die zeitliche nachgelaſſen; es iſt nämlich der Gerechtigkeit Gottes angemeſſen, diejenigen, welche ſchon einmal Vergebung der Sünden erhalten haben, nicht eben ſo aufzunehmen, wie jene, die aus Unwiſſenheit geſündiget haben; darum verhängt er über jene, wenn ſie ſchon von ihren Sünden losgeſprochen ſind, noch einige, jedoch nur zeitliche Strafen; die heiligen Schriften liefern mehrere Beiſpiele davon. So beſtrafte Gott die Abgötterei der Iſraeliten, obſchon er ihnen auf die Fürbitte des Moſes die Schuld nachgelaſſen hatte, (Exod. 32, 31 f. f.); er beſtrafte den David durch den Tod des Sohnes, nachdem er ſchon zuvor durch den Propheten Nathan ihm die Vergebung ſeines zweifachen Verbrechens hatte ankündigen laſſen. (2 König 12, 13 f. f.) Die katholiſche Kirche iſt immer davon ausgegangen, daß auch nach der Losſprechung noch eine zeitliche Strafe zurückbleibe, und hat darum auch ſolchen Chriſten, die bereits von ihren Sünden losgeſprochen waren, einige, zum Theil harte Bußwerke aufgelegt, wie die alten Bußgeſetze beweiſen. Einige legten ſich ſelbſt dergleichen Bußwerke auf; ſo Paulus, 1 Cor. 9, 27. Die zeitlichen Strafen haben ihr Gutes; denn ſie dienen dazu, um das Gemüth von der Sünde abzuſchrecken, die Ueberbleibſel derſelben zu vertilgen, und eine dauerhafte Beſſerung zu bewirken; ſchon darum alſo darf mit der Sünde nicht auch die ganze Strafe nachgelaſſen werden. Nun fragt es ſich, ob die rückſtändige zeitliche Strafe in keinem Falle entweders ganz oder doch zum Theil nachgelaſſen werden könne — dieſes führt uns auf die Abläſſe.

81.

Nachlaß der rückſtändigen zeitlichen Strafen heißt ein Ablaß. Ein Ablaß kann, ja muß ertheilt werden, ſo oft durch die Nachlaſſung der Strafe ein größeres Gut erreicht wird, als durch die ſtrenge Vollziehung derſelben; denn von zwei guten Dingen muß man das beſſere vorziehen. Dieſes aber iſt jedesmal der Fall, wenn der Sünder einen beſondern Eifer an den Tag legt, für ſeine Sünden genug zu thun, oder wenn er an der Möglichkeit, genug zu thun, verzweifelt und ſich der Traurigkeit überläßt; in beiden Fällen wird durch den Ablaß das größere Gut erreicht; denn die zeitige Milde macht, daß der Menſch ſich der Genugthuung um ſo lieber unterzieht, und ſich ſchneller beſſert. Die Geſchichte zeigt uns mehrere Beiſpiele davon, daß Großmuth zur rechten Zeit große Verbrechen gehindert, und die ärgſten Feinde für immer zu treuen Freunden gemacht hat. Die Genugthuung iſt alſo Regel; aber wenn durch Güte mehr gewonnen wird, kann gar wohl eine Ausnahme von der Regel gemacht werden.

Chriſtus hat auch ſeiner Kirche die Gewalt gegeben, Abläſſe zu ertheilen; ſie iſt enthalten in den Worten: „Wahrlich! ich ſage euch: Was ihr immer auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden ſeyn, und was ihr immer auf Erden löſen werdet, das wird auch im Himmel gelöſet ſeyn.“ *) Dieſe Gewalt zu binden, und zu löſen, iſt uneingeſchränkt, und begreift alſo auch die Gewalt in ſich, den Chriſten Bußwerke aufzulegen, und auch wieder zu erlaſſen. Man ſtreitet noch immer, ob durch den Ablaß bloß die Kirchenſtrafen oder auch jene nachgelaſſen werden, die der Sünder an Gott abzutragen hat; dieſer Streit läßt ſich aber leicht entſcheiden, und hätte eigentlich gar nie ſtatt finden ſollen. Es kömmt hier alles auf die Frage an, warum denn die Kirche Bußwerke auflege; ob darum, damit **ihr**, oder damit **Gott** genug gethan werde. Nun iſt aber unter den

*) Matth. 18, 18.

Kirchenvätern nur Eine Stimme darüber, daß die Kirchenſtrafen gleichen Zweck mit den übrigen haben, nämlich Gott für die Sünden genug zu thun; es leuchtet dieſes ſchon an ſich ein; denn nur Gott, nicht die Kirche wird durch die Sünde beleidiget. Handelt nun die Kirche da, wo ſie Strafen auflegt, im Namen Gottes, warum nicht auch da, wo ſie jene Strafen entweder ganz oder zum Theil nachläßt? Würde die Strafe nicht auch von Gott nachgelaſſen, ſo wäre es falſch, daß alles, was die Kirche auf Erde löſt, auch im Himmel gelöſet ſey. —

Die Kirche hat auch jederzeit Ablässe ertheilt; davon kann man Beiſpiele aus allen chriſtlichen Jahrhunderten anführen. Aus 2 Cor. 2. erſehen wir, daß ſchon Paulus einen Ablaß ertheilt hat; er handelte hier gerade ſo, wie die Kirche jetzt noch handelt, wenn ſie einen Ablaß ertheilt. — Der Apoſtel vergiebt dem Blutſchänder etwas um der übrigen Corinthier willen an Chriſti ſtatt, damit derſelbe nicht in allzu große Traurigkeit verſinke. Nach dem Beiſpiele des Apoſtel Paulus ertheilte die Kirche Abläſſe entweder auf die Fürbitte der Martyrer, oder in Rückſicht auf den großen Eifer der Büſſenden. Als die Kirchenſtrafen aufgehört hatten, fuhr die Kirche nichts deſto weniger fort, Abläſſe zu ertheilen, ſie wandelte nämlich die langwierigen Bußwerke in kürzer dauernde, aber namhafte um. Die Abläſſe ſind alſo ſo alt, als die chriſtliche Kirche, und Niemand hat gezweifelt, daß die Abläſſe auch vor dem Gerichtshofe Gottes Geltung haben. Auch der Schatz der Verdienſte Chriſti und der Heiligen war, wenn man nicht auf den Namen, ſondern auf die Sache ſieht, immer ſchon den Abläſſen unterſtellt; man bedenke nur, daß ſchon Paulus den Ablaß an der Stelle Chriſti und auf die Fürbitte der Korinthier ertheilt hat. —

Es hat freilich eine Zeit gegeben, da man mit den Abläſſen zu freigebig war; man darf aber nicht überſehen, daß die Kirche eine ſolche übertriebene Freigebigkeit laut mißbilliget hat. Schon auf dem vierten Kirchenrath im Lateran that man Vorſorge, daß durch unzeitige und überflüßige Ab-

läſſe die Schlüſſelgewalt der Kirche nicht verächtlich gemacht, und die Buſſe entkräftet werde. Der Kirchenrath von Trident hat unter andern auch die Verordnung gemacht, daß bei Verleihung der Abläſſe Maß gehalten werden ſollte, damit nicht durch eine allzugroße Freigebigkeit die Kirchenzucht leide. —

Aus dem bisher Geſagten ergiebt ſich, daß die Kirche die Gewalt hat, Abläſſe zu ertheilen, und daß die Abläſſe in gewiſſen Fällen nützlich ſind; und gerade darin beſteht die katholiſche Lehre von dem Ablaß, die ſich alſo recht gut vertheidigen läßt.

Wird durch den Ablaß die ganze zeitliche Strafe nachgelaſſen, ſo heißt er ein vollkommener; wird aber jene Strafe nur zum Theil nachgelaſſen, ein unvollkommener. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Abläſſe nur Lebenden zu ſtatten kommen können; denn die Verſtorbenen ſtehen nicht mehr unter der Gerichtsbarkeit der Kirche; die ſogenannten Seelenabläſſe ſind nichts weiter, als Fürbitten der Lebenden für die Verſtorbenen.

82.

Auch die Oelung der Kranken hat alle Merkmale eines Sakramentes; die Salbung mit Oele, verbunden mit Gebeth macht, das ſichtbare Zeichen aus; die Gnade beſteht nach Jacob 5, 14 darin, daß dem Kranken aufgeholfen, und wenn er in Sünden iſt, dieſe ihm vergeben werden. Wenn man die Geneſung gerade für keine Gnade halten will, ſo wird man wenigſtens die Vergebung der Sünden für eine ſolche gelten laſſen müſſen. Bedenkt man, daß nur Chriſtus mit dem ſinnlichen Zeichen Gnade verbinden kann, ſo muß man ſchon zum voraus annehmen, daß die Oelung auch von Chriſtus eingeſetzt iſt. Die katholiſche Lehre von der Oelung beruht zwar zunächſt auf der oben angeführten Stelle, Jac. 5, 14; aber lange vorher, ehe Jacobus ſeinen Brief ſchrieb, ſalbten die Apoſtel die Kranken mit Oel und heilten ſie (Marc. 6, 13); ohne Zweifel, der Weiſung gemäß, die ſie von Chriſtus erhalten hatten. (Matth. 10, 8 f. f.) Jacobus hat alſo nicht ſeine eigene Lehre vorgetragen, ſondern eine

ältere Anordnung Chriſti den Gläubigen in das Gedächtniß zurückgerufen, und man kann die Oelung um ſo weniger für eine menſchliche Erfindung anſehen.

Die Oelung, von der Jacobus ſpricht, hat nichts mit den gewöhnlichen Heilungen gemein; denn einmal iſt Oel kein Mittel gegen alle Krankheiten, und Arznei überhaupt darunter zu verſtehen, dazu iſt kein Grund da; wenn aber auch Oel ein Univerſalmittel wäre, ſo könnte es doch nie die Wirkung haben, daß die Sünden nachgelaſſen werden. Das Wort „Aelteſter" bezeichnet in der Kirchenſprache immer einen Prieſter, nie aber einen Laien. Die Oelung des kranken Chriſten iſt alſo eine religiöſe Handlung, bei welcher Gott alles wirkt. Man hat auch die Oelung bis auf Luther den Sakramenten beigezählt; eine ſolche ununterbrochene Ueberlieferung von fünfzehnhundert Jahren beweiſt noch ſtärker, als die Schrift, daß die Oelung ein wahres, von Chriſtus ſelbſt eingeſetztes Sakrament iſt. Durch die Oelung erhält der Kranke zunächſt nur Erleichterung und Vergebung der Sünden; öfters wird freilich auch die Krankheit geheilt; dieſes iſt indeß keine nothwendige Wirkung derſelben, weil das Oel, wie wir ſchon geſagt haben, keine Arznei, ſondern nur das Zeichen der Gnade iſt; nur wenn es dem Kranken zum Wohl gereicht, wird Gott ihn auch retten.

83.

Auch in der Prieſterweihe vereinigen ſich alle Merkmale eines Sakramentes, und zwar die Einſetzung: „Derſelbe (Chriſtus) beſtellte einige zu Apoſtel, andere zu Propheten, andere zu Evangeliſten, andere zu Hirten und Lehrer." *) Man legte denen, die zu Prieſtern geweiht werden ſollten, die Hände auf; ſieh hier das ſinnliche Zeichen! und mit dieſem Zeichen wurde den zu Weihenden auch übernatürliche Gnade verliehen: „Verwahrloſe die Gnade nicht, welche in dir iſt, und welche dir durch die Händeauflegung der Prieſter einer Weiſſagung zufolge ertheilt worden iſt." **)

*) Epheſ. 4, 11.

**) 1 Tim. 4, 14.

Mit Recht halten wir alſo die Prieſterweihe für ein Sakrament; es war dieſes auch der Glaube der Kirche von der früheſten Zeit an; wir finden die Prieſterweihe ſchon von Auguſtin den Sakramenten beigezählt, und er war gewiß nicht der Erſte, noch auch der Einzige, der aus der Weihe ein Sakrament gemacht hat. Dieſer Glaube mag um ſeinen Grund in den heiligen Schriften, oder in einer Ueberlieferung der Apoſtel haben, ſo hat er ein großes Gewicht und erlaubt nicht, daß man die Prieſterweihe für eine bloſſe, von Menſchen erfundene Ceremonie halte.

Um zum Prieſterthum zu gelangen, muß man erſt verſchiedene Stufen durchgehen; es giebt alſo mehrere Weihen; auf der unterſten Stufe werden die ſo genannten vier kleineren Weihen ertheilt; ſodann das Subdiakonat, Diakonat, und endlich das eigentliche Prieſterthum. Von dieſen Weihen iſt nur jene der Prieſter das eigentliche Sakrament; denn nur bei dieſer alle Merkmale eines Sakramentes zuſammen. Selbſt das Episkopat iſt kein eigenes Sakrament; denn Chriſtus hat nur Apoſtel eingeſetzt, und dieſe waren Biſchöfe und Prieſter zugleich; wir leſen nirgends, daß ſie als Biſchöfe noch eine beſondere Weihe erhalten haben; die Biſchöfe haben alſo nur die Gerichtsbarkeit vor den Prieſtern voraus; die Weihe aber haben ſie mit dieſen gemein. Daher ſagt ſchon Chryſoſtomus: „Die Biſchöfe haben vor den Prieſtern dieſes voraus, daß ſie weihen. *) Hieronimus: „Was thut der Biſchof, wenn man die Weihung ausnimmt, was nicht auch der Prieſter thut?“ **) Der Kirchenrath von Trident hat zwar erklärt, daß das Episkopat über das Presbyterat ſtehe; höher iſt es aber, ohne ein eigenes Sakrament zu ſeyn. Es läßt ſich auch nicht einſehen, wozu ein zweites Sakrament nothwendig ſeyn ſollte, nachdem ſchon einmal die Gnade durch die Prieſterweihe ertheilt worden iſt. Das Diakonat wurde erſt von den Apoſteln nach

*) Homil. 11 über 1 Tim.
**) Epist. ad Evagrium 85.

vorläufiger Ueberlegung eingeſetzt; hätte Chriſtus das Diakonat entweder ſelbſt eingeſetzt, oder wenigſtens den Apoſteln den Auftrag gegeben, dasſelbe einzuſetzen, ſo hätte es weiter keiner Ueberlegung bedurft; es fehlt alſo ein weſentliches Merkmal — die Einſetzung durch Chriſtus. Daß man den Diakonen in der Folge höhere Verrichtungen übertragen hat, ändert nichts an der Sache; ſie bleiben immer Diener der Kirchendiener, wie ſchon der Name ſagt. Von dem Subdiakonat kann ohnehin keine Rede ſeyn.

Durch die Weihe wird der Menſch aus dem Laien- in den Prieſterſtand verſetzt; dieſe Verſetzung aber, wenn ſie einmal giltig geſchehen iſt, bleibt immer giltig, und die Gewalt, die er durch dieſe Verſetzung überkommen hat, kann zwar ſuſpendirt, aber nicht mehr genommen werden. Darum kann man die Prieſterweihe eben ſo wenig, als die Taufe und die Firmung wiederholen.

84.

Auch die Ehe iſt ein Sakrament. Es iſt zwar um den eheloſen Stand etwas Erhabenes, und es unterliegt keinem Zweifel, daß derſelbe dem ehelichen vorzuziehen iſt; Chriſtus ſagt: „Es giebt Verſchnittene, die von Mutterleib ſo geboren ſind; es giebt dann Verſchnittene, die von Menſchen dazu gemacht wurden; und endlich einige, die ſich um des Himmelreiches willen ſelbſt dazu gemacht haben. Wer es faſſen kann, der faſſe es.“ *) Paulus: „Wer ſeine Jungfrau verheirathet thut wohl; wer ſie aber nicht verheirathet thut beſſer.“ **) Es leuchtet dieſes ſchon der Vernunft ein; es gehört nämlich ein hoher Grad von Selbſtverläugnung dazu, den Geſchlechtstrieb, den ſtärkſten aller thieriſchen Triebe zu beherrſchen; dann ſind die Eheloſen, wie Chriſtus ſagt, (Matth. 22, 30.) wie die Engel im Himmel; endlich iſt der Ehelose aller zeitlichen Sorgen, die mit dem Eheſtand unzertrennlich verbunden ſind, überhoben, und um ſo mehr im

*) Matth. 19, 12.
**) 1 Cor. 7, 38.

Stande, ſich mit höheren Dingen zu beſchäftigen. Man muß aber, wie es ſich von ſelbſt verſteht, den eheloſen Stand aus moraliſchen Beweggründen wählen; wollte jemand bloß darum ehelos bleiben, weil er die Beſchwerden des Eheſtandes ſcheut, oder weil er Abwechſelung in ſeinen Genüßen liebt, ſo wäre die Eheloſigkeit nicht nur nicht vorzüglicher als der Eheſtand, ſondern höchſt verwerflich; von dieſer Art der Eheloſigkeit iſt alſo hier keine Rede.

Die oben, für den Vorzug des eheloſen Standes angeführten Gründe ſind allgemein giltig; denn es bleibt zu allen Zeiten gut und löblich, ſich deſſen zu entſchlagen, was dem Streben nach chriſtlicher Vollkommenheit hinderlich iſt. Man kann alſo nicht ſagen, daß der eheloſe Stand bloß augenblicklich, nämlich in den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche einen Vorzug gehabt habe. Es gereicht dem katholiſchen Chriſtenthume zur großen Ehre, daß es unter ſeinen Bekennern beiderlei Geſchlechtes immer einige zählt, die, um Gott beſſer dienen zu können, dem Eheſtande entſagen, und keuſch leben; ſolche Menſchen ſchafft nur das Chriſtenthum; ſelbſt jene Chriſten, die ſich von den Katholiken getrennt haben, können ſeitdem nichts Aehnliches mehr aufweiſen. Die Prieſter ſind ſchon vermöge ihres Amtes zum eheloſen Stand verbunden; es liegt darin keine Ungerechtigkeit; denn die Kirche zwingt Niemand, Prieſter zu werden, wer ſich aber freiwillig dazu entſchließt, von dem fodert man mit Recht auch die möglich größte Vollkommenheit; oder wenn die Vollkommenheit nicht bei den Prieſtern zu finden iſt, wo ſoll man ſie denn ſuchen? Es iſt freilich nicht allen Menſchen gegeben, ehelos zu bleiben; daraus aber folgt nur ſo viel, daß jeder, der den Prieſterſtand wählt, ſich wohl prüfen ſoll, ob er ſich ſelbſt beherrſchen könne; nur jene, die ſo viel moraliſche Kraft haben, ſind zum Prieſterſtand berufen, und es wird an ſolchen zu keiner Zeit fehlen.

Es iſt indeß dem Chriſten nicht verbothen, zu heirathen; nicht alle, ſagt Chriſtus, faſſen es; er hat deßwegen auch die Ehe geordnet, wie wir gleich ſehen werden. Paulus ſagt,

daß, wer ſeine Jungfrau verheirathet, wohl thue, und iſt übel auf jene zu ſprechen, die damals verbothen zu heirathen. (1 Tim. 4, 3.)

Was nun die Ehe betrifft, ſo hat Chriſtus erſtlich die Vielweiberei verbothen, und die Ehe auf die urſprüngliche Einſetzung zurückgeführt: „Habt ihr nicht geleſen, daß der Schöpfer im Anfange ſie als Mann und Weib geſchaffen, und geſprochen hat: Um deßwillen wird ein Mann Vater und Mutter verlaſſen, und ſeinem Weibe anhangen, und es werden zwei in Einem Fleiſche ſeyn. Was nun Gott vereiniget hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden.“ *) Es wird in den heiligen Schriften ausdrücklich bemerkt, daß Lamech zuerſt zwei Weiber nahm — ein Beweis, daß die Vielweiberei bis dahin unbekannt war. Es iſt aber hier nur von der gleichzeitigen Vielweiberei die Rede; ſtirbt ein Ehetheil, ſo kann der andere auch als Chriſt wieder heirathen: „Das Weib iſt an das Geſetz gebunden, ſo lang ihr Mann lebt: iſt aber ihr Mann geſtorben, ſo iſt ſie frei, und kann heirathen, wenn ſie will, nur ſoll es in dem Herrn geſchehen.“ **) Es iſt auch nicht einzuſehen, warum die zweite Ehe weniger anſtändig ſeyn ſollte, als die erſte.

In der Stelle Matth. 19, 4 f. f. verbiethet Chriſtus mit der Vielweiberei zugleich die Eheſcheidung; er legte nämlich mehr in ſeine Antwort, als die Phariſäer wiſſen wollten; dieſe nahmen als ausgemacht an, daß der Mann dem Weibe den Scheidebrief geben, und ſogleich wieder ein anderes heirathen könne; die Frage war nur, ob der Mann das Weib bloß wegen Untreue, wie das Moſaiſche Geſetz ſagte, oder aus was immer für einer Urſache, wie einige Schriftgelehrten meynten, entlaſſen dürfe. Dagegen ſagte nun Chriſtus: Ihr Phariſäer ſeyd bloß darum ſo freigebig mit dem Scheidebrief, weil ihr glaubt, ſogleich wieder ein anderes Weib nehmen zu können; allein dem iſt nicht ſo; ich ſage euch: Wer ſein Weib entläßt, es ſey denn um der Hurerei willen, und eine andere

*) Matth. 19, 4.
**) 1 Cor. 7, 39.

nimmt, der bricht die Ehe, und wer eine Geſchiedene heirathet, bricht gleichfalls die Ehe. — Da es Chriſtus mit jüdiſchen Geſetzlehrern zu thun hatte, ſo antwortete er ihnen auch ihrem Geſetze gemäß, welches die Eheſcheidung im Falle einer Untreue erlaubte. Aber er gab ihnen zugleich zu verſtehen, daß die Ehe ſelbſt wegen Untreue nicht getrennt werden dürfe; denn als die Phariſäer ihn fragten; warum denn Moſes gebothen habe, dem Weibe einen Scheidebrief zu geben, und ſie zu entlaſſen, ſo erwiederte er: Moſes hat euch wegen euerer Hartherzigkeit erlaubt, euere Weiber zu entlaſſen; im Anfange aber war es nicht ſo. Zu ſeinen Jüngern, die ihn zu Hauſe noch einmal fragten, ſagte er: „Wer ſich von ſeinem Weibe ſcheidet, und eine andere nimmt, der bricht die Ehe mit ihr. Eben ſo, wenn das Weib ſich von dem Manne ſcheidet, und einen andern nimmt, ſo bricht ſie die Ehe.“ *). Hier verbiethet Chriſtus die Eheſcheidung ohne Ausnahme; eben ſo bei Lukas 16, 18. Die Jünger haben dieſes auch gut gemerkt; denn ſie ſagten gleich darauf zu Chriſtus: „Wenn die Sache des Mannes mit dem Weibe ſich ſo verhält, ſo iſt nicht gut heirathen.“ **) Paulus, der jedesmal wohl unterſcheidet, was ſeine eigene, und was Vorſchrift Chriſti iſt, ſagt über die Ehe der Chriſten: „Den Verheiratheten gebiete nicht ich, ſondern der Herr, daß das Weib ſich nicht von dem Manne ſcheide. Scheidet ſie ſich aber doch, ſo bleibe ſie unverheirathet, oder verſöhne ſich mit ihrem Mann. So ſoll auch der Mann ſein Weib nicht verſtoſſen.“ ***)

Die katholiſche Kirche erklärt bekanntlich das Band der Ehe für ſchlechthin unauflösbar; ob es aber unauflösbar ſey, gemäß göttlichen Rechtes, dieſes hat ſie unentſchieden gelaſſen; der Kirchenrath von Trident verwahrte ſich nur dagegen, daß es ein Irrthum iſt, das Band der Ehe für unauflöslich ſelbſt nach göttlichem Rechte zu erklären. Die Unauflösbarkeit der Ehe iſt alſo zwar eine entſchiedene Sache, je-

*) Marc. 10, 10.
**) Matth. 19, 10.
***) 1 Cor. 7, 10.

doch kein Glaubensartikel. Die griechiſche Kirche ſcheidet noch gegenwärtig wegen Ehebruch, ohne daß man ſie deßhalb von Seite der Katholiken einer Ketzerei beſchuldiget. Man hätte auch über die Auflösbarkeit der Ehe nie ein Wort verliehren ſollen; denn das Gegentheil iſt klar in den heiligen Schriften ausgeſprochen, und hat auch die Vernunft für ſich; um jede Eheſcheidung iſt es etwas ſehr Mißliches; ſie zerſtört das häusliche Glück, hindert die Erziehung und gefährdet die Sittlichkeit. — Iſt eine Ausſicht da, daß das Eheband getrennt werden kann, ſo wird des Scheidens kein Ende ſeyn; wenn die Eheleute einander überdrüßig ſind, wie bald wird ſich da ein Anlaß zur Trennung finden? Iſt hingegen den Eheleuten die Ausſicht auf Scheidung benommen, ſo werden ſie ſich ſo leicht nicht entzweien, oder bald wieder vereinigen, und ſich die traurigen Folgen der Eheſcheidung erſparen. —

Chriſtus hat die Ehe überdieß noch zu einem Sakrament gemacht, und dadurch unterſcheidet ſich die Ehe des Chriſten von jeder andern. Die heiligen Schriften melden zwar nicht, daß mit der Ehe übernatürliche Gnade ertheilt werde, worauf es bei den Sakramenten vorzüglich ankömmt. Daraus folgt aber noch nicht, daß die Ehe kein Sakrament iſt; es giebt noch eine ältere Glaubensregel, als die heilige Schrift — die Tradition, und da, wo uns jene verläßt, muß man zu dieſer ſeine Zuflucht nehmen; ſie hat nicht minder göttliche Auctorität, als das geſchriebene Wort Gottes. Der beſtändigen Ueberlieferung zufolge iſt aber die Ehe ein Sakrament, wie die Taufe. Zeugen dieſer Ueberlieferung iſt Ignatius M., der in ſeinem Brief an Polykarp ſagt: „Braut und Bräutigam ſollen die Ehe eingehen nach dem Gutbefinden des Biſchofes, damit die Ehe dem Willen Gottes gemäß ſey.“ — Ein anderer Zeuge in dieſer Sache iſt Tertullian, der die Ehe des Chriſten preiſt, als welche die Kirche ſchließt, das Opfer beſtätiget, die Einſegnung beſiegelt, die Engel hinterbringen, und der Vater gut heißt. Aus dieſen Zeugniſſen geht wenigſtens ſo viel hervor, daß man bei der ehelichen Verbindung Gnade

erwartete; ſonſt wüßte man wahrlich nicht, was denn die Kirche mit der Ehe hätte zu thun haben ſollen. Es fehlt indeß auch nicht an Zeugniſſen, in denen die Ehe geradezu ein Sakrament genennt wird; Auguſtin ſagt: „Das Gute der Ehe läuft bei allen Völkern und Menſchen auf die Zeugung und die eheliche Treue hinaus; was aber das Volk Gottes betrifft, kömmt auch noch die Heiligkeit des Sakramentes hinzu, die nicht erlaubt, daß der verſtoſſene Theil bei Lebzeiten ihres Mannes einen anderen heirathet.“ *) — „In der Kirche hat man nicht bloß auf das Band, ſondern auch auf das Sakrament der Ehe zu ſehen.“ **) Lange vor Auguſtin hat Tertullian die Ehe in der Reihe der übrigen Sakramente aufgeführt. Die Griechen erkennen die Ehe eben ſo, wie die Katholiken als Sakrament, und man kann überhaupt vor Luther keinen Mann nennen, der geläugnet hätte, daß die Ehe ein Sakrament ſey.

Im Eheſtande iſt auch eine größere Gnade, als vielleicht in jedem andern nothwendig, damit die natürliche Liebe, welche wegen ihres irdiſchen Urſprunges, und ihrer irdiſchen Tendenz immer noch unrein iſt, geläutert, das Band feſter geknüpft und die Eheleute in den Staud geſetzt werden, die wichtigen Pflichten ihres Standes mit einer Liebe zu erfüllen, die aus der Gluth aller Lebensſchickſale lauterer, kräftiger und herrlicher hervorgeht. Daß es ſo viele unglückliche Ehen giebt, kömmt größtentheils daher, weil die Eheleute ſich der thieriſchen Luſt hingeben, mehrere Kinder erzeugen, als ſie erziehen können, zuletzt gegeneinander gleichgiltig werden, und andere Genüße aufſuchen. —

Das äuſſere Zeichen bei dem Sakrament der Ehe iſt die wechſelſeitige Einwilligung, die ſich äuſſerlich kund giebt. Einige wollten die Brautleute ſogar zu Ausſpendern des Sakramentes machen. Allein dieſes widerſpricht der Ueberlieferung der früheren Jahrhunderte, nach welcher die Ehe

*) De bono conjug. c. 24.

**) De fide et operibus.

von der Kirche eingeſegnet wurde. Es läßt ſich auch mit der Natur eines Sakramentes nicht vereinigen, daß diejenigen, die das Sakrament empfangen, dasſelbe zugleich ertheilen. Die Sakramente haben ihre Kraft daher, daß Chriſtus entweder ſelbſt thätig iſt, oder daß die Handlung des Ausſpenders eben ſo viel, als eine Handlung Chriſti iſt; nun aber ſind die Handlungen der Brautleute im ſtrengſten Sinne perſönlich; ſie können alſo nicht als Handlungen Chriſti angeſehen werden.

85.

Man kann nicht beweiſen, daß es auſſer den angeführten Handlungen auch noch andere gebe, bei denen die drei Merkmale eines Sakramentes vorkommen; mit Recht behauptet alſo der Katholik, daß es ſieben Sakramente, nicht mehr und nicht weniger gebe.

Es iſt wohl nicht zu zweifeln, daß Chriſtus alle ſieben Sakramente unmittelbar eingeſetzt hat; die Apoſtel waren wegen des Ritus nie in Verlegenheit; ſondern nahmen denſelben immer auf gleiche Weiſe vor, und erwarteten mit Zuverſicht die Wirkung — ein Beweis, daß ſie nie in dem Fall waren, denſelben erſt beſtimmen zu müſſen. Geſetzt aber, daß Chriſtus den Ritus der Sakramente nicht durchgängig beſtimmt, ſondern den Apoſteln etwas überlaſſen hat, ſo bleibt es darum nicht minder wahr, daß Chriſtus die ſieben Sakramente eingeſetzt hat, weil er in jedem Falle die Gnade verheiſſen hat, wodurch der Ritus erſt zum Sakrament wird. Höchſtens kann man ſagen, daß einige Sakramente von Chriſtus unmittelbar, andere wenigſtens mittelbar eingeſetzt worden ſind.

Die Wirkſamkeit der Sakramente iſt durch nichts bedingt, als durch das äuſſere Zeichen — Ritus. — Von der Taufe heißt es: Wer glaubt und getauft iſt, der wird ſelig; bei der Firmung: Sie legten ihnen die Hände auf, und ſie empfiengen den heiligen Geiſt; von dem Abendmahle: Wer mein Fleiſch ißt, und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben u. ſ. f.; von dem Glauben und der Frömmigkeit des

Ausſpenders iſt nirgends eine Rede. Es wäre auch ſchlimm, wenn es bei den Sakramenten auf die Würdigkeit des Ausſpenders ankömme; denn da dieſe nicht in die Augen fällt, ſo könnte ſich kein Menſch je beruhigen, daß er das Sakrament wirklich empfangen habe. Es iſt alſo liebvolle Fürſorge von Seite Chriſti, daß er die Gnade an die Handlung des Sakramentes — opus operatum — geknüpft hat. Darum iſt es jedoch nicht einerlei, wie die Sakramente verwaltet werden, ob man ſie mit oder ohne Vorbereitung empfängt. Der Ausſpender muß wenigſtens die Meinung haben, zu thun, was Chriſtus angeordnet, und die Kirche immer gethan hat. Wer aber ein Sakrament empfangen will, muß dazu fähig ſeyn, und ſich zum Empfange vorbereiten; die Wirkung wird um ſo größer ſeyn, je beſſer die Vorbereitung iſt. Die Taufe und Buſſe nennt man Sakramente der Todten, weil durch ſie der Menſch erſt gerecht wird; die übrigen heißen Sakramente der Lebendigen, weil der Menſch, um ſie empfangen zu können, ſchon im Stande der Gerechtigkeit ſich befinden muß.

Durch die Gnade Chriſti nun kann der Menſch werden, was er ſeyn ſoll, und was er urſprünglich war; es kömmt nur mehr darauf an, daß er ſich dieſelbe auch zu Nutzen mache. Darüber aber muß er einſt Rechenſchaft geben, und je nachdem er dieſe Gnade benützt oder vernachläſſiget hat, wird ſein Loos in der Ewigkeit beſtimmt. Wir haben alſo jetzt noch die katholiſche Lehre von der Vergeltung und dem Zuſtande jenſeits des Grabes vorzutragen; man nennt ſie auch die Lehre von den letzten Dingen.

III. Kapitel.
Die Lehre von den letzten Dingen.

86.

Diejenigen Menſchen, welche die Geſetze Chriſti befolgen, und die angeordneten Heilsmittel gebrauchen, werden ſelig; jene hingegen, die die Geſetze nicht annehmen, oder wenigſtens die Mittel nicht gebrauchen, werden verdammt; ſo hat

es Gott beſchloſſen. Der Beſchluß Gottes, die Guten ſelig zu machen, heißt die **Vorherbeſtimmung**; der Beſchluß die Böſen zu verdammen, die **Verwerfung**. Da nichts in der Welt geſchieht, ohne daß es Gott beſchloſſen hat, ſo ſieht man leicht ein, daß Gott auch die Seligkeit der Guten und die Verdammniß der Böſen beſchloſſen haben müſſe; läugnen, daß es einen göttlichen Beſchluß der Vorherbeſtimmung und der Verwerfung gebe, hieße eben ſo viel, als ſagen, daß einige Menſchen ſelig, die anderen verdammt werden, ohne daß Gott dieſes weiß und will; Gott wäre aber nicht Gott, wenn auch nur ein Sperling ohne ſein Wiſſen und ſeinen Willen vom Dache fallen könnte. —

87.

Daß Gott wirklich beſchloſſen hat, die Guten ſelig zu machen, die Böſen aber zu verdammen, erhellt aus Matth. 25, 31 f. f.; hier ſagt Chriſtus, daß das Himmelreich, welches die Guten in Beſitz nehmen werden, denſelben ſchon ſeit Grundlegung der Welt bereitet ſey, aber auch das Feuer, das die Böſen zugleich mit dem Teufel und ſeinen Engeln peinigen wird. Der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Beſchlüſſen iſt nur der, daß Gott die Glückſeligkeit der Guten auch will; die Verdammniß der Böſen aber nur zuläßt, ohne ſie zu wollen.

Von der Vorherbeſtimmung der Guten ſagt **Paulus**: Die er vorhergeſehen hat, die hat er auch vorherbeſtimmt, daß ſie dem Bilde ſeines Sohnes gleichförmig werden ſollen, damit derſelbe der Erſtgeborne unter vielen Brüdern ſey. Welche er aber vorherbeſtimmt hat, die hat er auch berufen; und welche er berufen, die hat er auch gerecht gemacht; welche er aber gerecht gemacht, die hat er auch verherrlichet.“ *) Die Zahl der Vorherbeſtimmten iſt nur Gott allein bekannt.

88.

Von den göttlichen Beſchlüſſen ſind einige ohne alle Rückſicht; andere mit Rückſicht auf die Freiheit der Menſchen

*) Röm. 8, 29 f. f.

gefaßt; die erſten heiſſen unbedingte; von dieſer Art iſt der Beſchluß der Schöpfung; die anderen heiſſen bedingte, dergleichen ſind der Beſchluß der Vorherbeſtimmung und der Verdammniß. Gott hat den Menſchen ohne ſein Verdienſt erſchaffen; aber er macht ihn nicht ohne ſein Verdienſt ſelig; aber eben ſo wenig verdammt er ihn, ohne daß er es verdient. Der Grund der Verdammniß iſt indeß nicht die Erbſünde allein; denn dieſe iſt allgemein, und wird durch die Taufe nachgelaſſen; würde Gott durch ſie allein ſchon beſtimmt, den Menſchen zu verdammen, ſo würde ſie in keinem Falle nachgelaſſen werden, und es müßten alle Menſchen ohne Ausnahme verdammt werden. Nach Matth. 25, 41 f. f. ſind es die wirklichen Sünden, die dem Menſchen die Verdammniß zuziehen: „Weichet von mir, ihr Verfluchten in das ewige Feuer, welches dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt! Denn ich war hungrig, und ihr habt mir nicht zu eſſen gegeben; ich war durſtig, und ihr habt mich nicht getränkt u. ſ. f. Nur ein ſo bedingter Beſchluß der Verdammniß iſt vernunftmäßig; nach bloſſer Laune verdammen, wäre Deſpotismus, der ſich mit der Idee von einem guten, heiligen und gerechten Gott nicht vereinigen läßt; ja ein Beſchluß dieſer Art würde dieſe Idee geradehin zerſtören, und den Menſchen im Streben nach Tugend irre machen, weil er doch vom Zufall, Schickſal oder von einer deſpotiſchen Willkühr die Harmonie der Tugend und Glückſeligkeit nicht erwarten kann.

89.

Der Beſchluß Gottes, die Guten zu belohnen, und die Böſen zu beſtrafen, wird unmittelbar nach dem Tode vollſtreckt.

Durch den Tod wird die Seele von dem Leibe getrennt, und der ganze Organismus, der den Menſchen ausmacht, zerſtört. Sterben iſt die einzige Regel, die keine Ausnahme leidet: „Es iſt des Menſchen Loos, einmal zu ſterben.“ *) — Die nächſte Urſache des Todes liegt freilich in der Maſchine

*) Heb. 9, 27.

unſeres Körpers, die ſich abnützt, und allmählig auflöſt; dazu kommen Krankheiten aller Art, welche die Auflöſung beſchleunigen. Aber man kann immer wieder fragen, warum iſt denn der Körper nicht ſo beſchaffen, daß er der Auflöſung widerſteht? Der Tod, wie wir ihn aus Erfahrung kennen, iſt ein Uebel; warum hat Gott den Menſchen nicht ganz glücklich gemacht? Da lehrt uns die heilige Schrift, daß Gott den Menſchen wirklich unſterblich auch dem Leibe nach geſchaffen hat, und der Tod nur eine Wirkung der Sünde iſt, die derſelbe hätte vermeiden können und ſollen. Was es mit dieſer Unſterblichkeit des Leibes für eine Bewandtniß hatte, iſt anderswo ſchon geſagt worden. Die entfernte Urſache des Todes iſt alſo die Sünde der Stammeltern: „Wie durch einen Menſchen die Sünde in die Welt gekommen iſt, und durch die Sünde der Tod; ſo iſt der Tod auf alle Menſchen übergegangen, weil alle in ihm geſündiget haben.“ *)

Ueber die Nothwendigkeit zu ſterben, haben die Menſchen von jeher ſich zu tröſten geſucht; abermals ein Beweis, daß der Tod ein Uebel iſt. Die Troſtgründe ſind indeß ſehr verſchieden; der Eine befreit ſich von der läſtigen Furcht des Todes mit Einem Male dadurch, daß er ſich ſelbſt das Leben nimmt, ein Anderer wirft ſich der ſinnlichen Luſt in die Arme, und meynt, wenn er den Becher derſelben bis auf die Hefe ausgetrunken hat, könne er wohl vom Schauplatz abtreten; ein Dritter tröſtet ſich damit, daß ſein Name in der Geſchichte fortlebt; ein Vierter bewaffnet ſich mit philoſophiſchen Spitzfindigkeiten. — Alles dieſes gewährt indeß keinen wahren Troſt im Tode; der Selbſtmörder muß bei einigem Nachdenken ſich ſelbſt geſtehen, daß er in einem andern Leben zu einer um ſo größern Qual erwachen werde; der Sünder wird, wenn er aus ſeinem Rauſche erwacht, von dem Gedanken an den Tod beunruhiget, je näher er demſelben gekommen iſt; der Ruhm iſt eitel, und nützt wenigſtens dem Todten nichts; philoſophiſche Spitzfindigkeiten laſſen ſich wohl angenehm leſen, können aber, wenn es Ernſt wird, der Furcht

*) Röm. 5, 12.

vor dem Tode nicht das Gleichgewicht halten. Allein das Chriſtenthum biethet alles dar, was die wahre Philoſophie an Troſtgründen Solides hat, und ſtellt noch neue auf, die keine Philoſophie zu geben im Stande iſt. Der dem Chriſtenthume eigenthümliche Troſtgrund iſt nach Paulus die Hoffnung, daß jene, welche in Jeſu entſchlafen ſind, mit ihm zur Auferſtehung gelangen. (1 Theſſ. 4, 12 f. f.)

90.

Der Leib des Menſchen wird nach dem Tode wieder zur Erde, aus der er urſprünglich genommen war, und dient andern Körpern zur Nahrung. Die Seele aber iſt unſterblich. Wir haben ſchon anderswo gezeigt, daß die Patriarchen an die Unſterblichkeit der Seele geglaubt haben. Darauf aber wurden ſie nicht durch ihre Vernunft geführt; denn die Vernunft kann nicht ſagen, was Gott beſchloſſen hat, oder was er thun muß. Wenn ſich aber die Unſterblichkeit der Seele aus Vernunftgründen beweiſen ließe, ſo dürfen wir den Patriarchen nicht ſo viel wiſſenſchaftliche Bildung zutrauen, als ein ſolcher Beweis fodert. Der Glaube an Unſterblichkeit beruht auf Offenbarung, und hat ſich durch Ueberlieferung fortgepflanzt. Deßwegen findet man den Glauben an Unſterblichkeit bloß bei ſolchen Völkern, welche jene Ueberlieferung bewahrt haben. Von den bewunderten Philoſophen Griechenlandes glaubten nur wenige an Unſterblichkeit; ſelbſt Sokrates brachte es kaum über eine Ahnung hinaus. Die Hebräer haben jenen Glauben von ihren Stammvätern erhalten, und denſelben nie allgemein verläugnet; die Sekte der Sadduzäer, welche die Unſterblichkeit unter den Hebräern läugneten, iſt erſt ſpäteren Urſprunges, und gerade durch den herrſchenden Glauben an Unſterblichkeit hervorgerufen worden; denn wäre dieſe bis dahin unbekannt geweſen, ſo hätte es nicht auffallen können, daß die Sadduzäer ſie bekämpfen, oder vielmehr es war kein Grund da, ſie zu bekämpfen. Daß Chriſtus die Unſterblichkeit der Seele gelehrt hat, bedarf keines Beweiſes; dieſes räumen ſelbſt jene ein, die in ihm nur

den Weiſen erkennen, und rechnen es ihm zum großen Verdienſt an, daß er dieſe Lehre in das rechte Licht geſetzt hat.

91.

Unmittelbar nach dem Tode muß der Menſch ſeine Handlungen vor einem göttlichen Gerichte vertreten, und erhält ein ihrem Werthe oder Unwerthe entſprechendes Loos zugetheilt; man nennt dieſes ein beſonderes Gericht: auf den Tod folgt das Gericht.“ *) Die Seelen der Guten werden ohne Aufſchub zur Seligkeit zugelaſſen: „Im Hauſe meines Vaters ſind viele Wohnungen; wäre dem nicht ſo, ſo hätte ich es euch geſagt. Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten. Und wenn ich hingegangen bin, und euch eine Stätte bereitet habe, ſo werde ich wiederkommen, und euch zu mir nehmen, damit ihr auch ſeyd, wo ich bin.“ **) Die Böſen erleiden unmittelbar die Strafe der Hölle: „Es ſtarb auch der Reiche, und wurde in die Hölle begraben.“ ***) Unſer zukünftiger Zuſtand muß mit dem gegenwärtigen zuſammenhängen. Durch einen Zwiſchenraum würde die Belohnung der Tugend und die Beſtrafung des Laſters verzögert werden; beides aber iſt mit der ewigen Wirkſamkeit der göttlichen Gerechtigkeit nicht vereinbar. Auch würde ein Zwiſchenraum zwiſchen dieſen beiden Wirkungskreiſen die moraliſche Kraft des Menſchen ſchwächen, und ein Verlurſt für ſeine ganze Beſtimmung ſeyn. Der Chiliasmus oder die Meinung, daß ſowohl die Belohnung der Guten, als die Beſtrafung der Böſen einen Aufſchub leide, und jene mit Chriſtus tauſend Jahre auf dieſer Erde regieren werden, hat weder in den heiligen Schriften, noch in der Vernunft einen Grund. —

92.

Unter den Menſchen, die aus dieſer Welt gehen, ſind auch ſolche, die für die Hölle zu gut; für den Himmel aber

*) Heb. 9, 17.
**) Joh. 14, 2 f. f.
***) Luc. 16, 22.

zu ſchlecht ſind, d. h. Leute, die mit geringeren Sünden aus dieſem Leben ſcheiden, oder die rückſtändige zeitliche Strafe für ſchwerere Vergehen nicht vollſtändig abgetragen haben. Dieſen weiſt der katholiſche Glaube einen Mittel- oder Reinigungsort an, aus dem ſie ſeiner Zeit erlöſt werden.

Alles kömmt hier auf die Frage an, ob es Sünden giebt, die in der andern Welt nachgelaſſen werden. Aus Matth. 12, 32 zu ſchließen, giebt es ſolche. Es liegt dieſes auch ſchon in der Natur der Sache; denn nicht alle Sünden ſind gleich groß, folglich auch nicht gleich ſtrafbar. Menſchen nun, die mit kleinern Fehlern aus dieſer Welt gehen, kann man nicht den entſchieden Laſterhaften gleich ſtellen. Eben ſo wenig kann man große Sünder, die bereits angefangen haben, Buſſe zu thun, aber von dem Tode überraſcht wurden, ehe ſie damit zu Ende waren, gleiches Schickſal mit jenen zutheilen, die in der Sünde vorſätzlich verharren. Es muß alſo einen Mittelzuſtand zwiſchen jenem der Seligen und jenem der Verdammten geben, der mit Recht ein Zuſtand der Reinigung heißt; hier geſchieht, was der Apoſtel Paulus ſagt: „Einen andern Grund kann Niemand legen, als der gelegt iſt, und der iſt Jeſus Chriſtus. Wenn aber jemand auf dieſen Grund bauet, ſey es Gold, Silber, Edelſteine, Holz, Heu, Stoppeln; ſo wird eines jeden Werk offenbar werden; denn der Tag des Herrn wird es an's Licht bringen; im Feuer wird es offenbar werden; das Feuer wird es erproben, wie das Werk eines jeden beſchaffen iſt. Bleibt das Werk, das jemand darauf gebaut hat, ſo wird er Lohn empfangen. Verbrennt aber ſein Werk, ſo wird er deſſen verlurſtig ſeyn; er aber wird gerettet werden, doch nicht anders, als durch das Feuer.“ *) — Der Reinigungsort war auch von jeher Gegenſtand des katholiſchen Glaubens; Zeuge deſſen iſt auſſer vielen andern Kirchenvätern Origenes, der in einer ſeiner Homilien ſagt: „Von jenen Sünden, die nach dieſem Leben mit uns hinübergehen, ſind einige von der Art,

*) 1 Cor. 3, 11.

daß ſie eine Reinigung zulaſſen nach dem Urtheil jenes hohen Prieſters, dem das Verborgene nicht entgehen kann, und der mit den Seelen verfahren wird, je nach dem er ſieht, daß der Ausſatz an denſelben heil = oder nicht heilbar iſt.“ Der Sitte, für die Verſtorbenen zu bethen, die in der katholiſchen Kirche allgemein herrſchend iſt, liegt offenbar der Glaube an einen Reinigungsort zu Grunde; denn die Seligen im Himmel bedürfen des Gebethes nicht: den Verdammten aber nützt es nichts; gäbe es alſo keinen Mittelzuſtand, ſo wäre jenes Gebeth ganz zwecklos. Wer aber die Kirche gelehrt hat, für die Verſtorbenen zu bethen, werden wir weiter unten zeigen.

93.

Die Glückſeligkeit der Frommen überſteigt alle menſchlichen Begriffe: „Kein Aug hat es geſehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menſchen Herz iſt es gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.“ *) Was wir davon wiſſen können, lauft auf Folgendes hinaus: Die Seligen werden frei ſeyn von allen Mühſeligkeiten: „Sie werden nicht mehr hungern und dürſten; es wird nicht mehr auf ſie fallen die Sonne, noch irgend eine Hitze. Gott wird alle Thränen abwiſchen von ihren Augen.“ **) „Selig ſind die Todten, die im Herrn ſterben . . . ſie ruhen von ihren Mühſeligkeiten, und ihre Werke folgen ihnen nach.“ ***) Was uns hier belaſtet, iſt der gebrechliche Körper mit ſeinen Bedürfniſſen, die ſinnlichen Triebe, die Bösartigkeit der Menſchen, allerlei Unglücksfälle. — Legen wir alſo den Körper ab, und werden in einen andern Zuſtand verſetzt, ſo fallen alle jene Mühſeligkeiten weg. Auſſer dem werden die Seligen Gott anſchauen: „Jetzt ſchauen wir durch einen Spiegel in einem dunkeln Bilde; einſt aber von Angeſicht zu Angeſicht.“ ****) Dieſes iſt die Summe und der Inbegriff der

*) 1 Cor. 2, 9.
**) Apoc. 7, 16.
***) Apoc. 14, 13.
****) 1 Cor. 13, 12.

Glückſeligkeit; denn es heißt ſo viel, als an der Herrlichkeit Gottes Theil nehmen. Uebrigens richtet ſich die Seligkeit nach der Größe der Verdienſte: „Ein jeder wird ſeinen Lohn nach ſeiner Arbeit empfangen.“ *)

Die Glückſeligkeit der Frommen dauert ewig: „Die Gerechten werden in das ewige Leben gehen.“ **) Sie heißt daher auch eine unverwelkliche Krone der Herrlichkeit, ein unvergängliches Erbe, ein nicht zu erſchöpfender Schatz u. ſ. f. Es gehört aber auch weſentlich zur Glückſeligkeit, daß ſie ewig iſt; denn wenn der Selige weiß, daß es mit ſeiner Seligkeit ein Ende nehmen wird, ſo läßt ihn das Vorherſehen eines ſo großen Verlurſtes nicht froh ſeyn. So viel ich weiß, iſt es auch noch Niemand eingefallen, die Ewigkeit der Seligkeit zu läugnen, oder auch nur zu bezweifeln.

94.

Die Verdammten werden zunächſt der Seligkeit verlurſtig: „Wiſſet ihr nicht, daß die Ungerechten das Reich Gottes nicht beſitzen werden?“ ***) Dazu kommen aber noch poſitive Strafen; worin dieſe beſtehen, wiſſen wir eigentlich nicht; denn die Ausdrücke der heiligen Schriften, die ſich darauf beziehen, ſind bildlich, und bezeichnen nicht ſo faſt die Beſchaffenheit, als die Größe dieſer Strafen; dergleichen ſind „Folterkammer, äuſſerſte Finſterniſſe, Wurm, der nie ſtirbt“; gewöhnlich aber bedienen ſich die heiligen Schriften des Ausdruckes „Feuer“. Es hat aber mit dieſem Feuer dieſelbe Bewandtniß, wie mit dem Zähnklappern, dem Wurm und den übrigen bildlichen Ausdrücken; es iſt das Symbol des empfindlichſten Schmerzes.

Was die Strafe der Verdammten ſehr erhöht iſt der Umſtand, daß auch ſie ewig dauern: „Dieſe (die Verdammten) werden in die ewige Strafe gehen.“ ****) Es iſt kein

*) 1 Cor. 3, 8.
**) Matth. 25, 46.
***) 1 Cor. 6, 9.
****) Matth. 25, 46.

Grund da, warum daſſelbe Wort **ewig** im nämlichen Contexte in zwei verſchiedenen Bedeutungen gewonnen werden ſoll. Zu dem beruht ja die Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafe nicht auf dem Wörtchen **ewig** allein; es kommen dazu noch andere Ausdrücke, die nur Eine Deutung zulaſſen, als: Ihr Wurm ſtirbt nicht; ihr Feuer erliſcht nicht; ſie werden gepeiniget Tag und Nacht von Ewigkeit zu Ewigkeit u. ſ. f.

Man wendet freilich ein, daß die Ewigkeit der Höllenſtrafen im Widerſpruche ſtehe mit der Güte, Weisheit und Gerechtigkeit Gottes; und alſo ſchon von vorneherein als vernunftwidrig verworfen werden müſſe. Allein dieſes iſt ſo ausgemacht nicht; es kömmt alles darauf an, ob die Rechnung mit dieſem Leben geſchloſſen wird, oder ob jenſeits des Grabes noch ein Fortſchreiten ſtatt findet; findet ein Fortſchreiten ſtatt, dann haben freilich auch die Verdammten und ſelbſt die Teufel Hoffnung, ſelig zu werden. Allein es läßt ſich nicht erweiſen, daß der Menſch continuirlich fortſchreite, ſelbſt über die Gränzen dieſes Lebens hinaus, die Anlagen und Kräfte desſelben ſind endlich; alſo muß ſeine Bildung ſchon darum eine Gränze haben; ſeine Natur wird im andern Leben vervollkommnet; aber darum keine andere, und wenn der Menſch iſt, was er vermöge ſeiner Anlagen und Kräften ſeyn kann, iſt er glücklich genug, und hat kein Bedürfniß, weiter fortzuſchreiten. Die Rechnung iſt alſo mit dieſem Leben geſchloſſen, und es gilt in der andern Welt, das Syſtem des **Dualismus**, weil der Menſch entweder gut oder böſe aus dieſer Welt geht. Die Strafe iſt nur eine nothwendige Folge der Sünde, und dauert ſo lange, als die böſe Geſinnung dauert, aus der die Sünde entſprungen iſt. Die Strafe der Verdammten könnte alſo nur dann ein Ende nehmen, wenn dieſe die böſe Geſinnung ablegten, d. h. ſich beſſerten. Nun iſt zwar Sinnesänderung jenſeits nicht ſchlechterdings unmöglich; aber ſie wird nicht erfolgen; denn aus ſich ſelbſt werden jene Menſchen ſich eben ſo wenig beſſern, als ſie dieſes hienieden gethan haben; es könnte dieſes nur durch ein Wunder

geſchehen; daß aber Gott zu Gunſten eines Menſchen, der in dieſem Leben alle Mittel und Anläſſe zur Beſſerung verſäumt hat, ein Wunder wirken werde, läßt ſich nicht erwarten. Die Unbußfertigkeit geht zwar aus der Lage hervor, in welche die Verdammten verſetzt ſind; es wirft aber keinen Schatten auf Gott, weil die Verdammten durch ihre Schuld in dieſer Lage ſind. Dauert aber die böſe Geſinnung ewig fort, ſo muß auch das Mißfallen Gottes, und die Wirkung desſelben, die Strafe ewig dauern; Gott verhält ſich in dieſem Falle, wie es ſeine Heiligkeit und Gerechtigkeit fodern; Strafen aber, welche die Heiligkeit fodert, und die Gerechtigkeit verhängt, vertragen ſich auch mit der Weisheit und Güte. Es giebt bekanntlich Menſchen in dieſer Welt, die ſich nie beſſern, wenn ſie auch noch ſo lange leben, geſetzt auch, daß es jenſeits noch Zeit, ſich zu beſſern, wer ſteht dafür, daß dieſe Leute ſich auch wirklich beſſern? Beſſern ſie ſich aber nicht, wie kann je die Rechnung geſchloſſen, und der Schöpfungszweck erreicht werden? Der plauſible Einwurf, daß die chriſtliche Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafe den Widerſpruch in ſich trage, zerfällt in nichts, ſobald man den Grund der ewigen Verdammniß nicht in Gott, ſondern in dem Menſchen ſelbſt ſucht. —

95.

Ueber den Zuſtand derjenigen, die ſich im Reinigungsort befinden, ſagt die Offenbarung nichts Näheres. Daraus müſſen wir ſchließen, daß ſich ihr Zuſtand von jenem der Verdammten bloß dadurch unterſcheidet, daß die Strafen derſelben früher oder ſpäter ein Ende nehmen. Will man die allmählige Läuterung der Seelen im Reinigungsorte ein Fortſchreiten jenſeits des Grabes nennen, ſo wollen wir darüber nicht ſtreiten; nur darf man nicht unbemerkt laſſen, daß dieſes kein continuirliches Fortſchreiten iſt, und daß diejenigen, die auf dieſe Weiſe fortſchreiten, im Grunde nur hereinbringen, was ſie in dieſem Leben verſäumt haben.

96.

Da alles, was Gott geſchaffen hat, ein Ganzes ausmacht, deſſen Theile unter ſich auf das Engſte zuſammenhängen, ſo iſt es einleuchtend, daß nicht nur die moraliſche Welt mit der phyſiſchen in Verbindung ſteht, ſondern daß auch in der moraliſchen Welt, als dem vornehmern Theil des Univerſums ein ſolches Wechſelverhältniß ſtatt findet, das durch den Tod nicht aufgehoben wird. Dieſes Wechſelverhältniß in der moraliſchen Welt gründet ſich auf die Liebe, die nie aufhört (1 Cor. 13, 8.) und heißt in der Kirchenſprache Gemeinſchaft der Heiligen.

Schon die heiligen Schriften alten Bundes lehren nicht nur von erſchaffenen Geiſtern jeder Gattung und jeden Ranges eine nähere Verbindung mit den Erdbewohnern, ſondern ſelbſt auch die Gottheit ſetzen ſie in nähere Verbindung mit dem Menſchengeſchlechte, daß man alſo da ſchon die Einigkeit des ganzen Geiſterreiches documentirt findet. Nun erſchien Chriſtus, der Stifter des neuen Bundes, und mit ihm wird alles lichte Wahrheit, was bis dahin die Menſchen von ihrer näheren Verbindung mit dem geſammten Geiſterreiche, und ſelbſt mit der Gottheit wähnten, ahnten, glaubten und erfahren haben wollten. Mit ihm und durch ihn bildet ſich eine Gemeinſchaft der Heiligen, ſelbſt um das Allerheiligſte, um die Gottheit als den Mittel- und Einigungspunkt herum — fühlbar jedem, der dazu gehört, und ſichtbar der ganzen Welt, wenn ſie aufmerkſam die Augen dahin wenden wollte. —

Zur Gemeinſchaft der Heiligen gehört, wer immer der Liebe fähig iſt; alſo die lebenden Chriſten auf Erden, und die verſtorbenen, ſie mögen nun ſchon im Himmel, oder noch in der Reinigung begriffen ſeyn; alle dieſe machen Eine Kirche aus; die Chriſten auf Erden bilden die ſtreitende, die Seligen im Himmel die triumphirende, und die im Reinigungsort befindlichen die leidende Kirche.

97.

Die Gemeinſchaft der triumphirenden mit der ſtreitenden Kirche beſteht darin, daß die Seligen im Himmel Theil an den Schickſalen der auf Erde Lebenden nehmen; nach den heiligen Schriften bethen ſie für uns: „Jeremias, der Prophet Gottes, bethet viel für das Volk, und für die heilige Stadt.“ *) Geſelligkeit, Freundſchaft, wirkſame Theilnahme ſind beinahe der Hauptzweck, worauf die Humanität angelegt iſt; dieſe ſchönſte Blüthe des menſchlichen Lebens muß nothwendig dort zu der erquickenden Geſtalt gelangen, nach der in allen Verbindungen dieſer Erde unſer Herz vergebens dürſtet. Unſere Brüder der höheren Stufe lieben uns daher gewiß mehr, als wir ſie ſuchen und lieben können; denn ſie überſehen unſern Zuſtand klarer; der Augenblick der Zeit iſt ihnen vorüber; alle Disharmonien ſind aufgelöſt, und ſie erziehen an uns unſichtbar ihres Glückes Theilnehmer. Dieſes war wenigſtens immer der Glaube der katholiſchen Chriſten; Origines ſagt: „Nicht der hohe Prieſter allein bethet mit denen, die recht bethen, ſondern auch die Engel, wie auch die Seelen der Heiligen, die geſtorben ſind.“ **) Hieronymus: „Wenn die Apoſtel und Martyrer noch bei Lebzeiten, alſo da, wo ſie noch für ſich ſelbſt beſorgt ſeyn müſſen, für die übrigen bethen können; um wie viel mehr werden ſie das können nach ihren Triumphen? Oder werden ſie weniger vermögen, nachdem ſie angefangen haben, bei Chriſtus zu ſeyn?“ ***) Uebrigens bleibt Gott immer die Quelle und der Geber alles Guten; die Heiligen ſind nur Mitbether.

98.

Die Lebenden auf Erde ſollen hinwider die Heiligen anrufen; es iſt dieſes gut und nützlich, wie der Kirchenrath

*) 2 Machab. 15, 14.
**) De orat. c. 11.
***) Advers. Vigilant.

von Trident ſagt. Das Gebeth des Gerechten vermag nämlich viel, Jac. 5, 16; um ſo mehr, wenn der Gerechte bereits im Beſitze der Seligkeit iſt. Es geſchieht häufig, daß man fromme Menſchen ſchon in dieſem Leben um ihre Fürbitte anfleht; von dieſer Anrufung iſt aber jene der Heiligen nicht verſchieden, und kann darum nicht mit Grund getadelt werden. Eine ſolche Anrufung könnte ſelbſt in dem Falle, daß die Fürbitte der Heiligen keinen Nutzen hätte, Gott nicht mißfallen, weil derſelben der Glaube zu Grund liegt, daß die Heiligen leben, und die Liebe, von der wir glauben, daß ſie uns mit ihnen verbinde. Männer, wie Origines, Baſilius, Cyprian, Chryſoſtomus u. ſ. f. haben in der Anrufung der Heiligen nichts Unchriſtliches gefunden. Es iſt indeß bloß geſagt, daß man die Heiligen anrufen dürfe; wer es alſo nicht thut, hört darum nicht auf, ein katholiſcher Chriſt zu ſeyn, was ſich diejenigen wohl merken ſollten, die es den Katholiken noch immer zum Vorwurfe machen, daß ſie die Heiligen anrufen.

In jedem Falle aber müſſen die Lebenden die Heiligen verehren; Achtung iſt ein Tribut, den wir dem Verdienſte nicht verweigern können; wir können höchſtens äuſſerlich damit zurückhalten, aber nie hindern, daß wir ſie innerlich nicht empfinden. Die Verehrung der Heiligen iſt aber nach dem katholiſchen Lehrbegriffe nichts anders, als Achtung gegen dieſelben, d. h. gegen ihre Verdienſte. Von der Heiligenverehrung in dieſem Sinne kommen ſchon Beiſpiele in der erſten Kirche vor. In dem Schreiben, durch welches die Kirche von Smyrna den Tod des heiligen Polykarp bekannt macht, heißt es unter Andern: „Wir lieben billig die Martyrer als Jünger und Nachahmer des Herrn um ihrer edeln Geſinnung willen.“ Nach dem Zeugniß des Juſtinus erwieſen die Chriſten denen, die Chriſtus nachfolgten, und ſich nach ihm bildeten, Ehre mit Wort und That. Cyrillus von Alexandrien ſagt: „Wir ſagen nicht, daß die heiligen Martyrer Götter ſind; auch pflegen wir ſie nicht anzubethen, wie Gott; ſondern nur ihnen Liebe und Achtung zu erweiſen.

Es liegt darin nichts Ungereimtes; ja es iſt nothwendig, Männer, die ſich durch ſo herrliche Thaten ausgezeichnet haben, auf alle Weiſe zu ehren.“ *) Auguſtin: „Wir ehren die Martyrer durch Liebe und Theilnahme, gerade wie heilige Gottesmenſchen auch in dieſer Welt geehrt werden.“ **)

99.

Der Katholik verehrt nicht bloß die Heiligen, ſondern auch ihre Reliquien, d. h. alles, was von den Heiligen auf Erden übrig iſt, und denſelben lebend oder todt zugehört hat, z. B. Gebeine, Aſche, Kleider u. ſ. f. Es liegt dieſes in der Natur der Sache; denn wenn wir jemand achten, ſo erſtreckt ſich unſere Achtung auch auf alles, was dieſem einſt gehört hat. Die Verehrung der Reliquien wird wenigſtens in unſern Tagen Niemand mehr im Ernſte beſtreiten wollen, da man mit einem unglaublichen Eifer die Reſte der Vorzeit aufſucht, und wenn man ſolche findet, ſie als den koſtbarſten Schatz bewahrt; welche Ehren hat man in den neueſten Zeiten nicht dem Hut Napoleons erwieſen? Was man indeß gegen die Verehrung der Reliquien ſagen mag, ſo iſt ſo viel gewiß, daß dieſelbe uralt iſt. Die Chriſten, welche bei dem Martyrtod des heiligen Ignatius zugegen waren, ſammelten die Knochen, welche der Löwe übrig gelaſſen hatte, und ſendeten ſie nach Antiochia, wo ſie als ein Schatz aufbewahrt wurden. Eben ſo ſammelten ſie auch die Gebeine des heiligen Polykarp, und achteten ſie höher, als Edelſteine und Gold. Euſebius bezeugt, daß die Chriſten in Jeruſalem den Stuhl, auf welchem der heilige Jakobus geſeſſen iſt, in hohen Ehren gehalten haben.

100.

Jetzt auch ein Wort über die Bilder der Heiligen. Bilder dienen dazu, das Andenken an gewiſſe Perſonen und

*) Lib. IV. contra Julian.

**) Lib. XX. contra Faustum c. 21.

Begebenheiten zu erhalten. So oft man ſie anblickt, wird man nach dem pſychologiſchen Geſetze der Ideenaſſoziation an das ähnliche Urbild erinnert. In dieſer Abſicht pflegen wir Abbildungen der abweſenden oder verſtorbenen Perſonen, die uns ſchätzbar und von vergangenen Ereigniſſen, die für uns merkwürdig ſind, aufzubehalten. Dergleichen Abbildungen halten wir auch in Beziehung auf das Urbild in beſonderen Ehren. Man ſetzt Bilder von Menſchen, die nicht gerade Heilige ſind, jedoch irgend ein Recht auf Erkenntlichkeit haben, der öffentlichen Verehrung aus; um wie vielmehr die Bilder Chriſti und der Heiligen, die eine ſo ausgezeichnet wohlthätige Oeffentlichkeit gehabt haben? Nur darf man bei den Bildern nicht ſtehen bleiben, wie etwa bei Götzenbildern, oder als ſteckte in denſelben eine zauberiſche Kraft; ſondern muß jedesmal auf das Urbild zurückgehen. So lange die Verfolgungen dauerten, konnten die Chriſten freilich keine Bilder haben; aber im vierten Jahrhundert muß es ſchon ſolche gegeben haben; denn die Kirchenväter ſprechen ſchon von dem Nutzen derſelben; ſo ſagt Gregor von Nyſſa: „Das Gemälde an der Wand iſt, wenn es gleich ſchweigt, faſt immer beredt, und von großem Nutzen.“ *) Der Kirchenrath von Trident hat in Betreff der Bilder ſo beſtimmt und lehrreich geſprochen, daß über dieſen Gegenſtand von Leuten, welche Wahrheit und Gerechtigkeit lieben, kein Wort mehr verloren werden darf. —

101.

Den Verſtorbenen, die noch in dem Reinigungsort zurückgehalten werden, können die noch Lebenden nützen durch ihr Gebeth, wohin auch das Meßopfer und überhaupt alle guten Werke gehören: „Es iſt ein heiliger und heilſamer Gedanke, für die Verſtorbenen zu bethen, daß ſie von ihren Sünden los werden.“ **) Hatten ſchon nicht alle Juden dieſen Glauben, ſo darf man doch annehmen, daß der beſſere Theil

*) Orat. in Theodor. M.

**) 2 Machab. 12, 46.

der jüdiſchen Nation keinen andern Glauben hatte, als Judas und ſeine Krieger. Wenden wir uns zur chriſtlichen Kirche, ſo finden wir, daß man in derſelben für die Verſtorbenen ohne Ausnahme gebethet hat. Schon bei Tertullian leſen wir, daß die Chriſten an einem Tage im Jahre Opfer für die Verſtorbenen brachten. *) Cyrillus von Jeruſalem ſagt: „Wir bethen für alle, die unter uns geſtorben ſind, und glauben, daß jene Seelen eine bedeutende Hilfe erhalten, für welche jenes heilige und furchtbare Opfer, das auf dem Altare liegt, dargebracht wird.“ **) Nach Chryſoſtomus waren es die Apoſtel ſelbſt, die das Geſetz gemacht haben, daß man in den ehrwürdigen und erhabenen Geheimniſſen derjenigen gedenke, die geſtorben ſind. ***) Dieſe Sitte, für die Verſtorbenen zu bethen, iſt nichts anderes, als der auf ein natürliches Gefühl gegründete, ſowohl cultivirten, als rohern Völkern älterer und neuerer Zeit gemeinſchaftliche, durch das Chriſtenthum berichtigte und befeſtigte Glaube, daß die Abgeſchiedenen jenſeits des Grabes fortdauern, auch dort ihre Bedürfniſſe haben, und Dienſte von uns erwarten. Wenn Gott das Gebeth für andere überhaupt erhört, ſo muß auch den Verſtorbenen durch das Gebeth, und was ſonſt noch ihre Mitmenſchen für ſie thun, geholfen werden, weil ja die Liebe über das Grab hinüberreicht. —

102.

Nach der wiederholten Verſicherung Chriſti wird einmal ein Tag kommen, welcher der allerletzte, und eben darum der jüngſte ſeyn wird, weil kein jüngerer mehr nachkommt: „Ich werde ihn am jüngſten Tage auferwecken; mein Bruder wird am jüngſten Tage auferſtehen“ u. ſ. f. Nichts iſt gewiſſer, als daß einmal ein Tag kommen wird, welcher der jüngſte oder letzte iſt; wann aber, iſt unbekannt; Chriſtus beobachtete darüber das ſtrengſte Stillſchweigen. Es verhält ſich

*) De corona militis c. 38.

**) Catech. mystagog. V.

***) Homil. III. in Philip.

alſo mit dem Ende des Menſchengeſchlechts, wie mit dem Ende einzelner Menſchen; die Zeit iſt dort, wie da verborgen, und es iſt ein Glück, daß ſie verborgen iſt, denn gerade die Ungewißheit erhält die Menſchen wachſam, ohne ſie verzagt zu machen.

Aus Matth. 24, 14 zu ſchließen, wird jedoch der jüngſte Tag nicht eher kommen, als bis das Evangelium die Runde um die Welt gemacht hat; da ſagt Chriſtus: „Es wird dieſes Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt, allen Völkern zum Zeugniſſe, verkündiget werden; dann erſt wird das Ende kommen.“ Inzwiſchen werden ſich auch die Juden zu Chriſtus bekehren: „Blindheit iſt einem Theile Iſraels widerfahren, ſo lange, bis die Vollzahl der Heiden eingegangen ſeyn wird. Und dann wird ganz Iſrael ſelig werden.“ Endlich ſpricht Paulus auch noch von einem Abfalle, der vor dem jüngſten Tag kommen wird, 2 Theſſal. 2, 1 f. f. Hier beruhiget der Apoſtel die Theſſalonicenſer, die glaubten, der jüngſte Tag ſey ſchon vor der Thüre, und ſagt zugleich, woher der Abfall kommen wird, was uns jetzt freilich nicht mehr recht klar iſt. Wenn man will, ſo kann man die allgemeine Verbreitung des Chriſtenthumes, die Bekehrung der Juden, und das Erſcheinen des Antichriſt als Zeichen des nahenden jüngſten Tages anſehen.

103.

Am jüngſten Tage werden alle Todten auferſtehen, d. h. die nach dem Tode aufgelöſten Körper werden wieder hergeſtellt und mit ihren Seelen vereiniget. Man darf die Auferſtehung der Todten nicht verwechſeln mit der Palingeneſie; wie ſie in der Natur vor ſich geht; dieſe iſt auch den Pflanzen und Thieren gemein, und geht ohne Unterlaß vor ſich; die Auferſtehung der Todten hingegen iſt noch nicht bewirkt, und nur dem Menſchengeſchlechte eigen; bei jener hat der Geiſt keinen Antheil; die Theilchen, in tauſend Körper zerſtreut, ſind ohne Gefühl; bei dieſer wird das Bewußtſeyn des vorigen Lebens wieder hergeſtellt; bei jener verliehrt die

Sache mit der Geſtalt auch den Namen; bei dieſer kommen Sache und Benennung wieder. —

Die Auferſtehung der Todten wird in jedem Falle durch die Allmacht Gottes bewirkt, und da dürfte man an der Möglichkeit nicht wohl zweifeln; es iſt wahrlich nicht ſchwerer, die Körper wieder herzuſtellen, nachdem ſie aufgelöſt ſind, als ſie hervorbringen, da ſie nicht waren. Man darf indeß nicht glauben, daß alles zur Weſenheit eines Körpers gehöre, was einmal damit vereiniget war; vielmehr wird unſer Körper ohne Unterlaß durchſtrömt, und bekömmt und verliehrt Theile. Man darf annehmen, daß in jedem Körper ein gewiſſer Urſtoff ſey, der ſich unter allen Veränderungen erhält, und ſo wie er einem jeden durch die Geburt zu Theil wird, immer fortbeſteht, ohne durch die Nahrung vergrößert, oder durch die Ausdünſtung vermindert zu werden. Nur dieſer Urſtoff, nicht aber, was im Laufe der Zeit zu = und abgegangen iſt, kömmt bei der Auferſtehung der Todten in Anſchlag.

Selbſt ein beſonderer Grund läßt ſich denken, warum Gott den letzten Gerichtstag durch eine ſolche feierliche Scene zu verherrlichen beſchloſſen haben mag. Wenn es an ſich ſchon ein äuſſerſt intereſſantes Schauſpiel iſt, das Menſchengeſchlecht, wie es von jeher war, in allen ſeinen Individuen da vor ſeinem Richter verſammelt zu ſehen, ſo muß es noch viel intereſſanter ſeyn, wenn man zugleich zum Vorſpiele eine neue, ſichtbare Schöpfung desſelben, oder eine plötzliche Entwickelung des alten Menſchenkörperſtoffes zu neuen Körpern vor ſich gehen ſieht. Es iſt der Tag, an dem Chriſtus vor der ganzen Schöpfung verherrlichet werden ſoll. Er kann alſo nicht feierlich genug ſeyn, und nichts möchte wohl zur Feier desſelben ſo paſſen, als wenn Chriſtus in dem Augenblicke, da er die moraliſche Welt ſchließt, noch einmal eine phyſiſche Schöpfung an eben dieſen moraliſchen Weſen vornimmt, die eben ſo ewig dauert, als die moraliſche Schöpfung. — Aber ſelbſt in Rückſicht der Menſchen iſt eine ſolche neue Schöpfung recht paſſend. Sie müſſen die Würde ihrer Natur fühlen, die einen zur Erhöhung ihrer Seligkeit, die anderen

zur Schärfung ihrer Strafe, weil ſelbſt ihre Körper allein gleichſam aus dem Schutte der in Trümmer gehenden Erde herausgehoben werden, und für die ganze Ewigkeit Seligkeit oder Verdammniß mit den Seelen theilen, denen ſie angehört haben.

Die Auferſtehung der Todten iſt kein Philoſophem; ſondern eine poſitiv göttliche Lehre, wie die Unſterblichkeit der Seele, welche die Stammeltern des menſchlichen Geſchlechtes unmittelbar erhalten, und ihren Nachkommen überliefert haben. Aus den Zeugniſſen, die wir ſogleich anführen werden, geht hervor, daß die Lehre von der Auferſtehung der Todten ſchon lange unter den Hebräern verbreitet war, ehe Zoroaſter ſeine Reform unter den Perſern begann; man iſt alſo der Wahrheit gewiß näher, wenn man ſagt, daß Zoroaſter jene Lehre von den Hebräern, als daß dieſe ſie von Zoroaſter geborgt haben. Die Sache iſt auch zu abſtract, als daß die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft hätte darauf verfallen können.

Das älteſte Zeugniß von der Auferſtehung der Todten kömmt im Buche Hiob vor, und lautet ſo: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, und ich am jüngſten Tage aus der Erde erſtehen werde; da werde ich wieder mit meiner Haut bekleidet werden, und in meinem Fleiſche meinen Gott ſehen. Ich ſelbſt werde ihn ſehen, und meine Augen werden ihn ſchauen; kein anderer; dieſe Hoffnung trage ich in meinem Innern.“ *) Von dieſem Texte der Vulgata weicht der hebräiſche, wie wir ihn jetzt haben, etwas ab; aber es iſt nicht entſchieden, daß dieſer noch eben ſo unverdorben iſt, als jener war, den die alten Ueberſetzer vor Augen hatten, und es iſt wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich, daß der Text der Vulgata der richtige iſt, als das Gegentheil. Man kann die vorſtehende Stelle nicht von der Wiedergeneſung des Hiob verſtehen, ohne dieſen mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu ſetzen; denn nach 17, 1 hat Hiob die Hoffnung zur Wiedergeneſung längſt aufgegeben, und ſeinem gewiſſen Tod entgegen geſehen. Was alſo Hiob hier

*) Hiob 19, 25 f. f.

ſagt, iſt von der Auferſtehung der Todten zu verſtehen. Daß eine für die geſammte Menſchheit ſo wichtige Lehre, wie die Auferſtehung der Todten iſt, ſchon ſo frühe bekannt war, kann nur den befremden, der meynt, die Menſchen haben ſich ſelbſt auf den Weg der Sittlichkeit und Religion gebracht; iſt aber die moraliſche und religiöſe Kultur von Offenbarung ausgegangen, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſo wichtige Lehren, wie die von der Unſterblichkeit der Seele, und von der Auferſtehung der Todten ſchon ſo früh bekannt waren.

Das ganze hebräiſche Volk bekannte ſich zu dem Glauben an die Auferſtehung der Todten; wir können dieſes ſchon aus den Gleichniſſen abnehmen, deren ſich die Propheten Ezechiel 37, 1 f. f. und Daniel 12, 2 bedienen, um den Zuſtand des jüdiſchen Volkes zu ſchildern; denn man nimmt Gleichniſſe nur von ſolchen Dingen her, die wirklich ſind, oder deren Daſeyn doch allgemein geglaubt wird. Die folgenden Bekenntniſſe einiger Martyrer zur Zeit der Verfolgung des Antiochus ſetzen die Sache auſſer Zweifel: „Du, Ruchloſeſter, richteſt uns zwar in dieſem Leben zu Grunde; allein der König der Welt wird uns, die wir für ſeine Geſetze geſtorben ſind, in der Auferſtehung zum ewigen Leben erwecken. — Ich habe dieſe — meine Zunge und meine Hand — vom Himmel; aber um der Geſetze Gottes willen ſetze ich ſie hintan, weil ich hoffe, ſie von ihm wieder zu erhalten. — Diejenigen, die von Menſchen zum Tode beſtimmt worden ſind, ſollen nur mehr von Gott hoffen, der ſie wieder auferwecken wird.“ *) Chriſtus ſetzt die Lehre von der Auferſtehung als allgemein bekannt voraus, und macht nur gelegenheitlich eine Anwendung davon; er ſagt z. B. zu den Sadduzäern: „In der Auferſtehung nimmt und giebt man nicht zur Ehe, ſondern da werden ſie alle ſeyn, wie die Engel Gottes im Himmel. Was aber die Auferſtehung der Todten betrifft, habt ihr darüber nie geleſen, was euch von Gott geſagt wurde, der da ſpricht: „Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Iſaaks und der Gott Jakobs.“

*) 2 Machab. 7, 9 f. f.

Gott iſt aber nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen. *) Als in der Folge einige aus den Chriſten die Auferſtehung im moraliſchen Sinne nahmen, und behaupteten, dieſelbe ſey ſchon geſchehen, ſo nannte es Paulus ein heilloſes und leeres Geſchwätz, das der gute Chriſt meiden ſoll, 2 Tim. 2, 16 und um weiteren Mißdeutungen zu begegnen, nahm man die Auferſtehung der Todten unter die Artikel des chriſtlichen Symbolums auf. Von den Vätern haben Tertullian und Atheuagoras alles erſchöpft, was zu ihrer Zeit ſich davon ſagen ließ.

Uebrigens werden *alle* Menſchen, gute und böſe, zu gleicher Zeit, und zwar am jüngſten Tage auferſtehen: „Es kömmt die Stunde, da alle, die in den Gräbern ſind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, und es werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferſtehung des Lebens, die aber Böſes gethan haben, zur Auferſtehung des Gerichtes.“ **) Der Leib wird im Weſentlichen derſelbe, d. h. ein menſchlicher ſeyn, aber verklärt, und ſeinem Baue nach für den neuen Wohnplatz geeignet: „Verwesliches wird geſäet; Unverwesliches wird auferſtehen. Unanſehnliches wird geſäet; Herrliches wird auferſtehen. Gebrechliches wird geſäet; Kraftvolles wird auferſtehen. Ein ſinnlicher Leib wird geſäet; ein geiſtiger Leib wird auferſtehen.“ ***) — Man ſieht leicht, daß dieſes nur von den Leibern der *Frommen* gilt; die Leiber der *Böſen* werden zwar auch auferſtehen, aber nicht verklärt werden; wir leſen bloß, daß ſie mit Feuer geſalzen werden. Marc. 9, 48.

104.

Unmittelbar nach der Auferſtehung der Todten, wird ein zweites, und zwar *allgemeines Gericht* gehalten werden: „Wenn der Menſchenſohn in ſeiner Herrlichkeit kommen wird, und alle Engel mit ihm, dann wird er auf dem Throne ſeiner

*) Matth. 22, 30.
**) Joh. 5, 28.
***) 1 Cor. 15, 42.

Herrlichkeit ſitzen. Alle Völker werden vor ihm verſammelt werden, und er wird ſie von einander ſcheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken ſcheidet. Die Schafe wird er zu ſeiner Rechten, die Böcke aber zu ſeiner Linken ſtellen. Zu denen auf ſeiner Rechten wird dann der König ſprechen: Kommet, ihr Geſegneten meines Vaters, nehmet das Reich in Beſitz, welches euch ſeit Gründung der Welt bereitet iſt. — Dann wird er auch zu denen auf der Linken ſprechen: Weichet von mir, ihr Verfluchten! in das ewige Feuer, welches dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt.“ *) „Gott hat einen Tag feſtgeſetzt, an welchem er den Erdkreis nach Gerechtigkeit richten wird durch einen Mann, den er dazu beſtimmt, und allen glaubwürdig gemacht hat, indem er ihn von den Todten auferweckte.“ **) Dieſes zweite, allgemeine Gericht wird aber nicht der Menſchen wegen gehalten, die, wie wir gehört haben, unmittelbar nach dem Tode gerichtet werden; ſondern erſtlich wegen Chriſtus: „Der Vater richtet Niemand, ſondern hat alles Gericht dem Sohne übergeben, damit alle den Sohn ehren, wie ſie den Vater ehren.“ ***) Zweitens wegen Gott ſelbſt, damit nämlich ſeine Weisheit, Güte und Gerechtigkeit in der Regierung der Welt, die ſo oft verkannt werden, der ganzen Welt offenbar werden.

Fragen, wie dieſe: Welche Stimme ſo ſtark iſt, daß ſie von allen Menſchen gehört werden kann? Wo das Weltgericht gehalten werden, und wie lange dasſelbe dauern wird u. d. g. verdienen keine ernſthafte Antwort.

105.

Zuletzt erfolgt das Weltend; Chriſtus ſpricht öfters davon: „So wird es am Ende der Welt gehen; ich bin bei euch bis an das Ende der Welt u. ſ. f. „Es liegt ſchon in der Natur der Sache, daß dieſe Welt einmal ein Ende nimmt; denn alles, was Materie iſt, nützt ſich allmählig ab, und

*) Matth. 25, 31 f. f.

**) Apſtg. 17, 31.

***) Joh. 5, 22.

zerfällt in ſich. Iſt einmal das Menſchengeſchlecht hinübergegangen, ſo hat die Welt auch weiter keinen Zweck mehr. Aus der folgenden Stelle geht hervor, daß dieſe Welt durch Feuer zerſtört werden wird: „Vor allem ſollt ihr wiſſen, daß in den letzten Tagen verführeriſche Spötter kommen werden, die nach ihren eigenen Gelüſten wandeln; die da ſagen: Wo iſt nun ſeine Verheiſſung oder ſeine Wiederkunft? denn ſeitdem die Väter entſchlafen ſind, bleibt alles, wie es vom Anfange der Schöpfung war. Allein ſie, die dieſes behaupten, wiſſen nicht, daß der Himmel einſt auch war, und die Erde, die durch Gottes Wort aus Waſſer und durch Waſſer entſtand, und daß dennoch die damalige Welt durch die Waſſerfluth zu Grunde gieng. So wird nun der jetzige Himmel und die Erde durch dasſelbe Wort aufbewahrt und zum Feuer vorbehalten, auf den Tag des Gerichtes und des Verderbens der gottloſen Menſchen. Dieß Eine ſey euch unverhalten, ihr Lieben, daß Ein Tag bei dem Herrn wie tauſend Jahre, und tauſend Jahre wie Ein Tag ſind. Der Herr zögert nicht mit ſeiner Verheiſſung, wie es einige für Zögerung halten; ſondern er iſt nur langmüthig um euretwillen, und will nicht, daß jemand verloren gehe; ſondern daß jederman ſich zur Buſſe kehre. Es wird aber der Tag des Herrn kommen, wie ein Dieb. Da werden die Himmel mit großem Getöſe vergehen, die Elemente vor Hitze zerſchmelzen, und die Erde mit allen ihren Werken verbrannt werden." *) — Wie der Apoſtel zu dieſer Einſicht gekommen iſt, kann jederman leicht errathen; der Philoſophie hat er ſie ſchwerlich zu danken.

Eben dieſer Apoſtel ſagt auch, was nach dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe kommen wird: „Wir erwarten aber nach ſeiner Verheiſſung einen neuen Himmel und eine neue Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnt."

106.

Der katholiſchen Glaubenslehre hat ſich kein denkender Menſch zu ſchämen, und es iſt nichts mehr zu wünſchen, als

*) 2 Pet. 3, 3 f. f.

daß ſie die allgemeine Lehre nicht nur der europäiſchen, ſondern aller Völker der Erde werden möchte. Leider aber iſt dazu kein Anſchein vorhanden, wie man aus folgender Aeuſſerung erſieht: „Sollten die Lehren der katholiſchen Kirche wieder allgemeiner Glaube der europäiſchen Völker werden, ſo muß die Zeit wiederkehren, wo eine zwar phantaſiereiche, aber der erleuchtenden Wiſſenſchaft entbehrende Welt das eben untergegangene Heidenthum in chriſtlichen Geſtalten erneuerte, und alles aufnahm, ohne Zeugniß der Schrift und ohne Gründe der Vernunft, wie der Prieſter ſie lehrte. Eben die Phantaſie, welche einſt die heidniſchen Götter ſchuf, hat die Himmelskönigin Maria mit dem ganzen Chor der Heiligen zwiſchen Gott und die Heiligen geſtellt; kein Wort von ihrer ſchützenden Macht und der Kraft ihrer Fürbitte wird in den heiligen Schriften gefunden; die Frommen dieſer Zeit wollen nicht zu vergötterten Menſchen, ſondern zu dem allein bethen, der, ohne daß er vermittelnder Fürſprache bedürfte, allen nahe iſt, die ihn ſuchen. Chriſtus hat die Seinen bethen gelehrt: Vater unſer; aber nicht: Gegrüßt ſeyſt du Maria. Roher Aberglaube nur konnte die grobſinnliche Vorſtellung von dem Fegfeuer erſinnen und aufnehmen. Die Gläubigen dieſer Zeit glauben nur an das Fegfeuer des Gewiſſens, aus welchem weder Meſſe noch Fürbitte erlöſt. Die Lehre von dem Leibe Chriſti, welchen der die Meſſe leſende Prieſter durch die Brodverwandlung hervorbringt, und dann Gott opfert als ein unblutiges Opfer, hat in keinem Zeugniß der heiligen Schrift ihren Grund, ſondern iſt einzig und allein aus der, von der heidniſchen Welt auf die chriſtliche fortgepflanzte Vorſtellung von einer materielen Verbindung zwiſchen dem Himmliſchen und Irdiſchen, und von der Nothwendigkeit der Opfer hervorgegangen. Und dieſe Lehre ſoll wieder geltend werden auch bei Chriſten, welche, weil ſie die Schrift leſen und verſtehen, wiſſen, daß das Chriſtenthum allen Opferdienſt, den unblutigen, wie den blutigen verworfen, und an ſeine Stelle die Anbetung im Geiſte und in der Wahrheit geſetzt hat? Die Zeit, wo auch die chriſtliche Welt eine Mythologie ſich ſchuf,

und wie die Anbethung des Sichtbaren, ſo den Opferdienſt aus dem untergegangenen Heidenthume zurückrief, iſt längſt vorüber, und wird nie wieder zurückkehren. Man mag immer jene Vorſtellungen mit myſtiſchem Jargon verbrämen, ſie können ihren heidniſchen Urſprung nicht verläugnen.« *) —

Wir fragen jeden Unbefangenen, ob Eine von den vorſtehenden Lehren ohne Zeugniß der heiligen Schriften angenommen iſt; doch es iſt den Gläubigen dieſer Zeit nicht um die Zeugniſſe der heiligen Schriften zu thun; dieſes geht klar aus dem hervor, daß ſie dieſe Zeugniſſe bald annehmen, bald verwerfen, und den Inhalt der chriſtlichen Religion willkürlich auf etliche Vernunftwahrheiten zurückführen. Wenn es ſich um Chriſtenthum handelt, ſo muß man Chriſtus hören, und weil dieſer ſelbſt nichts geſchrieben hat, die Zeugniſſe ſeiner Jünger ohne Ausnahme gelten laſſen.

Eben ſo wenig kann man ſagen, daß die vorſtehenden Lehren ohne Gründe der Vernunft angenommen ſind; ſie beruhen auf einer glaubwürdigen Auctorität, und widerſprechen keiner unſerer Vernunftideen; mehr bedarf es nicht, um ſie annehmen zu können, daß ſie auch aus der Vernunft genommen ſeyen, iſt gerade nicht nothwendig, weil eine Offenbarung mehr, als bloſſe Vernunftwahrheiten enthalten kann. Es war alſo auch nicht Mangel an erleuchtender Wiſſenſchaft, daß die Welt die Lehren der katholiſchen Kirche annahm; ſie folgte hierin dem Geſetze der Vernunft, nach welchem man auch das als wahr erkennen und annehmen muß, was auf einer glaubwürdigen Auctorität beruht und an ſich nicht widerſprechend iſt, von dieſem Geſetze kann auch die jetzige Welt nicht abgehen, und es muß, ſo lange von Chriſtenthume die Rede iſt, bei den Lehren der katholiſchen Kirche bleiben. Was das Heidenthum betrifft, das durch dieſe Lehren erneuert worden ſeyn ſoll, ſo bemerken wir noch beſonders: Maria und die übrigen Heiligen haben einmal auf unſerer Erde gelebt, und ſind nun bei Gott ſelig; ſie ſind alſo keine eingebildete Weſen,

*) Proteſtantismus und Katholizismus aus dem Standpunkt der Politik betrachtet von Tzſchirner.

wie die Götter der Heiden. Wir bethen zu ihnen nicht als zu vergötterten Menſchen, oder als bedürfte Gott dieſer vermittelnden Fürſprache; ſondern verehren ſie als Selige, und rufen ſie an. In den heiligen Schriften wird wenigſtens ſo viel gefunden, daß ſie für uns bitten; damit iſt auch ſchon ihre ſchützende Macht, und die Kraft ihrer Fürbitte angedeutet; oder wozu Fürbitte, wenn ſie nichts nützt? Es iſt wahr; Chriſtus hat die Seinigen nicht bethen gelehrt: Gegrüßt ſeyſt du Maria u. ſ. f.; indeß ſind auch dieſe Worte bibliſch, und wenn es erlaubt, ja ſogar gut iſt, die heiligen Schriften zu leſen, ſo kann es nicht mit Grund getadelt werden, daß man die Worte derſelben auch gelegenheitlich herſagt. Die katholiſche Kirche lehrt nur, daß Maria einen vorzüglichen Platz unter den Seligen einnimmt, nicht aber, daß ſie Himmelskönigin iſt, und daß man ſie, wie die Heiligen überhaupt, anrufen dürfe, nicht müſſe. Wenn ſich auch in die Vorſtellung von dem Fegfeuer da und dort Aberglaube gemiſcht hat, ſo iſt man darum nicht berechtiget, das Fegfeuer ſelbſt für eine Ausgeburt des Aberglaubens zu halten. Die Gläubigen dieſer Zeit nennen ſelbſt das böſe Gewiſſen ein Fegfeuer; das böſe Gewiſſen begleitet aber den ungebeſſerten Menſchen auch in die Ewigkeit hinüber; wird es da weniger ein Fegfeuer ſeyn? Auch dieſes leuchtet ein, daß die Seligkeit derjenigen, die mit einem böſen Gewiſſen aus dieſer Welt gehen, zum wenigſten einen Aufſchub leide; der Schmerz über dieſen Aufſchub muß um ſo empfindlicher ſeyn, als die Menſchen auf ſich ſelbſt beſchränkt ſind. Man müßte alſo an ein Fegfeuer glauben, wenn die heiligen Schriften nichts davon ſagten. Nach dem Zeugniß der heiligen Schriften hat Chriſtus bei dem letzten Abendmahle ſeinen Jüngern Brod und Wein gegeben, und beigeſetzt: Das iſt mein Leib u. ſ. f.; das thuet zu meinem Andenken. — Darin liegt auch ſchon die Lehre von dem Leibe Chriſti und dem unblutigen Opfer, wie wir oben gezeigt haben; der Meſſe leſende Prieſter thut nur, was Chriſtus gethan hat. Ob die Heiden die Vorſtellung von einer materiellen Verbindung zwiſchen dem Himmliſchen und Irdi-

ſchen gehabt, und darauf die Nothwendigkeit der Opfer gegründet haben, wollen wir nicht unterſuchen; dem chriſtlichen Opfer liegt die Vorſtellung einer geiſtigen Verbindung zwiſchen dem Himmliſchen und dem Irdiſchen zu Grunde, und darauf ſind die Menſchen durch Offenbarung geführt worden; denn wir leſen, daß ſchon die erſten Menſchen Opfer gebracht haben; Chriſtus hat die verſchiedenen Opfer auf ein einziges zurückgeführt, und die Religion auch in dieſem Stücke verbeſſert: Man verſteht in der That die Schrift ſehr wenig, wenn man im Ernſte glaubt, daß Chriſtus allen Opferdienſt verworfen habe; die Anbethung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit ſchließt das Opfer nicht aus; und derſelbe Chriſtus, der Anbethung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit foderte; hat auch geſagt: Das thut zu meinem Andenken; glaubt man ihm in einem Stücke, warum nicht auch im andern? Das Chriſtenthum iſt bekanntlich Urſache, daß das Heidenthum untergegangen iſt; und nun ſollte das Chriſtenthum ſelbſt nur ein erneuertes Heidenthum ſeyn; ſo wäre alſo Heidenthum durch Heidenthum geſtürzt worden — welch ein Widerſpruch! Die Entdeckung, daß die Geſchichte Chriſti eine Mythe iſt, dürfte doch viel zu ſpät kommen; dieſes Vorgeben wird ſchon durch die Thatſache widerlegt, daß die Welt ſchon ſeit 1800 Jahren Chriſtus als den Sohn Gottes verehrt, und ſich ſeinen Geſetzen fügt. Man pflegt nicht dem nächſten Beſten zu glauben, der ſich allenfalls für den Sohn Gottes ausgiebt, ſondern ſieht auf ſein Leben, und ſchließt daraus auf die Wahrheit oder Falſchheit jenes Vorgebens. Hätten ſich alſo jene auſſerordentliche Dinge, die wir die Geſchichte Chriſti nennen, nicht wirklich ereignet, ſo wäre der Glaube, daß er der Sohn Gottes ſey, nicht entſtanden, viel weniger ſo allgemein geworden. Und wer ſollte denn die chriſtliche Mythologie geſchaffen haben? etwa die Apoſtel? Dieſe haben ſich hoffentlich nicht ſelbſt täuſchen wollen — oder ein Späterer? Dann hätte ſie den Apoſteln unterſchoben werden müſſen; aber man kann beweiſen, daß die Schriften der Apoſtel noch unverfälſcht ſind. Alſo von einer chriſtlichen Mythologie kann keine Rede ſeyn. —

Es gehört zu den Zeichen der Zeit, daß man die Geſchichte Chriſti von ſeiner Lehre trennt, und wünſcht, daß nicht einmal der Name Chriſtus bekannt ſeyn möchte, um die reine Lehre zu haben. Es kann dem aufmerkſamen Leſer nicht entgehen, daß in Europa das Chriſtenthum ſich ſeinem Untergange nähere. Wie es bei dem poſitiven Chriſtenthum bleiben kann, wenn man die Geſchichte Chriſti zur Mythe macht, kann ich wenigſtens nicht begreifen. Es iſt lediglich den wunderbaren Schickſalen und Thaten Chriſti zuzuſchreiben, daß die Welt chriſtlich geworden iſt, und noch wirklich iſt; die wunderbaren Umſtände ſeiner Empfängniß und Geburt, ſeine Wunder, beſonders aber ſeine Auferſtehung und Himmelfahrt machten es jedermann einleuchtend, daß er der Sohn Gottes ſey, und bewogen Juden und Heiden, ſich ſeinen Geſetzen zu fügen. Chriſtus ſelbſt weiſt auf ſeine Auferſtehung hin, und fodert, daß man ihm nicht ſo faſt um ſeiner Worte, als um ſeiner Thaten willen glaube. Zählt man nun jene Dinge, wodurch ſich Chriſtus Glauben verſchafft hat, unter die Fabeln, ſo geht bei dem Chriſtenthume der Charakter der Göttlichkeit verlohren, und jeder kann daraus machen, was er will. Ach! man ſehe doch, wohin es durch die erleuchtende Wiſſenſchaft gekommen iſt; Gott iſt nicht mehr das ſelbſtſtändige, ſeiner bewußte Weſen, ſondern nur mehr die Natur, oder eine unbekannte Kraft; die Begriffe von Recht und Gut ſind wunderlich verkehrt; offenbare Laſter werden zu Tugenden geſtempelt, die eigentlichen Tugenden aber als Thorheiten verlacht; alles Streben iſt ausſchließend auf Ehre, Reichthum und Genuß gerichtet. Man ſchließe von dem, was jetzt da und dort geſchieht, auf das, was geſchehen wird, wenn die Geſchichte Chriſti allgemein den Mythen beigezählt wird.

Die Geſchichte lehrt, daß der Verfall des Chriſtenthumes jedesmal Barbarei zur Folge gehabt hat; auch Europa geht einer ſolchen entgegen. Möge dieſe Schrift etwas beitragen, uns die Segnungen des Chriſtenthumes noch ferner zu erhalten. —

Verbeſſerungen.

Seite.	Zeile.				
1	16 v. o.	lies	Ergiebt	ſtatt	Er giebt.
37	3 v. u.	„	Niemand	„	Niewand.
45	15 v. o.	„	Sanchuniaton	„	Samhuniaton.
49	8 v. o.	„	Es	„	Er.
52	16 v. v.	„	Abenteurern	„	Abenteuren.
60	10 v. u.	„	wurden	„	wurde.
66	3 v. u.	„	Schwemmteich	„	Schwimmteich.
76	9 v. o.	„	Erlaſſung	„	Entlaſſung.
82	8 v. o.	„	wir verweiſen	„	verweiſen.
96	20 v. o.	„	Innen	„	Jenen.
98	11 b. u.	„	Welt iſt	„	Welt.
99	13 v. v.	„	kann ſie	„	kann.
100	16 v. v.	„	Königswürde	„	Königwürde.
117	5 v. o.	„	bekennt	„	bekennen.
—	6 v. o.	„	bekennen	„	beken.
142	13 v. o.	„	ſammelt	„	verſammelt.
143	6 v. u.	„	ſelig zu werden	„	ſelig zu ſeyn.
152	8 v. u.	„	das Daſeyn	„	Daſeyn.
162	15 v. o.	„	er	„	es.
170	13 v. u.	„	da	„	dann.
171	3 v. u.	„	den	„	dem.
174	2 v. o.	„	Fleiſch	„	Fleich.
180	10 v. o.	„	einzeln	„	einzelne.
181	5 v. u.	„	Worten	„	Weſen.
204	2 v. u.	„	nennen	„	nennt.
—	2 v. u.	„	Schlange	„	Schlage.
213	14 v. o.	„	gut iſt	„	gut.
234	13 v. o.	„	weil es.	„	welches.
239	12 v. o.	„	eine	„	etne.
248	11 v. o.	„	bleiben	„	blieben.
278	5 v. o.	„	unabhängig	„	abhängig.
—	19 v. o.	„	gäbe	„	gebe.
281	6 v. o.	„	Verwerfliches	„	verwerfliches.
286	17 v. o.	„	bei dieſer treffen alle	„	bei dieſer alle
289	19 v. v.	„	wen	„	wenn.

Buchbinder-Lehrwerkstätte
...m
...Günzburg
221 : 1
Digitized by Google

Digitized by Google